

**SERGEJ
LUKIANENKO**
**DIE RITTER
DER VIERZIG
INSELN**

ROMAN

HEYNE <

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Inschrift

Erster Teil - Burgen und Brücken

MORGENDÄMMERUNG

Kapitel 1 - EIN FOTO FÜR DIE ZEITUNG

Kapitel 2 - DIE BURG DES SCHARLACHROTEN SCHILDES

Kapitel 3 - DIE SPIELREGELN

Kapitel 4 - DIE SÜDBRÜCKE

Kapitel 5 - HOLZ UND STAHL

Kapitel 6 - INGA

Kapitel 7 - DIE DOPPELGÄNGER

Kapitel 8 - DER GEHEIMPLAN

Kapitel 9 - DAS UNGLÜCK

Kapitel 10 - DER VERRÜCKTE KAPITÄN

Kapitel 11 - DER RAPPORT DES BEOBACHTERS NR. 36

Zweiter Teil - Das BündniS

Kapitel 1 - DIE FLUCHT

Kapitel 2 - DIE ENTTARNUNG

Kapitel 3 - DIE NACHT DER ENTDECKUNGEN UND DER MORGEN DER ENTSCHEIDUNGEN

Kapitel 4 - HOLZSCHWERTERDIPLOMATIE

Kapitel 5 - FRIEDE UM DES KRIEGES WILLEN

Kapitel 6 - KÄPTEN TOM

Kapitel 7 - FÜNF AUF DEM OZEAN

Kapitel 8 - SERGEJ VON DER INSEL NR. 4

Dritter Teil Die ZerStörung

Kapitel 1 - DER DESERTEUR

Kapitel 2 - TOD AUF DER INSEL DER TAUSEND STEINE

Kapitel 3 - BESUCH BEIM VERRÜCKTEN KAPITÄN

Kapitel 4 - DIE GROSSE TÄUSCHUNG

Kapitel 5 - DIE REVOLTE DIE REVOLTE

Kapitel 6 - DIE BEFREIUNG

Kapitel 7 - DIE KAPELLE AUF DER INSEL NR. 36

Kapitel 8 - DAS TAGEBUCH DER KOMMUNARDEN

Kapitel 9 - WINTEREINBRUCH

Kapitel 10 - SABOTAGE UM MITTERNACHT

Vierter Teil - Die Ritter und die Außerirdischen

Kapitel 1 - DIE MASKE FÄLLT

Kapitel 2 - STURM AUF DAS ENDE DER WELT

Kapitel 3 - DER ÜBERLÄUFER

Kapitel 4 - DAS SCHIFF

Kapitel 5 - DIE GESCHICHTE DES VOGELMENSCHEN

Kapitel 6 - DIE RÜCKKEHR

Kapitel 7 - ZU HAUSE

Danksagung

Kinder können Krieg gegen Erwachsene führen.
Erwachsene führen auch Krieg gegen Kinder. Sie
sind verroht. Aber auf keiner Welt bekriegen sich
Kinder untereinander. Sie sind noch nicht vollkom men verrückt geworden!

Wladislaw Krapiw

Erster Teil

Burgen und Brücken

MORGENDÄMMERUNG

Früher wollte ich immer die Morgendämmerung sehen. Nein - nicht den Sonnenaufgang, da beginnt ja schon der Morgen. Sondern ich wollte genau den Moment abpassen, in dem die Nacht sich zurückzieht, in dem der dunkle Himmel fliederfarben und durchsichtig wird, mit einem Hauch Rosa im Osten. Aber es ist gar nicht so einfach, diesen Augenblick der Dämmerung zu erhaschen. Das ist fast so schwierig, wie den Moment, in dem man einschläft, bewusst zu erleben.

Eben noch herrscht tiefste, stockfinstere Nacht, als hätte sie noch einmal neue Kraft geschöpft in den Stunden vor Tagesanbruch. Doch dann verändert sich plötzlich etwas, unmerklich. Es vergeht noch die eine oder andere Minute, und auf einmal bemerkst du, wie Licht in die Finsternis sickert: Schwarze, unheimliche Silhouetten verwandeln sich in gewöhnliche Bäume, der Himmel wird klar und zartviolett. Das ist die Morgendämmerung! Wahrscheinlich kommt sie, wenn man die Nacht einfach nicht mehr ertragen kann. Dann ist noch nicht Morgen, es ist einfach das Ende der Dunkelheit. Das ist die Morgendämmerung!

EIN FOTO FÜR DIE ZEITUNG

Es geschah in einem fremden Stadtviertel. Ich balancierte eine schmale Bordsteinkante entlang und hielt dabei die Arme gespreizt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Das war natürlich kindisch, aber ich hatte einfach schlechte Laune.

Der Sommer verlief trostlos. Dabei hatte er ganz gut angefangen: Die siebte Klasse hatte ich mit tadellosen Noten abgeschlossen und rückte gleich in die neunte Klasse vor. Das lag nicht daran, dass ich ein Wunderkind bin und den Stoff der achten Klasse in ein paar Wochen lernen kann. Es ergab sich durch eine alberne Reform, der zufolge die Schule in Zukunft im Alter von sechs Jahren beginnen sollte und die Gesamtschulzeit auf elf Jahre begrenzt wurde. Deshalb wurden wir alle von der siebten in die neunte Klasse versetzt, was uns natürlich nur recht war. Wenn man nach dem Alter gefragt wurde, konnte man nun sagen: »Ich gehe in die neunte Klasse.« Das klingt doch schon ganz anders, als wenn man sagt: »Ich bin vierzehn.« Ein feiner Unterschied, nicht wahr?

Doch dann ging alles schief. Als hätten meine Freunde sich untereinander abgesprochen, fuhren sie alle gleichzeitig in irgendwelche Sommerlager oder mit den Eltern in schicke Badeorte. Einer war sogar in einem internationalen Computercamp und hatte mir ein Foto geschickt, auf dem er Arm in Arm mit zwei Amerikanern posierte. Die Amis sahen ziemlich zerknittert aus, wahrscheinlich rissen sich alle darum, mit ihnen fotografiert zu werden. Ich war ein bisschen neidisch. Noch schlimmer wurde die Lage durch die Tatsache, dass ich auch in unserem Viertel weit und breit als Einziger zu Hause geblieben war.

Ich sprang von der Bordsteinkante und stand an der Ecke einer kleinen Querstraße. Es gibt ja nichts Langweiligeres, als alleine durch Straßen zu laufen, die man von Kind auf kennt. Zumal unsere Stadt, wie die meisten Städte in der Umgebung, klein ist. Sie hat zwar einen Sonderstatus, weil es bei uns Fabriken gibt, in denen Satelliten und jede Menge Geheimtechnik gebaut werden. Aber das ist höchstens für ausländische Spione interessant.

Es blieb mir also nichts anderes übrig, als in der Stadt herumzuhängen und, so gut es ging, die Autorität unseres Viertels zu wahren, was hauptsächlich bedeutete, Prügeleien mit Jungs anderer Cliquen anzuzetteln.

Zwei Typen gingen an mir vorbei, vielleicht ein oder eineinhalb Jahre jünger als ich. Aus dem Augenwinkel bemerkte ich, dass einer von ihnen demonstrativ auf die Straße spuckte und mir verstohlen hinterhersah. Die beiden waren noch zu klein, um sich ernsthaft mit mir anzulegen, auch wenn ich der Fremde in ihrem Stadtviertel war. Immerhin fühlten sie sich mutig genug, in meiner Gegenwart verächtlich auszuspuken.

Ich blieb stehen und drehte mich zu den beiden um. »Wollt ihr eins auf die Schnauze?«, fragte ich mit gespielter Freundlichkeit.

Die beiden Jungen schwiegen betreten, denn sie wussten genau, dass ein falsches Wort ihnen eine handfeste Schlägerei eingetragen hätte. Daran waren sie offenbar nicht interessiert. Vermutlich hatte sie mein aggressives Auftreten eingeschüchtert, oder sie schätzten mich einfach als zu stark ein.

Mir selbst war auch nicht nach einer Rauferei zumute. Ich grinste überlegen und ging weiter. Die Jungs zischten mir irgendetwas hinterher, um sich einen Rest an Ehre zu bewahren, aber so leise, dass ich darauf verzichtete, mich abermals umzudrehen und die Unterhaltung fortzusetzen.

Ich wollte zum Park. Dort würde ich vielleicht Bekannte treffen, die sich schon am Morgen zum See aufgemacht hatten. Schlimmstenfalls würde ich eben alleine baden müssen.

In unserer Stadt gibt es einen wunderschönen Park mit riesigen, teilweise über hundert Jahre alten Bäumen. Als man die Stadt baute, blieb der Wald an dieser Stelle unberührt, man entfernte nur Buschwerk und alte, abgestorbene Bäume.

An dem kleinen See inmitten des Parks hatte man einen makellosen Sandstrand aufgeschüttet. Ich stellte mir vor, wie ich mich in Windeseile ausziehen, meine Klamotten auf eine Bank werfen und ins Wasser laufen würde. Meine Laune besserte sich augenblicklich. Was gibt es Schöneres in den Ferien als Sonne, Hitze und ein kühlendes Bad? Na, höchstens ein richtig spannendes Abenteuer.

Da hörte ich auf einmal eine laute Stimme hinter mir. »Hey, du!«

Ich drehte mich um und sah einen groß gewachsenen Mann, den ich nicht kannte, auf mich zulaufen. Um seinen Hals hing eine lederne Fototasche, und sein Gesicht glühte hochrot vor Anstrengung. Er mochte schätzungsweise dreißig Jahre alt sein, war ziemlich dick, trug ein dunkel kariertes Hemd und eine weite Schlabberhose.

Was dieser Kerl wohl von mir wollte?, überlegte ich und nahm gleichzeitig den Verkehrslärm von der Straße und das endlose Geplapper alter Frauen auf einer Parkbank wahr. Hier konnte ja wohl kaum etwas Außergewöhnliches passieren, am Eingang des Parks, um die Mittagszeit an einem heißen Sommertag, vor allen Leuten. Das dachte ich damals.

Der Mann mit der Fototasche blieb keuchend vor mir stehen, strich sich die Haare aus dem Gesicht, lächelte zufrieden und fragte: »Junge, willst du dich für die Zeitung fotografieren lassen?«

Um ehrlich zu sein, auf so eine Frage gibt es nur eine Antwort. Der Mann wartete mein Einverständnis auch gar nicht erst ab. Hektisch hantierte er an seiner Kamera und redete ununterbrochen auf mich ein. Er sei Reporter der Stadtzeitung, es ginge um einen großen Artikel über die Jugend in unserer Stadt, und natürlich bräuchte man dazu ein paar anständige Fotos von jungen Leuten. Irgendetwas an mir hatte dem Journalisten anscheinend gefallen, und nun wollte er unbedingt ein Foto von mir für seinen Artikel.

Ich hatte noch nie im Leben einen richtigen Zeitungsreporter gesehen, aber auf jeden Fall hätte ich mir so jemanden anders vorgestellt, sicher nicht so verschwitzt und zerzaust. Wenn mich dieser Typ gefragt hätte, ob ich ihn zu einem anderen Platz begleiten würde, um das Foto zu machen, hätte ich das garantiert abgelehnt - es gibt ja solche und solche Leute. Der Reporter jedoch fand den belebten Park mit den neugierigen alten Frauen und einem ganz in der Nähe postierten Polizisten mehr als geeignet für sein Vorhaben.

Allem Anschein nach bin ich wirklich ausgesprochen fotogen, das behauptete auch meine Klassenkameradin Inga, ein sehr nettes und kluges

Mädchen übrigens. Allerdings weiß man bei ihr nie so recht, ob sie etwas ernst meint oder nur im Scherz sagt. Manchmal streite ich mich deswegen sogar mit ihr.

Der Reporter nahm mich mit seiner Kamera ins Visier. Um seinen Mund spielte ein eigenartiges Grinsen. Ich dachte, so sehe ich aus, wenn ich mich schuldig fühle, mich aber nicht traue, etwas zuzugeben. Mit einem Mal bekam ich Angst. Doch der Finger des Reporters senkte sich bereits auf den Auslöser.

Die Kamera klackte. Sie klackte außergewöhnlich laut, das Auslösergeräusch normaler Kameras ist viel leiser.

Und dann wurde es dunkel.

DIE BURG DES SCHARLACHROTEN SCHILDES

Die Dunkelheit schloss mich von allen Seiten ein. Ich wollte schreien, aber ich konnte nicht, versuchte, mich zu bewegen - vergeblich. Um mich herum waren nur Dunkelheit und Kälte, sonst nichts. Mich überkam ein völlig taubes Gefühl, als wäre ich selbst nicht mehr da.

Dann explodierte die Dunkelheit. Es war wirklich eine richtige Explosion mit einem lauten Knall, ich wurde herumgewirbelt und stellte erleichtert fest, dass ich meinen Körper wieder spüren konnte. Im selben Augenblick jedoch gewahrte ich mit Schrecken, dass ich keinen Boden unter den Füßen hatte.

Ich schwebte in der Luft, etwa zehn Meter über dem Boden des P... Nein, nicht des Parks. Der Park war nicht mehr da! Unter mir befand sich eine etwa zwei Kilometer breite, rosafarbene Insel mit einem kleinen, runden See in der Mitte. An ihren sandigen Ufern standen einige fremdartig anmutende Bäume mit kleinen, dunkelgrünen Blättern. Nichts regte sich. Rund um die Insel erstreckte sich bis zum Horizont tiefblau und erhaben das Meer, gischtweiße Wellenkämme hingen wie erstarrt in der Luft.

Auf einmal geriet alles in Bewegung: Die Wellen machten einen Ruck und rauschten über den Sand. Plötzlich war es auch nicht mehr kalt. Stattdessen umströmte mich selbst für den Sommer ungewöhnlich warme Luft, und salzige, ja fast etwas zu salzige Wasserspritzer klatschten mir ins Gesicht.

Ich befand mich im freien Fall. Im heißen Luftstrom drehte es mich zur Seite und in dieser seitlichen Lage, mit gerade noch rechtzeitig ausgestreckten Armen, schlug ich auf dem Ufer der Insel Nr. 36 auf.

Die Schmerzen waren so heftig, dass mir die Tränen kamen, noch bevor ich wieder völlig bei Bewusstsein war.

Dann berührte etwas Kühles meine Stirn, und ich hörte eine leise Stimme sagen: »Wenn er stirbt, ist es deine Schuld, Chris. Ich hatte gestern noch gesagt, dass der Landeplatz zu klein ist.«

Es war eine zarte, etwas ärgerlich klingende Mädchenstimme. Im ersten Moment verstand ich nicht, von wem sie sprach, doch dann wurde mir schlagartig klar, wen das Mädchen gemeint hatte: *Ich* sollte sterben? Schwachsinn! All meine Kraft zusammennehmend, öffnete ich die Augen.

Unter mir war Sand, weicher, heißer Sand. Über mir spannte sich ein azurblauer, wolkenloser Himmel, in dessen Wölbung wie gemalt eine gelbe Sonnenscheibe hing. In dieses Bild ragten die über mich gebeugten Körper von Jungen und Mädchen, die ich nicht kannte. Eines der Mädchen hielt seine feuchte Hand an meine Stirn, schaute mir in die Augen und strahlte über das ganze Gesicht.

»Es geht dir schon besser, nicht wahr?«, hauchte sie.

»Jaja«, erwiderte ich reflexartig.

Das alles war zu viel für mich. Zuerst so ein langweiliger Tag, der sich zäh wie Kaugummi hinzieht, dann fällst du plötzlich vom Himmel und schlägst auf irgendeiner Insel auf ... Mich packte die blanke Angst: Wie um Himmels willen war ich hierhergekommen? Schließlich hatte ich gerade eben noch am Eingang des Stadtparks vor einem schwitzenden Fotografen gestanden, der sein Objektiv auf mich richtete.

Ich hätte wirklich allen Grund gehabt, in Panik auszubrechen. Doch als ich die Jungen und Mädchen um mich herum misstrauisch musterte, bemerkte ich, dass sie mich alle unverhohlen angrinsten. Nicht unbedingt höhnisch, aber trotzdem ... Es war ein wissendes Grinsen! Sie wussten, was hier gespielt wird! Also würde ich es auch erfahren. Meine Angst war im Nu verflogen. Ich stand auf und sah mich um, ohne die anderen weiter zu beachten.

Die Insel war wirklich klein. Und dann noch der See in der Mitte! Das Ganze sah aus wie eine Art rosa Kringel. Ein höchstens achthundert Meter breiter Ring aus feinem Sand. An manchen Stellen ragten spitze Steine und knorrige Korallenbäumchen aus dem Sand. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn ich auf einem dieser Gebilde gelandet wäre. Der Gedanke daran jagte mir einen Schauer über den Rücken - einen Schauer der angenehmen Art, wie er sich einstellt, wenn man knapp am Unglück vorbeigeschrammt ist.

An einem Ende der Insel erhob sich ein flacher Sandhügel, der mit ein paar kargen Büschen und welkem Gras bewachsen war. Ich drehte mich um, um den Rest zu inspizieren, und traute meinen Augen nicht: Etwa vierzig Meter von mir entfernt erhob sich eine Burg aus dem Sand. Eine kleine, hübsche Burg, die sich dicht ans Ufer schmiegte und über das Wasser ragte. Sie hatte alles, was zu einer richtigen Burg gehört: hohe Mauern aus rosa Marmor, einen zehn bis fünfzehn Meter hohen Wachturm, schmale Schießscharten und ein graues Eisentor. Und als wäre das noch nicht erstaunlich genug, spannten sich von den drei dem Meer zugewandten Seiten der Burg schmale, rosafarbene Brückenbögen über das Meer. An ihrem Scheitelpunkt erhob sich jede dieser Brücken in schwindelerregende Höhen, um sich am anderen Ende auf eine in der Ferne liegende Insel herabzusenken, wo sie an eben solch einer Burg verankert war. Es war ein wirklich hübscher Anblick, der mich in jenem Moment allerdings wenig interessierte, genauso wenig wie die Frage, wie es möglich war, auf einer gottverlassenen Insel im Meer so eine Burg und solche Brücken zu erbauen. Vielmehr ärgerte ich mich maßlos darüber, dass ich beim Herunterfallen nichts von alledem gesehen hatte und jetzt mit offenem Mund und wie ein Vollidiot dastand.

»Was glotzt ihr mich so an?«, fuhr ich die umstehenden Jungen und Mädchen barsch an. »Bin ich hier im Zoo, oder was?«

Sie zeigten sich von meiner Grobheit ungerührt.

Der Älteste von ihnen, dem Äußeren nach zu schließen etwa siebzehn Jahre alt, also drei Jahre älter als ich, sagte: »Respekt, du hast ja überhaupt keine Angst«, und begrüßte mich mit Handschlag. »Ich heiße Chris.«

»Dima«, brummte ich.

Alle um mich herum waren sonnenegerbt und braun gebrannt, was angesichts ihrer spärlichen Bekleidung und der gnadenlos vom Himmel sengenden Sonne nicht weiter verwunderlich war. Die Jungen trugen einfach Badehosen oder unverkennbar selbst abgeschnittene kurze Hosen

mit ausgefranstem Saum. Nur zwei von ihnen hatten noch schlabberige T-Shirts an. Die jüngeren Mädchen trugen auch Shorts und Hemdchen, nur die Älteste, deren Stimme ich als Erstes vernommen hatte, als ich das Bewusstsein wiedererlangte, hatte ein kurzes, verblichenes Kleid an. Am ordentlichsten sah noch Chris aus, der kurze Jeans und ein schwarzes T-Shirt trug. Allerdings hatte er, wie die anderen Jungen auch, lange Haare, die ziemlich wüst um seinen Kopf herum abstanden - wie bei einem Stachelschwein. Eine so üppige Haarpracht konnte niemand in unserer Klasse vorweisen, nicht einmal eines der Mädchen. Ich musste ein bisschen darüber schmunzeln, denn ich konnte ja nicht ahnen, wie ich selbst nach ein paar Monaten auf einer einsamen Insel aussehen würde. Nur einer der Jungen, der etwa in meinem Alter war, trug kurze, wenn auch etwas dilettantisch geschnittene Haare. Am schmalen Gürtel seiner Jeans hing ein kleiner Disc-Man. Einen der Kopfhörer, aus denen blechern ein Rhythmus schepperte, hatte er zur Seite geschoben, um dem Gespräch folgen zu können. Wie ich später erfuhr, war sein Spitzname Meloman. So nennt man bei uns einen Musikfanatiker.

Der Kleinste von allen, etwa elf Jahre alt, trug eine orangefarbene Badehose und ein lustiges weißes Sonnenkäppi.

»Unsere Burg ist die Burg des Scharlachroten Schildes! Es ist die beste Burg auf den Inseln!«, rief er vorlaut.

Dann wich er ein paar Schritte zurück, als hätte er Angst vor der eigenen Courage bekommen. Alle lachten. Ich musste auch ein wenig lachen, denn so viel war klar: Mir war nichts passiert, und die Jungen und Mädchen hier schienen ganz in Ordnung zu sein.

DIE SPIELREGELN

Die Burg war nicht groß, aber mit dem Nötigsten ausgestattet. Zu ebener Erde befanden sich der Thronsaal, ferner ein langer, schmaler Raum, der Turniersaal genannt wurde, die Küche, in der die Mädchen das Essen zubereiteten, sowie einige Lagerräume. Im oberen Stockwerk waren die Schlafräume untergebracht. Die Jungen wohnten in sechs kleinen Kammern, jeweils zu zweit in einer. In zwei weiteren großen Kammern wohnten die Mädchen, in der einen die jüngeren drei, Tanja, Lera und Olja, in der anderen das älteste Mädchen Rita. Insgesamt lebten, mich nicht mitgerechnet, sechzehn Jungen und Mädchen auf der Insel. Der Älteste war Chris, der Jüngste der kleine Junge mit dem Käppi. Alle behandelten ihn wie einen kleinen Bruder und nannten ihn etwas herablassend Maljok, was so viel bedeutet wie »der Kleine«.

Nach meiner unsanften Landung wurde ich vom »Empfangskommando« in den Thronsaal, den größten Raum der Burg, geführt. Einen Thron gab es hier nicht und auch nur wenige Stühle. Mitten im Saal stand ein riesiger runder Tisch, an dem sichtlich der Zahn der Zeit genagt hatte: Die stark nachgedunkelte, hölzerne Tischplatte war von tiefen Schrammen und Scharten übersät. Um den Tisch herum standen dicht an dicht etliche umgedrehte Holzfässer, auf denen sich nun alle niederließen. Eine derartige Einrichtung hätte man eher in der Kajüte eines alten Segelschiffs erwartet als im Thronsaal einer Ritterburg.

In zwei Wänden des Saals waren breite, verglaste und innen mit einem dicken Eisengitter gesicherte Fenster eingelassen, wodurch der Raum sehr hell wirkte. An einer der beiden fensterlosen Wände hing ein runder, scharlachroter Schild, der mindestens zwei Meter Durchmesser hatte. Man sah auf den ersten Blick, dass er nicht als Waffe, sondern nur als Emblem diente.

Mir wurde einer der wenigen richtigen Stühle zugewiesen. Kaum hatte ich Platz genommen, begannen die versammelten Bewohner der Insel Nr. 36, aufgeregt auf mich einzureden und mir tausend Sachen zu erklären. Da alle durcheinanderschrien und sich ständig gegenseitig unterbrachen, verstand ich kein Wort von dem, was sie mir zu sagen versuchten. Chris beendete das fruchtlose Chaos, indem er alle zum Schweigen brachte und selbst zu erzählen begann. Ich hörte ihm zu und wusste nicht, ob ich über seine Worte lachen oder weinen sollte. Letzteres wäre wohl eher angebracht gewesen.

Alle Jungen und Mädchen waren auf dieselbe Weise wie ich auf die Insel geraten. Ein Fremder hatte sie gebeten, sich fotografieren zu lassen, für eine Zeitung oder einfach so, sie hatten zugestimmt - und sich, ehe sie sich's versahen, auf der Insel wiedergefunden.

Die Sache war eigentlich klar, aber ich fragte sicherheitshalber trotzdem nach: »Der Typ war also gar kein Journalist?«

»Natürlich nicht«, erwiderte Chris. »Er benutzte nur ein Gerät, das als Fotokamera getarnt war.«

»Was war er denn dann?«, wollte ich wissen.

Chris und die anderen tauschten ein paar ratlose Blicke aus, als seien sie sich nicht ganz sicher, ob man mir alles erzählen sollte.

Endlich antwortete Chris: »Ein Außerirdischer. Der Typ, der dich fotografiert hat, war überhaupt kein Mensch. Und diese Insel hier befindet sich auch nicht auf der Erde, sondern irgendwo auf einem anderen Planeten.«

Mir stockte das Blut in den Adern. Ich war fassungslos, und zwar weniger über das, was Chris mir soeben offenbart hatte, als über die Seelenruhe, mit der er es ausgesprochen hatte. Ich konnte mich nicht beherrschen.

»Woher willst du denn das wissen?«, fragte ich herausfordernd.

»Sie haben es uns selbst gesagt.« Chris legte mir den Arm um die Schulter und fügte hinzu: »Sei nicht sauer, Dima, wir können auch nichts dafür. Ich lebe jetzt schon sieben Jahre auf dieser Insel.«

»Was?« Ich sprang auf. Sieben Jahre? Sollte das heißen, dass ich auch so lange hier bleiben musste? Und Mama und Papa, was sollten die denken? Sie würden mich doch suchen und sich ausmalen, dass ich ertrunken bin oder mir sonst was Schreckliches zugestoßen ist.

Weder Chris noch ich wussten zu jenem Zeitpunkt, dass uns zu Hause keineswegs jemand suchte und dass das, was mit uns passierte, wesentlich subtiler als eine gewöhnliche Entführung war.

»Komm mit!«, sagte Rita unvermittelt, fasste mich behutsam an der Hand und zog mich mit sich fort.

Willenlos folgte ich ihr. Auch Chris schloss sich uns an, während die anderen im Thronsaal blieben.

Die beiden sind wohl die Chefs hier, dachte ich. Da fiel mir plötzlich noch etwas anderes ein, das mir unter den Nägeln brannte.

»Chris, warum hast du so einen komischen Namen?«, fragte ich.

»Das ist kein komischer, sondern ein englischer Name«, erwiderte Chris etwas betreten. »Ich bin eben Engländer.«

Das gab mir den Rest. Jetzt war ich so weit, alles zu glauben, was mir hier erzählt wurde.

»Wir haben auch einen Janusch aus Polen hier«, erläuterte Rita mit ruhiger Stimme. »Alle anderen sind aus Russland wie wir. Und jeden Monat taucht irgendein Neuer auf. Nur normalerweise werden die Neuen nicht von so weit oben abgeworfen. Du bist ja aus fast zehn Metern Höhe auf den Sand geknallt. Ich habe schon befürchtet, dass du das nicht überlebst, aber anscheinend hältst du ganz schön was aus.«

Rita und Chris führten mich in eine kleine Kammer, in der zwei Betten standen. An einer Wand hingen zwei gekreuzte Schwerter. Zuerst dachte ich, sie wären echt und nur etwas ungewöhnlich gefärbt, doch dann erkannte ich, dass es sich um Spielzeugschwerter aus Holz handelte. Immerhin waren sie sehr kunstvoll gemacht. Kein Vergleich zu den stümperhaft zurechtgeschnitzten Stöcken, die meine Freunde und ich früher beim Ritterspielen als Schwerter benutzt hatten.

»Leg dich hin und schlaf dich aus«, sagte Chris fürsorglich. »Morgen erklären wir dir alles ganz genau, und du kannst die Burg besichtigen.«

Ich war tatsächlich müde, und zumindest für den Moment wollte ich nichts anderes, als alles um mich herum vergessen. Eine Sache musste ich aber unbedingt vorher noch klären.

»Chris, kann man von hier nicht mehr nach Hause zurück? Ist das ... für immer?«, fragte ich, und Angstschweiß trat mir auf die Stirn.

Er zögerte einen Moment, der mir wie eine Ewigkeit vorkam. Dann sprach er zum Glück genau das aus, was ich hören wollte: »Man kann zurückkehren, Dima. Aber es ist sehr schwierig.«

Egal. Ich würde auf jeden Fall zurückkehren. Ganz sicher!

In der Kammer waren keine Bettdecken vorhanden. Sie wären auch vollkommen überflüssig gewesen bei so einer Hitze. Ich zog die dünne Tagesdecke von meinem Bett, legte mich auf das kalte, weiße Leintuch und schlief schon nach wenigen Minuten ein.

Als ich am nächsten Morgen die Augen öffnete, wusste ich sofort wieder, wo ich war, und mir klangen noch Chris' letzte Worte in den Ohren: Man kann zurückkehren! Auf dem Bett neben mir lag Maljok. Kaum hatte ich mich aufgesetzt, sprang auch er auf. Wahrscheinlich hatte er schon lange nicht mehr geschlafen und nur darauf gewartet, dass ich aufwachte. Etwas schüchtern lächelten wir uns zu. Er war wirklich noch sehr klein. Das eine oder andere würde ich aber sicher auch von ihm in Erfahrung bringen können.

»Maljok, wo sind die anderen alle?«

»Auf den Brücken«, antwortete er bereitwillig. »Und die Mädchen machen das Mittagessen.«

»Und du?«

»Ich sollte bei dir bleiben«, erwiderte er etwas verlegen, »dir alles zeigen und vom Großen Spiel erzählen.«

So hörte ich also zum ersten Mal vom Großen Spiel. Natürlich fragte ich ihn sofort, was es damit auf sich hat.

Maljok verzog fast ein wenig ärgerlich das Gesicht über meine Frage. »Ach, das Große Spiel«, begann er mit einem Seufzer, als spräche er über einen belanglosen alten Hut. »Das ist eigentlich ganz einfach. Es gibt drei Hauptregeln: Man darf nicht weiterspielen, nachdem die Brücken getrennt wurden, man darf nicht absichtlich verlieren, und man darf nicht zum Himmel blicken, wenn die Sonne untergeht.«

So erfuhr ich also zum ersten Mal von den Regeln des Großen Spiels, wenn mir deren Sinn auch, gelinde gesagt, schleierhaft blieb.

Inzwischen hatte Maljok eines der Holzscheren von der Wand genommen und drückte es mir in die Hand. Es sah unglaublich echt aus. Am ausgestreckten Arm hielt ich es vor mir und betrachtete es fasziniert.

»Es ist das Schwert von Timur«, sagte Maljok, »aber du bekommst ein genauso schönes. Chris hat versprochen eines für dich auszusuchen.« Unerwartet ernst fügte er hinzu: »Um ehrlich zu sein, mit Waffen sieht es bei uns eher mau aus.«

Nun hatte ich also zum ersten Mal eine Waffe des Großen Spiels in der Hand. Zärtlich ließ ich die Holzklinge des schönen Schwerts durch meine Hand gleiten.

Ich sah Maljok erwartungsvoll an: »Und jetzt erklärst du mir alles ganz genau, ja?«

DIE SÜDBRÜCKE

Die Geschichte, die Maljok mir erzählte, war idiotisch, lächerlich und beängstigend zugleich. In einem Meer oder in einem Ozean, vielleicht sogar auf einem vollständig mit Wasser bedeckten Planeten, gab es vierzig kleine Inseln; auf jeder erhob sich eine Burg mit eigenem Emblem und eigenem Namen. Jede Insel, genauer gesagt jede Burg, war durch Brücken mit drei Nachbarinseln verbunden.

Unsere Nachbarinseln trugen die Nummern 12, 24 und 30, beim Namen genannt waren es die Inseln der Fröhlichen Brüder, des Heißen Wassers und der Schwarzen Sterne. Dem Eiland, auf das es mich verschlagen hatte, war die Nummer 36 zugedacht. Auf jeder Insel lebten etwa zehn bis zwanzig Jungen und Mädchen, die auf dieselbe Art und Weise wie wir dort gelandet waren. Alle zusammen spielten das Große Spiel. Was das für ein Spiel war? Na - so eine Art Ritterspiel. Man kämpfte mit Schwertern und Dolchen aus Holz und versuchte, die Nachbarinseln zu erobern.

»Wozu eigentlich?«, fragte ich spontan.

Geduldig setzte Maljok mich ins Bild: »Sieger ist diejenige Insel, deren Rittern es gelingt, alle vierzig Inseln zu erobern. Und alle Kinder, die auf dieser Siegerinsel leben, dürfen nach Hause zurück. Auf die Erde.«

»Und wie viele Inseln habt ihr schon erobert?«

Maljok zuckte mit den Achseln. »Noch keine. Die Insel Nr. 12 hatten wir zwar schon mal erobert. Aber dann gab es einen Sklavenaufstand.«

»Was für Sklaven denn?«

»Na, die Ritter von der Insel Nr. 12. Nachdem wir die Insel erobert hatten, wurden sie unsere Sklaven. Sie mussten für uns kämpfen. Auf die Erde hätten sie sowieso nicht zurückkehren dürfen.«

Schöner Mist! Da hätte ich auch einen Aufstand gemacht. Für jemand anders das Spiel gewinnen und dann auf den Inseln bleiben müssen, so weit kommt's noch. Mir schossen so viele Gedanken durch den Kopf, dass ich völlig den Faden verlor und gar nicht wusste, wo ich zuerst nachhaken sollte. Aber Maljok wirkte ohnehin schon etwas genervt von meiner Fragerei.

»Komm, Dima«, sagte er ungeduldig, »gehen wir vor dem Frühstück noch ans Meer zum Baden.«

Ja, das Meer! Jetzt fiel mir wieder ein, wie verlockend es am gestrigen Abend in der untergehenden Sonne geglitzert hatte. Es mochte ja sein, dass diese Insel ein Gefängnis war. Aber das Meer war daran gewiss nicht schuld!

Entschlossen sprang ich aus meinem Bett. »Gehen wir, ich ziehe mir nur was an.«

»Du solltest deine Jeans abschneiden«, riet mir Maljok mit Oberlehrermiene. »Leih dir von den Mädchen eine Schere und mach dir eine kurze Hose draus. Bei der Hitze ...«

Eigentlich war das kein schlechter Rat, trotzdem hatte ich keine Lust, ihm zu folgen. Irgendwie ging mir die Idee gegen den Strich, denn es hätte ja bedeutet, dass ich mich damit abfinde, für längere Zeit auf der Insel bleiben zu müssen. Unschlüssig hob ich die Schultern und zog den Gürtel meiner Jeans fest.

»Einen coolen Gürtel hast du da«, flötete Maljok mit Kennerblick.

Was an meinem Gürtel cool sein sollte, erschloss sich mir nicht. Es war ein normaler brauner Ledergürtel, der nicht einmal besonders gut zu meiner abgewetzten Jeans passte.

»Er hat eine schöne schwere Schnalle«, dozierte Maljok. »Wenn dir im Kampf mal das Schwert zerbricht, kannst du dich mit dem Gürtel verteidigen.«

Ich lachte laut auf. Die Schnalle war in der Tat ein Mordinstrument. Selbstverständlich konnte man damit wesentlich heftiger zuschlagen als mit einem dünnen Holzsword.

Wir verließen unsere Kammer und folgten einem schmalen Gang, der wie die gesamte Burg aus rosa Marmor bestand. Maljok lief voraus, stieß sämtliche Seitentüren auf und kreischte irgendeinen Unsinn hinein. Das waren die Kammern der anderen Jungen, in denen sich jedoch niemand aufhielt.

»Was machen die anderen denn auf den Brücken?«, erkundigte ich mich.

»Sie halten Wache, damit uns keiner angreifen kann«, erwiderte Maljok, der jetzt bestens gelaunt war.

Wir stiegen eine Treppe hinunter, die zu den unteren Räumen führte. Nachdem wir den Thronsaal passiert hatten, gelangten wir am Ende des Gangs zur Küche, deren hölzerne Tür sperrangelweit offen stand.

Maljok steckte den Kopf hinein und trompetete los: »Huhu, Rita, der hungrige Stamm der Wasserindianer geht zum Meer!«

»Geht nur«, gab Rita gelassen zurück. An Maljoks schrilles Organ war sie offenbar schon gewöhnt. »Aber in zwei Stunden räume ich das Frühstück weg, danach gibt's nichts mehr bis zum Mittagessen.«

Inzwischen hatte ich mich neben Maljok geschoben und lugte neugierig in den Raum. Rita stand an einem wuchtigen Holztisch und war damit beschäftigt, Brot aufzuschneiden. Sie sah von ihrer Arbeit auf und lächelte zu uns herüber.

»Guten Morgen, Dima!«, rief sie. »Gut geschlafen?«

»Ja danke, guten Morgen«, gab ich etwas schüchtern zurück.

»Macht, dass ihr an den Strand kommt.« Rita sprach mich an. »Heute ist ja dein erster Tag, Dima, und am ersten Tag hat man traditionell frei.«

»Und ich bin heute als Dimas Begleiter eingeteilt und habe deshalb auch frei!«, verkündete Maljok.

Wir winkten Rita zum Abschied kurz zu und verließen die Burg durch das schwere Eisentor, das beim Öffnen und Schließen jämmerlich quietschte. Augenblicke später tobten wir bereits ausgelassen im warmen, salzigen Meer. Die Vormittagssonne schien kraftvoll vom Himmel und ließ ihr gleißendes Licht auf den Wellen tanzen. Wir blieben so lange im Meer, bis es uns selbst im warmen Wasser kalt wurde und ich mir ernsthaft Sorgen zu machen begann, wir könnten das Frühstück verpassen.

Maljok blickte prüfend zum Himmel. »Dem Sonnenstand nach zu schließen«, schlaumeierte er, »können wir uns locker noch ein halbes Stündchen in der Sonne wärmen.«

Unter der rosa Burgmauer legten wir uns rücklings in den Sand, und zwar so, dass unsere Gesichter im Schatten lagen, während unsere Körper in der Sonne bräunten.

»Wie heißt du eigentlich mit richtigem Namen, Maljok?«, fragte ich.

»Igor. Aber es gibt hier noch drei andere Igors außer mir, da ist der Spitzname ganz praktisch.«

Den Kopf etwas zur Seite gedreht, musterte ich den kleinen Jungen aus dem Augenwinkel. Plötzlich fiel mir auf, dass er genau so aussah, wie ich mir den kleinen Lillebror aus Astrid Lindgrens Karlsson-Büchern immer vorgestellt hatte.

»Hast du *Karlsson auf dem Dach* gelesen?«, konnte ich mir nicht verkneifen zu fragen.

»Nö«, entgegnete er etwas betreten. »Als ich hier ankam, konnte ich noch nicht lesen. Und hier gibt es diese Bücher nicht. Aber Rita hat mir davon erzählt.«

»Maljok, erklär mir noch mal die Regeln des Großen Spiels«, bat ich.

Mein Begleiter seufzte tief auf, wie ein Lehrer, der es mit einem vollkommen begriffsstutzigen Schüler zu tun hat.

»Also gut. Ziel des Spiels ist es, die anderen Inseln zu erobern.« Maljok sprach etwas gestelzt, wie ein Erwachsener. »Als Waffen werden Schwerter und Dolche eingesetzt. Der Lange Igor hat auch eine Armbrust.«

»Mit Holzpfeilen?«

»Logisch. Man darf sich nicht mit den Rittern einer anderen Insel absprechen und sie absichtlich gewinnen lassen. Und nachts darf nicht gekämpft werden.«

»Warum?«, fragte der begriffsstutzige Schüler.

»Nachts öffnet sich ein Spalt in den Brücken. Verstehst du, die Brücken sind aus einem Stein gemacht, der sich bei Erwärmung ausdehnt. In der Mitte jeder Brücke ist ein Spalt. Wenn sich die Brücken am Morgen aufheizen, schließt sich der Spalt, und die Brücke ist durchgehend. Sobald aber die Sonne untergeht oder wenn sehr trübes Wetter ist, schieben sich die Brückenhälften auseinander. Dabei entsteht ein etwa vier Meter breiter Zwischenraum, den man nicht überspringen kann. Und man darf es auch gar nicht versuchen, sondern muss das Spiel sofort beenden.«

»Und wenn man trotzdem drüberspringt?«, bohrte ich nach.

Maljok sah mich zornig an. »Das ist verboten! Dann wird man bestraft.«

»Von wem?«

Er blickte zum Himmel und sagte widerwillig: »Na, von diesen Außerirdischen eben. Wir hatten einen Jungen bei uns, er hieß Rostik, der hat einmal nach Sonnenuntergang, als der Spalt in der Brücke schon offen war, einen Pfeil abgeschossen. Am selben Abend ist er dann beim Baden im Meer ertrunken.«

Besorgt blickte ich zum Himmel, der sich blau und klar über das Meer wölbte. Es waren weder fliegende Untertassen noch geflügelte Monster zu sehen. Trotzdem hatte ich, wie Maljok wahrscheinlich auch, das Gefühl, dass wir von dort oben beobachtet wurden, von etwas Unsichtbarem und Bedrohlichem. Bis jetzt war ich noch guten Mutes gewesen, schließlich war es ja nur ein Spiel. Viel mehr als ein paar Beulen konnte man mit einem Holzsword auch nicht anrichten. Aber dieser Rostik war ertrunken. Und weswegen? Wegen einer blödsinnigen Spielregel!

»Und warum darf man bei Sonnenuntergang nicht zum Himmel schauen?«, fragte ich, als mir diese noch viel blödsinnigere Regel wieder einfiel.

»Keine Ahnung«, gab Maljok zu, »aber wenn du es machst, wirst du auf der Stelle blind.«

Das Rauschen der Brandung und die wärmende Sonne waren mir jetzt gründlich verleidet. Wir waren nicht nur auf einer Insel gefangen, es drohte noch Unheil von oben. Der feine Sand, auf dem ich eben noch so wohlig gelegen hatte, fühlte sich auf einmal kratzig an und ekelhaft trocken wie schmutziger Straßenstaub. Ich stand auf.

»Los, gehen wir frühstücken«, schlug ich vor.

»Okay«, seufzte Maljok, dessen Laune nun auch etwas getrübt schien.

Auf dem Rückweg wateten wir noch ein Stück durchs seichte Wasser und ließen uns kleine Wellen um die Beine plätschern. Am Grund huschten kleine Fischchen umher.

»Zum Angeln ist es sehr praktisch, dass die Burg direkt am Meer steht«, sagte Maljok. »Wir können die Angelleinen von der Mauerbrüstung herunter ins Meer auswerfen. Die Mädchen kochen eine leckere Fischsuppe.«

Rosa glühte die Burg in der Sonne. In diesem Licht sah sie aus wie eine bemalte Spielzeugburg aus Holz.

Man müsste diese Außerirdischen vernichten und hier ein Feriencamp einrichten, dachte ich.

Das war natürlich ein absurder Gedanke. Wie sollten wir Außerirdische vernichten, die uns entführt und - mir nichts, dir nichts - auf einen anderen Planeten verfrachtet hatten? Sie waren uns Menschen gewiss technisch haushoch überlegen. Vermutlich konnte nicht einmal eine ganze Armee etwas gegen sie ausrichten. Nein, nein, dieses Spiel mussten wir nach ihren Regeln gewinnen.

Wir waren schon kurz vor dem Tor, als es sich plötzlich quietschend öffnete und Rita uns entgegengelaufen kam. Sie sah so verschreckt aus,

dass ich unwillkürlich in das Tor hineinspähte. War da jemand hinter ihr her?

»Maljok, Dima! Auf der Südbrücke...«, keuchte Rita, und mehr erfuhren wir nicht von ihr, denn vor lauter Schluchzen und Weinen konnte sie kein Wort herausbringen. Aber es war auch so klar, dass etwas passiert war. Ich folgte Maljok, der bereits durchs Tor gerannt war.

HOLZ UND STAHL

Die Brücke maß kaum mehr als zwei Meter in der Breite und war an ihren Rändern durch eine schmale, etwa einen Meter hohe Balustrade begrenzt, die aus demselben rosa Marmor bestand wie die Brücke selbst und unsere Burg. Der Marmor war höllisch glatt, man musste aufpassen, dass man nicht ausrutschte. Etwas mehr Halt fand ich näher am Rand, wo die Marmorplatten nicht ganz so blank poliert waren. Allerdings überkam mich so nahe an der Balustrade ein ziemlich mulmiges Gefühl, denn von dort sah man bereits in gähnender Tiefe die Meeresoberfläche glitzern.

Maljok und ich folgten schon seit geraumer Zeit dem ansteigenden Brückenbogen. Unsere Burg hatten wir weit hinter uns gelassen, und die besorgten Stimmen der Mädchen, die uns die besten Wünsche hinterherriefen und zur Vorsicht mahnten, waren längst in der Ferne verklungen. Das war auch gut so. Zwar hatten sie uns die Waffen gebracht, dann aber versucht, mich davon abzubringen, mit auf die Brücke zu gehen - mit der Begründung, am ersten Tag bräuchte ich ja nicht am Spiel teilzunehmen. Wofür hielten sie mich eigentlich, für einen Drückeberger?

Auf der Südbrücke, wo nur drei Jungen Wache hielten, war ein heftiger Kampf entbrannt. Tanja, die heute für den Wachturmdienst eingeteilt war, hatte es gesehen und Alarm geschlagen.

Es ging mir nicht aus dem Kopf, dass die Mädchen mich daran hindern wollten, den Jungen auf der Brücke zu helfen! Es spielte doch gar keine Rolle, ob man mit dem Schwert umgehen konnte oder nicht. Die anderen waren schließlich auch nur Spielzeugritter! Möchtegernmusketiere mit Holzscheren, die sich im schlimmsten Fall gegenseitig ein paar blaue Flecken verpassen würden, pah! Guten Mutes rannte ich hinter Maljok her. An meinem Gürtel baumelte das Schwert, das er mir am Morgen gezeigt hatte.

Der Scheitelpunkt der Brücke, den wir nun fast erreicht hatten, wies die Form eines flach gewölbten Buckels auf. Der Anstieg führte zwar nicht allzu steil hinauf, trotzdem blieb uns das Kampfgeschehen bis zum letzten Moment verborgen. Der Wind blies immer stärker, was nicht weiter verwunderlich war, befanden wir uns inzwischen doch mindestens hundert Meter über dem Meer. Ich versuchte, nicht nach unten zu blicken, bemerkte aber mit Schaudern, dass die Brücke in den Windböen zu schwanken begann. Wie konnte man nur eine kilometerlange Brücke ohne einen einzigen Stützpfeiler bauen?

Mir blieb keine Zeit, länger darüber nachzusinnen, denn nun konnten wir den höchsten Punkt der Brücke sehen und begriffen sofort, was sich hier oben abspielte.

Unsere Gefährten hatten das Glück, dass auf der schmalen Brücke immer nur zwei Mann nebeneinander kämpfen konnten, sonst wären sie zahlenmäßig längst erdrückt worden. Denn von der feindlichen Insel stürmten mindestens zehn Kämpfer auf sie ein. Die Angreifer waren genauso braun gebrannt und spartanisch gekleidet wie wir. Einen wesentlichen Unterschied gab es aber doch: In ihren Händen hielten sie echte Schwerter aus erbarmungslos funkelndem Stahl!

Mit eingefrorenem Blick starrte ich auf die scharf geschliffenen Klingen unserer Gegner, und mein Herz begann wild zu pochen. Was sollte das denn für ein Spiel sein? Das war doch der blanke Hohn! Die anderen kämpften mit echten, todbringenden Schwertern und wir mit Holzspielzeug. Am liebsten hätte ich meinen Frust über diese zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit herausgebrüllt, aber mir war klar, dass dies völlig sinnlos war. Im selben Moment ereignete sich etwas, das mir die Sprache verschlug: Einer der Angreifer holte aus, und sein Schwert zischte auf Chris herab, der sich in diesem Moment allein den Feinden in den Weg stellte. Seine Mitstreiter Janusch und Tolik standen aus irgendeinem Grund hinter ihm. Chris machte keinerlei Anstalten, dem Schlag auszuweichen, sondern hob seinerseits das Schwert, um ihn abzuwehren. Ich war mir sicher, dass die blitzende Stahlklinge das Holzsword durchtrennen und Chris im Gesicht treffen würde.

Die beiden Schwerter, aus Stahl das eine, aus Holz das andere, rauschten klirrend ineinander. Funken flogen. Jetzt machte Chris einen Satz nach vorn und schlug seinerseits zu. Sein Schwert sauste auf den Gegner herab, drängte dessen Klinge zur Seite und traf ihn an der Schulter. Der Angreifer, ein Junge in meinem Alter, schrie plötzlich auf. Er brüllte wie am Spieß. So schreit man eigentlich nicht, wenn man von einem Holzstück getroffen wird. Selbst Chris wich einen Schritt zurück, und Maljok, der neben mir stand, saugte, die Zähne zusammengebissen, zischend Luft ein, als spürte er selbst den Schmerz. Langsam sank der getroffene Junge auf den Marmorplatten der Brücke zusammen. An seinem Arm rann Blut herab. Echtes Blut. Auch Chris' Schwert war mit dem roten Saft besudelt.

Chris zog sich zurück, und der Kampf hielt inne. Der blutüberströmte Junge kauerte auf dem Boden. Endlich stürzten seine Gefährten zu ihm und zogen ihn aus der Gefechtslinie.

Nun musterte ich Chris' Kampfgefährten noch einmal aufmerksam, und da bemerkte ich, dass Janusch sein Schwert nicht zufällig in der linken Hand hielt. Seine rechte Hand war mit einem blutgetränkten Lappen umwickelt. Und Tolik hielt sich die Hand nicht zum Spaß an den Bauch, er tat es genau so, wie sich Soldaten in Kriegsfilmen eine Wunde zuhalten. Aber wir waren doch keine Soldaten!

Chris drehte sich um. Er sah sehr besorgt aus. Als er Maljok und mich bemerkte, hellten sich seine Züge auf, und er winkte uns erleichtert zu. Maljok lief zu ihm, während ich mich nicht von der Stelle rührte.

Wir waren doch keine Soldaten!

Die Ritter von der Insel Nr. 24 griffen erneut an. Chris und Maljok kämpften jetzt Seite an Seite. Es war äußerst beeindruckend, wie geschickt unser kleinster Kämpfer mit dem Schwert umgehen konnte. Natürlich fehlte ihm die Kraft, um den Schlag eines fast erwachsenen Kerls abzuwehren. Aber er versuchte das auch gar nicht, sondern wich einfach aus. Bereits zwei oder drei Mal war das gegnerische Schwert genau an der Stelle in den aufspritzenden Marmor gekracht, wo Maljok kurz zuvor noch gestanden hatte. Mit wieselflinken Bewegungen entwich er den auf ihn niederzischenden Klingen im letzten Moment.

Janusch, das Schwert noch immer in der Linken, orientierte sich wieder nach vorn. Indessen ging ich zu Tolik hinüber, der mir gelassen zunickte. Er wunderte sich weder darüber, dass ich hier war, noch darüber, dass ich mich nicht gleich in den Kampf stürzte. Noch immer hielt er die Hand gegen den Bauch gepresst, und dunkelrotes Blut tropfte von seinen Fingern auf den Boden. Auf seiner ramponierten kurzen Jeans fraßen sich rote

Flecken durch den Stoff, und an seinen Beinen starteten dünne Rinnsale trocknenden Bluts.

»Hat's dich schlimm erwischt?«, fragte ich mit stockender Stimme, obwohl mir klar war, dass er kaum so seelenruhig dagestanden hätte, wenn die Wunde wirklich ernst gewesen wäre.

Tolik mochte etwa in meinem Alter sein. Gestern war er mir gleich aufgefallen, da er als einziger Junge auf der Insel weißblonde Haare hatte. Auch seine Augenbrauen waren fast völlig weiß. Sein Gesicht war von Schrammen übersät und trotz der Sonnenbräune kreidebleich.

»Sind nur ein paar Kratzer«, sagte er heiser und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Nur Durst habe ich. Habt ihr kein Wasser mitgebracht?«

»Nein.«

»Schade. Sieh nur, wie Maljok die Feinde aufmischt!«

Maljoks Kampfkunst war in der Tat eine Augenweide. Nicht nur er selbst war klein, auch sein Schwert wirkte im Vergleich zu den übrigen geradezu mickrig. Dennoch wich gerade ein riesiger Kerl vor ihm zurück, fuchtelte hilflos mit seinem furchterregenden Krummsäbel, während Maljok vor ihm hin und her flitzte und mit ansatzlosen Hieben auf seine Beine zielte.

»Jetzt schlagen wir sie zurück. Er ist wirklich Gold wert, unser Maljok«, sagte Tolik zärtlich wie über einen kleinen Bruder. »Willst du's nicht auch mal versuchen?«, fragte er dann, sich zu mir umwendend.

Ich schüttelte heftig den Kopf, denn erneut durchfuhr mich der lähmende Gedanke: Wir sind doch keine Soldaten!

Tolik nickte mir verständnisvoll zu. »Am Anfang ist es immer schwierig. Aber das wird schon, du gewöhnst dich dran.«

Mich an so etwas zu gewöhnen, lag mir allerdings völlig fern. Während ich den Jungen zusah, die da wenige Schritte von mir entfernt verbissen gegeneinander kämpften, ergriff eine bleischwere Hoffnungslosigkeit von mir Besitz.

»Tolik, was soll denn das Ganze?«, rief ich. »Wir haben doch nur Holzscherer, und ...«

»Das ist nur eine optische Täuschung, dass sie aus Holz sind«, unterbrach er mich. »Für die anderen von der Nr. 24 sieht es genau andersherum aus.«

»Was?« Ich würgte an einem gewaltigen Klumpen im Hals. »Dann tötet ihr also tatsächlich?«

Tolik schaute mich nur betreten an und sagte nichts. Es war auch so völlig klar.

Der Angriff der gegnerischen Insel hatte inzwischen deutlich an Schwung verloren. Die Verteidigung der Brücken schien mir gar nicht so schwierig zu sein. Man brauchte nur genug Leute, um erschöpfte oder verwundete Kämpfer schnell ablösen zu können, dann würde es nie im Leben jemand schaffen, unsere Insel zu erobern.

Andererseits würden auch wir es nicht schaffen, eine andere Insel zu erobern!

Chris kam zu uns herüber und klopfte mir mit vor Erschöpfung zitternder Hand auf die Schulter. Er war völlig geschafft, hatte aber im Gefecht keinen einzigen Kratzer abbekommen.

»Klasse, dass du gekommen bist«, sagte er, noch heftig keuchend. »Willst du's auch mal versuchen?«

»Keine Lust«, brummte ich mit finsterner Miene.

Knallgelb wie eine überreife Zitrone brannte die Sonne am Himmel. Irgendwo ganz weit unten glitzerten die Gischtkämme ein paar kleiner, harmloser Wellen. In der Ferne lagen andere Inseln wie bunte Flecken im Meer verstreut. Und wie schwerelose Spinnweben spannten sich die Brücken zwischen den Inseln und formten ein hübsches Muster.

»Chris, es bräuchte ein Wunder, um auch nur eine einzige Insel zu erobern. Niemand wird jemals alle vierzig Inseln erobern können«, sagte ich deprimiert.

Chris schaute mir in die Augen. »Zieh keine vorschnellen Schlüsse. Wir reden darüber, wenn wir zurück in der Burg sind«, sagte er mit sanfter Stimme, wobei sich sein englischer Akzent stärker als sonst bemerkbar machte.

Maljok und Janusch hielten die Feinde souverän in Schach. Ohnehin griffen diese nur noch halbherzig und mehr der Form halber an. Auf der engen Brücke konnten sie ihre zahlenmäßige Übermacht einfach nicht nutzen. Und auch für virtuose Zweikämpfe, die sie mit herausragender Technik hätten gewinnen können, fehlte schlichtweg der Platz. An dieser Stelle hätten zwei Kämpfer eine ganze Armee zum Stehen bringen können wie die Spartaner die Perser bei den Thermopylen. Januschs blonde Locken glänzten in der Sonne, er kämpfte bedächtig und konzentriert. Maljok dagegen fuhrwerkte wie ein Berserker. Beide strahlten große Selbstsicherheit aus. Solche Gefechte waren für sie offensichtlich nichts Ungewöhnliches.

Einer der Angreifer fiel mir besonders auf. Es war ein großer, hagerer, etwa vierzehn Jahre alter Junge. Immer wieder versuchte er zwischen Maljok und Janusch hindurchzuschlüpfen, jedoch ohne Erfolg. Eigentlich hatte er keine Chance, sein Vorhaben jemals zu verwirklichen. Aber plötzlich stellte er seine Attacken ein, machte ein paar Schritte rückwärts, als wollte er sich zurückziehen, sprang dann unvermittelt auf die Brückenbalustrade und spurtete los. Noch ehe Janusch und Maljok sich's versahen, tauchte er bereits in ihrem Rücken auf.

INGA

Ein wenig schwankend stand der Junge auf der schmalen Balustrade, die Arme zur Seite gestreckt, um das Gleichgewicht zu halten. Er wirkte irgendwie unschlüssig, und es war mir ein Rätsel, warum er nicht einfach wieder auf die Brücke zurücksprang. Zweifellos würde daraufhin ein wildes Gefecht entbrennen, in dessen Verlauf wir, von zwei Seiten in die Zange genommen, in echte Schwierigkeiten geraten konnten. Trotz der prekären Situation war ich nicht sonderlich besorgt und empfand für einen Moment sogar so etwas wie Bewunderung für diesen mutigen Jungen. Dass eine Niederlage hier oben den Tod bedeuten konnte, hatte ich noch nicht verinnerlicht, der auf der Balustrade taumelnde Junge dagegen wusste es sehr wohl. Vermutlich war ihm klar, dass er den Sieg für seine Insel um den Preis seines eigenen Lebens erringen würde, wenn er sich jetzt vom Geländer herab mitten zwischen die Feinde stürzte. Wahrscheinlich hatte er zuvor in der Hitze des Gefechts nicht darüber nachgedacht, aber jetzt packte ihn die Angst.

Ein verzerrtes, flehentliches Lächeln im Gesicht, riss er den Mund auf, um etwas zu sagen. Vielleicht wollte er um Gnade bitten. Doch Chris war bereits auf ihn zugesprungen und schwang sein Schwert, das in meinen Augen aus Holz, in den Augen des Jungen von der anderen Insel dagegen aus Stahl war.

Der tollkühne Angreifer hatte nun keine Chance mehr, auf die Brücke herunterzuspringen, er wäre direkt in Chris' Klinge gelandet. So duckte er sich, um dem Schlag auszuweichen - und verlor dabei das Gleichgewicht.

Ich stieß einen Schrei aus, hörte jedoch meine eigene Stimme nicht, denn auch alle anderen schrien auf. Der Junge verschwand so schnell von der Brücke, als hätte ihn eine unsichtbare, gierige Hand nach unten gezogen. Kurz darauf ließen die Kämpfer jede Vorsicht fahren und beugten sich über die Balustrade, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, ob Feind oder Freund neben ihnen stand.

Der Junge fiel quälend langsam, als würde er schweben. Sein Schwert hatte er losgelassen, kläglich durch die Luft wirbelnd, flog es ihm hinterher. Dabei konnte ich beobachten, wie es im Fallen allmählich seinen stählernen Glanz verlor und hölzern wurde. Erst in jenen Sekunden, als ich der endlos langen Abwärtsbewegung mit den Augen folgte, wurde mir bewusst, in welcher gewaltigen Höhe sich die Brücke befand. Der Junge fiel und fiel. Vielleicht war es auch nur Einbildung, dass diese Augenblicke eine Ewigkeit dauerten. Die Zeit dehnt sich unendlich, wenn man panische Angst hat.

Der Junge hatte sich in einen winzigen Punkt über dem Wasser verwandelt. Gleich ..., dachte ich mit stockendem Atem. Und in diesem Augenblick leuchtete unten ein gewaltiger, grellweißer Lichtball auf, ähnlich einem Magnesiumblitz. Für einen Blitz dieser Stärke hätte man mindestens ein Kilogramm Magnesium gebraucht. Geblendet kniff ich die Augen zusammen. Als ich sie wieder aufmachte und abermals nach unten sah, war dort nichts mehr zu sehen - außer dem gefräßigen Meer.

»Achtung!« Es war Toliks Stimme, die mich aus meiner Erstarrung riss.

Die Ritter der Insel Nr. 24 griffen erneut an und waren schon dicht an uns herangerückt. Maljok stand mit blutüberströmtem Gesicht neben mir. Das Messer, das ihn soeben getroffen haben musste, lag zu seinen Füßen am Boden.

Von einem Spiel konnte nun keine Rede mehr sein. Das hier war alles echt: die Freunde und das Meer, die Feinde und die Burgen. Und die Wahl war ganz einfach: wir oder die anderen! Ich sprang nach vorn und wehrte, ungelenk, aber verbissen kämpfend, zahlreiche Angreifer ab, deren Hiebe klirrend in meine gezückte Klinge rasselten. Als sich gleich drei auf einmal im Wechsel auf mich stürzten, alle älter und stärker als ich, sprang mir Tolik zur Seite. Mit vereinten Kräften wehrten wir den Ansturm ab und gingen unsererseits zum Angriff über.

Da zogen die Feinde sich zurück. Ich glaube nicht, dass das unbedingt mein Verdienst war. Es kam einfach alles zusammen: Das lange, vergebliche Anrennen, das plötzliche Auftauchen von Maljok und mir, der schreckliche Tod ihres Gefährten und am Ende vielleicht auch meine ungeschickten, jedoch von Angst und Verzweiflung befeuerten Schläge. Manchmal ergibt es sich eben so, dass derjenige, der zu spät zur Schlacht erscheint, die Lorbeeren einheimst.

Als wir den geflüchteten Feinden mehr der Form halber nachsetzten, überholte ich Tolik, Janusch und Chris und lief, von unserem Erfolg beflügelt, ein Stück vorneweg. Plötzlich erblickte ich von Weitem einen feindlichen Kämpfer, der zurückgeblieben war.

Als Erstes stach mir in die Augen, dass er sehr hellhäutig war, lange nicht so braun gebrannt wie die Übrigen. Zudem hatte er viel ordentlicher geschnittenes, wenn auch langes Haar. Als ich noch näher herangekommen war, stellte ich schockiert fest, dass mein Gegenüber ein Mädchen war! Ich ließ das Schwert sinken. Ob ich in dieser Situation tatsächlich auf einen Jungen eingeschlagen hätte, vermag ich nicht zu sagen, selbst nach allem, was auf der Brücke geschehen war. Gegen dieses Mädchen jedoch konnte ich unmöglich die Hand erheben.

Mit am Gürtel baumelndem Schwert, den Blick fest auf mich gerichtet, stand sie einfach nur da und machte keinerlei Anstalten, vor mir wegzulaufen. Ihre Kleidung fügte sich in das auf den Inseln übliche Bild: Die Jeans war kurz unterhalb der Knie abgeschnitten, die Bluse hatte sie über dem Bauch verknotet, und die Haare wurden mit einem breiten schwarzen Stirnband zurückgehalten. Dennoch kam sie mir irgendwie bekannt vor - bekannt aus meinem alten, irdischen Leben, dem ich ja erst gestern mit dem Klacken eines Fotoapparats so jäh entrissen worden war.

Das Mädchen verharrte reglos und blickte mir in die Augen. Jetzt erkannte ich sie.

»Inga«, hauchte ich mit versagender Stimme.

Das war noch unglaublicher als alles, was bis jetzt passiert war, noch viel verrückter als die Außerirdischen und das Große Spiel. Das konnte einfach nicht wahr sein! Erst vor zwei Tagen war ich Inga begegnet. Sicher, man kann sich in wenigen Tagen sehr verändern, kann ein wenig Farbe annehmen, wenn nötig auch seine Kleidung durchscheuern und irgendetwas an der Frisur verändern, sodass die Haare länger scheinen. Aber die Augen und der Gesichtsausdruck - die verändern sich nicht so schnell! Doch Inga sah in diesem Moment viel älter aus als noch vor Kurzem. Wahrscheinlich hatte ich sie deswegen auch nicht sofort erkannt.

»Pst«, flüsterte Inga verschwörerisch. »Komm heute Nacht hierher auf die Brücke. Und erzähle niemandem etwas von mir.« Dann wandte sie

sich um und rannte ihren Gefährten hinterher.

Maljoks Verwundung war nicht allzu tragisch. Er behauptete, keine Schmerzen zu haben, obwohl niemandem entgehen konnte, dass ihm die Tränen in den Augen standen. Chris und Janusch blieben auf der Brücke, während Tolik und ich Maljok zur Burg zurückbrachten.

Unterwegs erzählte mir Tolik von Janusch. Der polnische Junge war erst seit etwa einem Monat auf der Insel. Alle bemühten sich, ihm Russisch beizubringen, bislang jedoch mit eher bescheidenem Erfolg. Prustend vor Lachen, gab Tolik einige urkomische Wörter zum Besten, die Janusch beim Versuch, Russisch zu sprechen, völlig verunstaltet hatte. Ich fand Toliks Benehmen, vorsichtig ausgedrückt, unsensibel. Eben noch hatten wir mit angesehen, wie ein Junge von der Nachbarinsel umgekommen war, hatten einen Kampf auf Leben und Tod geführt, und er lachte schon wieder. Doch selbst Maljok kicherte, obwohl er dabei vor Schmerz zusammenzuckte. Mir gingen die Bilder von dem ins Meer stürzenden Jungen nicht aus dem Kopf, ebenso wenig wie das von Inga, wie sie so reglos vor mir stand.

An diesem Abend war die Rückkehr der Brückenwachen früher als üblich zu erwarten, denn am Himmel zogen düstere Regenwolken auf. Rasch wurde es dunkel, und ein kalter Wind piffte um die Gemäuer unserer Burg. Tolik und ich standen auf dem »Balkon«, so nannte ich für mich den Wehgang, der die Burg entlang der Ringmauer umgab und von dem aus die drei Brücken ihren Anfang nahmen. Auch die Fenster unserer Kammern führten auf den Wehgang hinaus, sodass wir einfach hindurchklettern konnten, wenn es einmal schnell gehen musste oder wir keine Lust hatten, außen herum zu laufen.

Den ganzen Nachmittag lang war Tolik mit mir umhergestreift und hatte mir erklärt, was für den Alltag auf der Burg von Bedeutung war, und allmählich konnte ich mich einigermaßen orientieren: Oben befanden sich ausschließlich Schlafkammern, unten die Gemeinschaftsräume, der Thronsaal, die Küche, Lagerräume und der Turniersaal. Letzterer erinnerte mit seiner hohen Decke und seinen vergitterten Fenstern an eine Sporthalle. Darüber hinaus gab es noch eine Vielzahl schmaler Korridore, einen Keller und einige leer stehende Kammern im Wachturm. Von außen wirkte die Burg erheblich größer, vermutlich nahmen die dicken Steinmauern einen beträchtlichen Teil des Raumes ein.

Die Mädchen hatten Tolik einen dicken Verband verpasst und zuvor eine zähflüssige weiße Salbe auf seine Wunden aufgetragen. Maljok hatten sie der gleichen Prozedur unterzogen und ihn danach unverzüglich ins Bett abkommandiert. Keines der Mädchen unternahm auch nur einen Versuch, Tolik ebenfalls für eine solche Maßnahme zu gewinnen. Dieser behauptete, dass am nächsten Morgen nur noch ein paar kleine, blasse Narben von den Wunden übrig sein würden. Ohne seinem sich rasch rot verfärbenden Verband Beachtung zu schenken, hatte er mich durch die ganze Burg geschleppt, bis wir am Wehgang wieder ins Freie gelangt waren.

»Soll ich dir beibringen, wie man eine Brücke abhört?«, fragte Tolik und ließ den Blick über die schmale Rampe schweifen, die sich direkt vor uns über das Meer erhob.

Ich nickte und legte die Stirn in Falten, da ich keinen blassen Schimmer hatte, was Tolik damit meinte. Der verzichtete auf weitere theoretische Erläuterungen, warf sich direkt am Fuß der Brücke der Länge nach hin und presste das Ohr gegen den Marmor.

»Leg dich hin und horche!«, befahl er.

Gehorsam tat ich es ihm gleich und hörte zunächst einmal gar nichts. Doch schon im nächsten Augenblick gewahrte ich, wie von ferne, ein dumpfes, grollendes Knarren. Das waren die auseinanderdriftenden Brückenhälften, die in der Dämmerung allmählich auskühlten. Meine Gedärme krampften sich zusammen.

Ein ähnlich beklemmendes Gefühl hatte ich erst einmal zuvor erlebt, und zwar bei einer Klassenfahrt, bei der wir eine Kohlengrube besichtigt hatten. Damals war ich dicht an einen mit einem Gitter abgedeckten Ventilatorenschacht herangetreten, durch den Luft aus einem halben Kilometer Tiefe nach oben gepumpt wurde. Da hörte ich das gruselige Heulen des Luftstroms, der sich durch verschlungene Gänge den Weg aus der Finsternis bahnte. Man spürte die blinde, gleichgültige Kraft und unsichtbare Kälte der mächtigen, stählernen Ventilatorenflügel, die die Luft an die Oberfläche saugten. Es war ein absolutes Gänsehautgefühl, damals, an der Grube.

Und so erging es mir auch in diesem Moment. Das Knarren des sich zusammenziehenden Steins offenbarte eine dumpfe, eiskalte Kraft. Auf dieselbe Weise würde sich die Brücke morgen bei Tagesanbruch wieder zusammenschieben. Als vereinten sich zwei steinerne Hände zu einem tödlichen Händedruck, mit dem sie ihr Opfer zerquetschten.

»Beeindruckend, nicht?«, fragte Tolik stolz und stand auf.

Ich nickte und rappelte mich ebenfalls hoch. Als ich an der Stelle, wo Tolik eben noch gelegen hatte, eine Blutlache erblickte, bekam ich einen ordentlichen Schrecken.

Tolik bemerkte meinen verstörten Blick, setzte ein breites Grinsen auf und beruhigte mich: »Keine Sorge, Dimka, auf den Inseln stirbt man nicht an seinen Wunden, sondern nur im Kampf. Wenn du willst, mache ich den Verband auf, dann siehst du, dass die Wunde schon am Verheilen ist.«

»Ich glaub's dir auch so«, erwiderte ich ehrlich. »Lass mal.«

Nach und nach kehrten die Wachen von den Brücken zurück. Von der Südbrücke kamen Chris und Janusch, von der Ostbrücke Timur, Sershan und noch zwei Jungen, an deren Namen ich mich nicht erinnerte. Timur sah besonders martialisch aus. Für die Brückenwache hatte er sich mit zwei Schwertern bewaffnet, die er in speziellen Scheiden gekreuzt am Rücken trug, sodass die Griffe über seine Schultern ragten. Ob er wirklich mit beiden Schwertern gleichzeitig focht, wusste ich nicht, jedenfalls sah er in dieser Montur ziemlich furchteinflößend aus. Auch war er mindestens ein Jahr älter als ich. Sershan dagegen war in meinem Alter, während ihre beiden Kampfgefährten etwas jünger waren. Aus ihren Gesprächen schnappte ich endlich die Namen der beiden auf: Es waren der Lange Igor und Romka.

Die meisten Jungen und Mädchen gerieten im Alter von zwölf bis dreizehn Jahren auf die Inseln. Maljok, der mit nicht einmal ganz sechs Jahren »fotografiert« worden war, und ich, dem mit vierzehn Jahren die zweifelhafte Ehre zuteil wurde, ins Große Spiel einzugreifen, waren offenbar Ausnahmen von der Regel.

Zuletzt kamen die Jungen zurück, die auf der Westbrücke Wache gehalten hatten: noch zwei Igors, Ilja und Kostja. Sie hatten gerade damit begonnen, weitschweifig von ihren Heldentaten im Kampf gegen die Ritter der Insel Nr. 12 zu erzählen, als ein strafender Blick von Chris sie traf und augenblicklich verstummen ließ.

Daraufhin ergriff unser Kommandeur das Wort. Mit knappen Sätzen berichtete er, dass Janusch und Tolik im Gefecht verwundet worden seien,

den Kampf aber tapfer fortgesetzt hätten. Dann erzählte er noch von der zentralen Szene, als Maljok in einem unaufmerksamen Moment - er war noch durch den tragischen Absturz des Jungen von der Insel Nr. 24 abgelenkt - ein gegnerisches Messer abbekommen hatte.

Als Chris schließlich auf mich zu sprechen kam, stellte er das Geschehene beinahe so dar, als hätte ich die Angreifer quasi im Alleingang auseinandergejagt, ihm, Chris, das Leben gerettet und obendrein noch beispiellosen Edelmut bewiesen, indem ich einen vor Angst erstarrten, hilflosen Gegner verschonte. Dass es sich dabei um ein Mädchen gehandelt hatte, erwähnte er nicht, obwohl er es sehr wohl mitbekommen hatte.

Dem mir in den Kopf steigenden Hitzegefühl nach zu schließen, lief ich gerade puterrot an. In meiner Verlegenheit wusste ich nichts Vernünftiges zu entgegnen. Im Gegenteil, als Chris den von mir verschonten feindlichen Kämpfer erwähnte, wäre mir beinahe herausgerutscht, dass ich mit diesem »Feind« schon seit Jahren befreundet war. Aber hatte ich mir diese unbegreifliche Begegnung nicht doch nur eingebildet?

Mit einem Mal kamen mir Zweifel, ob ich auf der Brücke tatsächlich Inga getroffen hatte. Mir fiel ein, dass sie mich nicht beim Namen genannt hatte. Und den Vorschlag, sich nachts heimlich zu treffen, hätte ich vielleicht von einem Mädchen erwartet, das schon seit Jahren auf den Inseln lebte und davon beeindruckt war, im Kampf verschont zu werden - zu Inga hingegen passte dieses Verhalten überhaupt nicht. Sie hatte in solchen Dingen niemals die Initiative ergriffen.

Meine Überlegungen wurden von Ritas Erscheinen unterbrochen, die sich zu uns gesellte, Chris etwas ins Ohr flüsterte und sich dann an alle wandte:

»Kommt rein, das Abendessen ist fertig!«, rief sie.

Das brauchte sie uns nicht zweimal zu sagen. Wir gingen in den Thronsaal hinunter und machten uns hungrig über die aufgetischten Speisen her: Fleisch, Brot, Kartoffeln, Gurken, Tee mit Konfekt ... Tee mit Konfekt? Was war das nun schon wieder für ein Hokuspokus? Es mochte ja sein, dass irgendwo auf der Insel Getreide und Kartoffeln gediehen. Aber in mattes Papier gewickelte, billige, pappsüße Karamellbonbons? Die wachsen schließlich nicht auf den Bäumen! Ungläubig strich ich das Einwickelpapier glatt und stellte fest, dass es keinerlei Beschriftung aufwies. Lediglich eine grüne Insel, umspült von blauen Wellen, war darauf zu sehen. Entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen, beugte ich mich zu Tolik hinüber, der neben mir saß.

»Sag mal, woher kommt eigentlich das ganze Zeug?«, fragte ich flüsternd.

»Von den Hausherrn«, antwortete er gelassen.

»Von wem?« Ich verstand nicht.

»Von'n Auferirdifn«, mampfte Tolik, an einem Stück Fleisch kauend.

Wahrscheinlich war in meinem Kopf irgendeine Sicherung durchgebrannt, denn ich hatte aufgehört, mich über irgendetwas zu wundern. Meine Kapazitäten für sprachloses Erstaunen waren für diesen Tag schon aufgebraucht, und so hörte ich emotionslos zu, als mir erzählt wurde, dass die Essensreste jeden Abend in Küchenschränke geräumt würden, in denen sich dann über Nacht an ihrer Stelle frische Lebensmittel, Seife, Wundheilsalbe und Kerzen einfänden. Manchmal sogar neue Schwerter!

Draußen war es inzwischen stockfinster geworden. Nach und nach leerte sich der Thronsaal, bis wir schließlich nur noch zu fünf waren. Meloman hatte seine Kopfhörer aufgesetzt und stand reglos am Fenster. Ich hätte mir gern seinen Disc-Man ausgeliehen, konnte mich aber nicht aufraffen, ihn darum zu bitten. Meloman war der verschlossenste und schweigsamste von den Jungen hier auf der Insel.

Überall in der Burg waren Kerzenlichter entfacht worden, die eine gespenstische Atmosphäre verbreiteten. Monströse Schatten flackerten auf den rosa Marmorwänden, die Decke über uns versank im Halbdunkel, und in den Fensterscheiben spiegelten sich züngelnd die orangegelben Flammen der Kerzen. Draußen heulte der Wind und rüttelte an den Fensterläden, die gequält ächzten und polternd auf- und zuflogen. Man hätte sich nicht wundern müssen, wenn im nächsten Moment ein Vampir zur Tür hereingekommen wäre.

Timur zog ein zerfleddertes Büchlein hervor, lehnte sich mit dem Rücken gegen den Tisch, auf dem in einem Blechgefäß eine ganze Batterie dicker Kerzen brannte, und begann zu lesen. Der Lange Igor und der »normale« Igor setzten sich zu einer Partie Schach zusammen. Eine Zeit lang sah ich ihnen dabei zu, wobei mich weniger das Spiel selbst faszinierte als die kunstvoll geschnitzten Schachfiguren, die sie über das Brett schoben.

Dann trat Chris von hinten an mich heran und legte mir den Arm auf die Schulter.

»Gefallen sie dir?«, fragte er.

»Die Schachfiguren? Ja, sehr«, erwiderte ich.

»Die habe ich mitgebracht«, sagte Chris sichtlich stolz. »Alle Sachen hier hatte irgendjemand bei sich, als er auf die Insel kam. Sollen wir eine Partie spielen?«

»Ich bin zu müde«, erwiderte ich beinahe ehrlich. Nur beinahe, da ich zwar tatsächlich müde war, aber durchaus nicht vorhatte zu schlafen.

»Na gut«, gab sich Chris überraschend schnell zufrieden, »ich begleite dich zu deiner Kammer.«

Wir verließen den Thronsaal und schritten durch den Gang, in den durch zahlreiche unverglaste Fensterluken der kalte Wind hereinblies.

»Was heißt ›Es ist sehr kalt‹ auf Englisch?«, fragte ich.

»*It's very cold*«, antwortete Chris zerstreut.

Dann blieb er auf einmal stehen, fasste mich mit festem Griff am Handgelenk und musterte mich von oben bis unten mit seinen harten grauen Augen.

»Dimka«, begann er mit eindringlicher Stimme, »du bist ein kluger Junge. Aber sag das nie wieder, was du heute auf der Brücke zu mir gesagt hast. Nie wieder, verstanden!«

»Was habe ich denn gesagt?«, stammelte ich bestürzt.

»Du hast gesagt, dass es unmöglich ist, alle vierzig Inseln zu erobern.«

»Aber ...«

»Du hast ja recht!«, unterbrach er mich. »Es ist unmöglich, alle vierzig Inseln zu erobern. Das ist allen klar, wenn es auch nicht alle so schnell begreifen wie du. Aber niemand spricht es laut aus. Man verliert sonst jeden Lebensmut. Verstehst du?«

Ich verstand durchaus. Und darüber hinaus stellte ich fest, dass es für Kummer und Angst offenbar keine Sicherung gibt, anders als für die Fähigkeit, über etwas zu staunen. Egal wie traurig man ist, es geht immer noch schlimmer. Nur ein einziger Lichtblick hinderte mich in diesem Augenblick daran, wie ein kleines Kind loszuheulen. Und dieser Lichtblick hieß Inga.

DIE DOPPELGÄNGER

Ein Glück, dass Maljok schon schlief, als ich in die Kammer schlüpfte. Chris hatte entschieden, dass ich mit dem kleinen Jungen zusammenwohnen würde, während Timur, der bisher die Kammer mit ihm geteilt hatte, den Platz von Chris einnahm. Der wiederum war in eine der leer stehenden Kammern im Wachturm umgezogen. Der Kommandeur der Burg des Scharlachroten Schildes auf der Insel Nr. 36 schien ein selbstloser und sensibler Anführer zu sein.

Die Nacht war kühl, eine treu sorgende Seele hatte eine dicke Zudecke auf meinem Bett deponiert. Jedes Geräusch vermeidend, kletterte ich auf die Matratze und legte mich auf den Rücken. Die Decke schob ich vorsichtshalber zur Seite, um nur ja nicht einzuschlafen. Es ging mir durch den Kopf, was mich morgen in aller Frühe erwarten würde: Wache schieben auf irgendeiner Brücke, mit dem Schwert kämpfen und vielleicht sogar töten. Andernfalls würde ich selbst nicht überleben. Tolik hatte mir am Abend noch erzählt, dass einige Jungen, die auf die Insel gekommen waren, es nicht über sich brachten, ernsthaft zu kämpfen. Stattdessen hatten sie versucht, die Inseln zu befrieden - und waren dabei ums Leben gekommen.

»Chris ist schlau ...«, murmelte Maljok, um sogleich noch etwas Unverständliches hinzuzufügen. Er redete offensichtlich im Schlaf. Kurz darauf wälzte er sich auf die andere Seite. Im schwachen Licht, das durch das Fenster hereindrang, schimmerte sein weißer Verband.

»Nicht nötig«, begann Maljok von Neuem, »er kann trotzdem nichts ausrichten ...«

Vorsichtig stand ich auf und beugte mich über ihn. Er war verstummt, atmete gleichmäßig und ruhig. Ich zog seine Decke zurecht und trat ans Fenster. Es befand sich nicht weit über dem Boden und ließ sich zum Glück leicht und geräuschlos öffnen. Ein Schwall kalter Luft schlug mir entgegen. Rasch zog ich mir noch ein herumliegendes Sweatshirt über, dann stieg ich auf den Wehrgang hinaus.

Der Himmel war bedeckt, nur in einer kleinen Wolkenlücke blinkte ein Sternbild, das ich nicht kannte. Es bestand aus einigen sehr hellen Sternen, die einen regelmäßigen Kreis bildeten. Ich weiß ja nicht, wie es auf der südlichen Hemisphäre aussieht, aber an unserem Himmel gibt es keine solchen Sternbilder. Am irdischen Himmel, meine ich natürlich.

»Ich nenne dich das Auge des Außerirdischen«, flüsterte ich und kicherte verkrampft. Um ehrlich zu sein, mir war nicht zum Lachen zumute. Mit tastenden Schritten machte ich mich zum zweiten Mal an diesem Tag auf den Weg zum Scheitelpunkt der Brücke.

Immer wenn ich mich umdrehte, sah ich die schummrige Silhouette der Burg, die mit der Finsternis verschmolz, nicht ein einziges Fenster war erleuchtet. Das Auge des Außerirdischen wurde immer wieder von den Wolken verschluckt, ja gelegentlich erschien es mir so, als ob die Wolken selbst ein schwaches Licht aussendeten. Sonst konnte man nicht die Hand vor Augen sehen. Da ich mich bereits der Mitte der Brücke näherte, musste ich aufpassen, dass ich nicht in den zur Nacht geöffneten Spalt zwischen den Brückenhälften fiel. Den Schritt verlangsamen, tastete ich mich mit vorgestreckter Hand am Geländer der Balustrade entlang, deren Marmor noch die gespeicherte Wärme des vergangenen Tages abstrahlte und sich beinahe heiß anfühlte. Mit pochendem Herzen konzentrierte ich mich darauf, in dem Moment, in dem meine Hand ins Leere greifen würde, sofort stehen zu bleiben. Doch die Brücke wollte und wollte kein Ende nehmen, obwohl es mir schien, als müsste ich längst den Scheitelpunkt erklommen haben.

Einige Schritte später wurde mir klar, dass meine Anspannung überflüssig gewesen war. Inga hatte eine Laterne dabei.

Sie saß am Ende ihrer Brückenhälfte und ließ die Beine in den Abgrund baumeln. Der Spalt zwischen uns war etwa fünf Meter breit. Tief unten schäumte leise grummelnd das Meer. Neben Inga stand eine altertümliche Blechlaterne, in der eine rote Kerze brannte. Neben der Laterne lag ein aufgerolltes Seil.

»Bist du's?«, flüsterte sie, hob die Laterne etwas an und spähte mit angestrengtem Blick zu mir herüber. Dann wickelte sie das Seil ab. Meine Zweifel waren unbegründet gewesen: Natürlich war das Inga.

»Fang!«, rief sie mir zu.

Das rutschige Nylonseil klatschte mir gegen die Beine und rutschte dann in den Abgrund. Erst beim dritten Versuch bekam ich es zu fassen und konnte es am Geländer der Balustrade festbinden. Inga zog das Seil an und vertäute das andere Ende auf ihrer Seite.

Nachdem sie es mit einem kräftigen Ruck auf seine Festigkeit geprüft hatte und mit dem Ergebnis offenbar zufrieden war, fragte sie: »Worauf wartest du, Dima? Oder willst du das Hinüberklettern etwa mir überlassen?«

Erst jetzt verstand ich, was ich zu tun hatte. Natürlich ist es keine Heldentat, ein paar Meter weit an einem Seil entlangzuklettern, sofern dieses Seil zum Beispiel über einen stillen Bach oder über Schaumstoffmatten gespannt ist. Hier jedoch dräute in hundert Metern Tiefe der schwarze Rachen des nächtlichen Meeres, was dem Unterfangen einen nicht unerheblichen Nervenkitzel verlieh.

In die Leine greifend, sah ich noch einmal zu Inga hinüber, die reglos verharrte, dann begann ich mich über den Abgrund zu hangeln. Angst empfand ich eigentlich keine, was womöglich daran lag, dass ich in der Dunkelheit nicht sehen konnte, wie weit es hinunterging, und mir daher alles sehr unwirklich vorkam. Als ich jedoch schließlich auf der anderen Hälfte der Brücke angekommen war und wieder festen Boden unter den Füßen hatte, wollten meine Hände das Seil gar nicht mehr loslassen. Immer noch daran festgekrallt, blickte ich Inga schweigend an.

»War doch nicht schwierig, oder?«, fragte sie schnippisch.

»Kinderkram«, gab ich achselzuckend zurück. »Eine meiner leichtesten Übungen. Ist dir nicht kalt?«

Inga hatte eine dunkelblaue Windjacke an, die ihr zwei Nummern zu groß war.

»Nein«, entgegnete sie einsilbig.

Wir brachten beide kein Wort mehr heraus. Verlegen schob ich die Laterne, die ziemlich nahe am Rand der Brücke stand, mit dem Fuß ein

Stückchen weiter nach innen und vernied es, Inga in die Augen zu schauen.

Unser Gespräch kam nur äußerst mühsam in Gang. Wäre an Ingas Stelle ein befreundeter Junge gewesen, hätten wir in dieser Situation sicher herumgefeixt und uns ausgelassen über unseren Coup gefreut. Selbst gegenüber einem anderen Mädchen aus meiner Klasse hätte ich mich ungezwungener verhalten. Begegnungen mit Inga hingegen begannen schon seit einem Jahr stets mit einem hochnotpeinlichen Gewürge, obwohl wir uns schon von Kind auf kannten.

»Erstaunlich, dass wir zusammen hier gelandet sind«, brach ich endlich das Schweigen.

»Erstaunlich, dass wir überhaupt hier sind«, verbesserte mich Inga.

Leichter Groll stieg in mir auf. Sie hätte wenigstens einen Ansatz von Freude darüber zeigen können, dass wir uns getroffen hatten. Stattdessen stand sie verstockt da und starrte in die Luft, als wäre ihr unerträglich langweilig. Ich sah sie herausfordernd an. Da bemerkte ich, dass sie keineswegs ruhig und gleichgültig war. Vielmehr wirkte sie angespannt und deprimiert.

»Was hast du denn, Inga?«, fragte ich irritiert.

Endlich sah sie mir in die Augen.

»Dima, wie steht es bei mir zu Hause? Machen meine Eltern sich große Sorgen?«

»Ich weiß nicht, ich war schon länger nicht mehr bei euch.«

»Seit einem ganzen Monat nicht mehr?«

»Wieso seit einem Monat?«

Mir kam der Gedanke, dass Ingas Eltern im Fall ihres Verschwindens mit Sicherheit bei meinen Eltern angerufen hätten. Außerdem hätten sie bestimmt auch mich gefragt, ob ich nicht wisse, wo sie steckt.

»Wieso seit einem Monat?«, wiederholte ich meine Frage. »Wir haben doch vor drei Tagen noch telefoniert. Und bei euch zu Hause war ich zuletzt vergangene Woche, als wir zusammen im Kino waren und ich dich abgeholt habe.«

»Ich war letzte Woche nicht im Kino«, sagte sie in einem Ton, als würde sie an meinem Verstand zweifeln. »Ich hatte Küchendienst in unserer Burg.«

»Und mit wem, bitte schön, war ich dann im Kino?«, fragte ich ironisch.

»Keine Ahnung«, fauchte Inga. »Tut mir leid für dich, wenn du das selbst nicht mehr weißt.«

Ratlos stützte ich mich aufs Geländer und starrte grübelnd in die Nacht.

»Bist du schon lange auf der Insel?«, fragte ich mit versöhnlichem Ton.

»Einen Monat«, erwiderte sie knapp.

Langsam dümmerte es mir.

»Inga«, sagte ich mit fester Stimme, »wir waren vor einer Woche definitiv im Kino. Danach haben wir noch mehrmals telefoniert. Ich bin vor zwei Tagen auf die Insel gekommen.«

Inga trat neben mich und berührte mit ihren zarten Fingern meine Hand. Ich zuckte zusammen.

»Dima, sagst du die Wahrheit? Oder willst du nur, dass ich mir keine Sorgen mache?«

»Wir wurden überhaupt nicht von der Erde entführt, Inga. Man hat uns kopiert!«

»Dann sind wir also unsere eigenen Doppelgänger?«

»Genau.«

Plötzlich setzte Inga ein sanftes Lächeln auf, zum ersten Mal, seitdem wir uns getroffen hatten. Mit einem Mal machte sie einen fröhlichen, sorglosen Eindruck, als wäre damit nun alles ausgestanden.

»Das nützt uns doch überhaupt nichts«, sagte ich wütend. »Was haben wir davon, dass unsere Doppelgänger zu Hause sind - wir sind ja trotzdem hier!«

Inga schaute mich mit großen Augen an.

»Was heißt hier ›Was haben wir davon‹? Und unsere Eltern? An die denkst du gar nicht, oder?«, fragte sie und durchbohrte mich buchstäblich mit ihrem Blick.

Ich spürte, wie ich rot wurde. Inga hatte natürlich recht. Wenn unsere Doppelgänger zu Hause geblieben waren, würden sich unsere Eltern keine Sorgen machen, denn sie wussten ja nicht, wo wir hingeraten waren. Trotzdem sträubte sich alles in mir bei dem Gedanken, dass ich nicht ich selbst, sondern nur eine Kopie von mir war. So elend und verloren hatte ich mich noch nie zuvor gefühlt. Obwohl - eigentlich war ich vor allem böse auf mich selbst.

Inga war nun wieder ganz die Alte: In ihr Lächeln mischten sich Übermut und eine Spur Durchtriebenheit.

»Dima, ich bin wirklich froh, dass du hier bist«, sagte sie feierlich.

»Vielen Dank«, entgegnete ich mit gespielter Förmlichkeit.

Wir mussten lachen. Inga schnippte mit dem Finger gegen das Seil, das gespannt war wie eine Gitarrensaite.

»Und jetzt lass uns darüber nachdenken, wie wir von hier wegkommen«, sagte sie.

»Und wie soll das gehen?«

»Im Prinzip gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder alle Inseln erobern ...«

»Fällt aus«, fiel ich ihr ins Wort.

»... oder wir müssen diese Außerirdischen finden und ihnen eine Tracht Prügel verpassen.«

»Ach ja?« Ich hüstelte, um einen in mir hochsteigenden Lachanfall zu unterdrücken. »Inga, du bist ein Genie. Wir verpassen ihnen also einfach eine Tracht Prügel. Hast du schon mal versucht, in der Richtung was zu unternehmen?«

»Nö«, erwiderte sie, »ich wollte kein Risiko eingehen, schließlich wusste ich ja nicht, dass es zu Hause noch eine zweite Inga gibt.«

Sie sagte das mit einer Selbstverständlichkeit, als sei unsere Situation nun völlig klar. Und offensichtlich interpretierte sie diese dahin gehend, dass uns als Kopien unserer selbst nun überhaupt nichts mehr passieren konnte.

»Aber wenn uns hier etwas geschieht, Inga, dann ist das doch völlig real. Wir sind doch andere Menschen als diejenigen, die auf der Erde geblieben sind. Hast du denn überhaupt keine Angst?«

»Wieso? Auf den Inseln gibt es niemanden, der älter als siebzehn Jahre alt ist. Wir haben hier drei oder vier Jahre, und dann ...« Sie verstummte und strich sich eine Strähne aus dem Gesicht. »Ich bin nicht bereit, mich damit abzufinden«, setzte sie schließlich hinzu.

Erstaunt sah ich sie an. Was für ein mutiges Mädchen, dachte ich. Dabei war sie eigentlich ein eher zurückhaltender Typ und hatte nie eine Neigung zu riskanten Unternehmungen an den Tag gelegt. Der Monat auf der Insel war augenscheinlich nicht spurlos an ihr vorbeigegangen. Wie auch immer, sie hatte jedenfalls vollkommen recht.

»Wir versuchen es, Inga«, sagte ich entschlossen. »Entweder wir erobern die Inseln, oder wir knöpfen uns diese Außerirdischen vor.«

Sie sah mich mit ernstem Blick an. »Dann muss unser Vorhaben aber völlig geheim bleiben«.

DER GEHEIMPLAN

Das erstaunte mich.

»Völlig geheim?«, echote ich. »Vor wem, vor den Außerirdischen? Dann sollten wir das aber nicht hier draußen besprechen. Ich hätte zu euch in die Burg kommen sollen. Und mit den anderen Jungen und Mädchen müssen wir uns auch beratschlagen.«

Bei dieser letzten Bemerkung schien Inga hellhörig zu werden. Mit deutlicher Ironie in der Stimme sagte sie: »Bei euch hat heute ein kleiner Junge mitgekämpft, wirklich nur ein halbes Hemd, aber mit dem Schwert eine Furie wie der Teufel höchstpersönlich, als ...«

»Das war Maljok«, fiel ich ihr ins Wort, »ich wohne mit ihm zusammen in einer Kammer.«

Inga fuhr zusammen. »Hat er geschlafen, als du losgegangen bist?«

»Ja.«

»Sicher?«

»Sicher!«

Sie wirkte ernstlich besorgt. »Dima, überleg doch mal«, sagte sie und tippte sich mit dem Finger an die Stirn, »wie kommt es, dass er so gut kämpfen kann? Wie alt ist er überhaupt?«

»Noch keine elf. Aber er ist schon lange auf der Insel, da hat er eben gelernt, mit dem Schwert umzugehen.«

»So ein Unsinn!«, entrüstete sich Inga. »Ums Fechten geht's doch gar nicht. Der ist zehneinhalb, mit Käppi gerade mal einen guten Meter groß und klapperdürr. Aber wenn man auf sein Schwert schlägt, könnte man meinen, dass man auf ein dickes Eisenrohr einprügelt. Sogar gegen Raul hat er mal gekämpft, und der hat es nicht geschafft, ihm das Schwert aus der Hand zu schlagen. Dabei war Raul schon fünfzehn und hat früher auf Kuba Gewichtheben trainiert. Der konnte mich und noch zwei Mädchen auf einmal hochheben. Raul hat auch gesagt, dass da etwas nicht mit rechten Dingen zugeht. Am nächsten Tag wurde er dann getötet.«

»Von wem?«

»Von diesem Riesen, der mit zwei Schwertern gleichzeitig kämpft.«

»Timur?«

»Ja, so ein dunkler, ziemlich furchterregender Typ. Und hör zu, wie das passiert ist: Raul kämpfte wieder gegen diesen Maljok, als der plötzlich theatralisch hinfiel. Raul wollte zuschlagen, brachte es aber irgendwie nicht fertig, und ehe er sich's versah, fiel eure ganze Meute über ihn her. Anscheinend mögen sie diesen Maljok alle sehr. So kam das.«

Es wollte mir nicht in den Kopf, dass Maljok irgendetwas Schlechtes anhaften sollte. Andererseits war Ingas Verdacht durchaus nachvollziehbar.

»Gibt's bei euch auch solche Jungen, die völlig aus dem Rahmen fallen?«, fragte ich.

»Solche nicht«, erwiderte Inga, »aber wir haben einen Genka, der lebt schon zehn Jahre auf der Insel.«

»Bei uns sind Chris und Timur am längsten da, sieben Jahre.«

»Siehst du, das ist auch seltsam«, sagte sie nachdenklich. »Schließlich kann es einen hier jeden Tag erwischen.«

Ich schloss die Augen. Eine unendliche Leere breitete sich in mir aus, so unendlich wie das Weltall selbst. Wenn mir in jenem Moment einer dieser Außerirdischen unter die Finger gekommen wäre, hätte ich ihn, ohne zu zögern, die Brücke hinuntergestürzt.

»Gehst du regelmäßig auf Brückenwache?«, fragte ich besorgt.

»Nein, selten«, erwiderte sie. »Manchmal bitten unsere Jungen mich oder Lorka mitzukommen, sie sagen, unsere Anwesenheit würde sie anspornen.«

Etwas versetzte mir einen Stich. Inga und ich stritten zwar häufig, versöhnten uns aber immer schnell wieder, nur um bald einen neuen Grund zu finden, uns zu zanken - doch wir waren niemals Feinde gewesen. Auf dieser verwunschenen Inselwelt allerdings trennte uns erheblich mehr als ein Spalt in einer Brücke. Auf ihrer Insel hätte ich bestenfalls als Sklave oder Gefangener leben können, ohne jede Aussicht, jemals auf die Erde zurückzukehren. Die Insel Nr. 36 wiederum war für Inga tabu. Es war uns beiden klar, dass keiner von uns auf die Insel des anderen wechseln konnte. Deshalb verloren wir auch kein Wort darüber. Inga würde auch in Zukunft für die Insel Nr. 24 auf Wache gehen und für die Jungen kochen, die gegen mich und meine Gefährten kämpften.

»Warum hatten es denn eure Kämpfer heute so eilig wegzukommen?«, fragte ich spöttisch. »Haben sie dich zurückgelassen, damit du ihren Rückzug deckst?«

»Ich bin mit Absicht zurückgeblieben«, entgegnete Inga, »um mit dir sprechen zu können.«

Das Auge des Außerirdischen sah mit einem höhnischen Grinsen auf uns herab. Wenn schütterere Wolken darüberhuschten, sah es so aus, als würden die Sterne uns tückisch zublinken, als wollten sie sagen: Redet nur, Kinder, redet euch nur um Kopf und Kragen.

»Wie bist du auf die Inseln gekommen?«, fragte ich.

»Wie alle«, antwortete sie knapp. Offenbar wollte sie nicht daran erinnert werden.

»Wie genau?«, insistierte ich. »Mich haben sie am Eingang des Parks abgepasst.«

»Mich auch im Park«, sagte sie seufzend. »Ich war gerade mit Laina spazieren.«

Laina war Ingas Hund, ein großer, schöner und gutmütiger Schottischer Schäferhund.

»Dann seid ihr also zusammen hier angekommen?«

»Nein«, entgegnete sie etwas wehmütig. »Irgend so ein Idiot hat mich angesprochen und gefragt, ob er den Hund fotografieren darf. Ich hab's ihm erlaubt. Erst hat er ein bisschen herumgedrückt und an seiner Kamera hantiert, dann hat er mich gebeten, Laina festzuhalten, damit sie stillhält.«

Ingas Lippen begannen zu beben. Ich konnte ihre Wut gut verstehen, denn hinter unseren Entführungen steckte eine widerwärtige, kaltblütige Präzision.

»Dann ist es dunkel geworden«, fuhr sie fort, »und ich bin ins Wasser gefallen.«

»Ins Wasser?«, fragte ich überrascht.

»Ja. Bei uns wurde am Landeplatz extra ein Wasserloch ausgehoben, damit sich die Neuankömmlinge beim Aufschlagen nicht die Knochen brechen. Nachdem ich aus dem Wasser gestiegen war, ist Lorka aufgetaucht, die kannte ich damals natürlich noch nicht. Als sie mir erzählte, wo ich bin, habe ich gedacht, dass das alles nur ein Traum ist.«

»Gut. Lass uns darüber nachdenken, was nun zu tun ist.« Ich wollte so schnell wie möglich das Thema wechseln, denn Ingas Stimme hörte sich so an, als würde sie im nächsten Moment von einem Weinkrampf erstickt werden. Zwar hatte ich in diversen Romanen gelesen, wie der Held ein weinendes Mädchen tröstet, war mir jedoch überhaupt nicht sicher, ob mir die passenden Worte dafür einfallen würden.

»Einverstanden.« Inga nahm meinen Vorschlag dankbar an.

Ich begann laut nachzudenken wie ein Krimikommissar: »Wir müssen mehr über die Inseln in Erfahrung bringen. Wie lange existieren sie schon? Wer wohnt auf welchen Inseln? Gibt es noch andere Waffen außer Schwertern und Armbrüsten? Haben schon einmal Ritter verschiedener Inseln versucht, sich abzusprechen, und wenn ja, was ist dabei herausgekommen? Eine Landkarte müsste man auch zeichnen.«

»Okay, Boss«, kommentierte Inga meinen Monolog ironisch.

»Gibt es auch Inseln, auf denen niemand wohnt?«, setzte ich unbeirrt fort. »Wie sehen die Außerirdischen aus, wer hat sie gesehen? Gibt es hier Vögel, wenn ja, wo kommen sie her? Funktioniert hier ein Kompass? Das überprüfe ich selbst. Welche nützlichen Dinge gibt es auf den Inseln? Bei uns hat zum Beispiel ein Junge einen Disc-Man.«

»Bei uns gibt es auch einen, aber die Batterien sind leer. Man ...« Inga verstummte plötzlich, zupfte mich am Sweatshirt und zeigte mit dem ausgestreckten Arm auf den Rand der Balustrade. »Wieso ist denn das Seil auf einmal so straff?«

Erstaunt betrachtete ich das über den Abgrund gespannte Tau. Es war nicht nur straff gespannt, vielmehr waren in der Mitte bereits einzelne Stränge gerissen und standen nach allen Seiten ab. Leise ächzend drohte das Seil in jedem Moment zu reißen.

»Wir sind schön doof«, murmelte ich und machte mich an dem Knoten zu schaffen, mit dem Inga das Seil am Geländer festgebunden hatte. »Die Brückenhälften driften immer noch auseinander und spannen das Seil immer stärker an. Wir müssen es lockern.«

Der Knoten ließ sich nicht lösen. Das zum Bersten gespannte Seil hatte seine Windungen zu einer konturlosen Kugel zusammengezogen, an der ich keinen Ansatzpunkt fand. Mit aller Kraft krallte ich meine Finger in den Knoten hinein, versuchte, ihn aufzuziehen. Vergebens. Nur meine Fingernägel brachen ab.

»Ich muss zurückklettern«, entschied ich.

Das Seil fühlte sich hart wie Stahl an.

»Dima, bleib hier!«, rief Inga, aber ich war bereits unterwegs.

Hastig hangelte ich mich voran, während über mir das Seil immer bedrohlicher zu knarzen begann.

»Du Idiot! Was du tust, ist nicht mutig, sondern dumm!«, keifte Inga hinter mir her, doch Sekunden später kam ich bereits auf der anderen Seite an und hatte wieder festen Boden unter den Füßen.

»Ach was«, gab ich munter zurück, »so leicht reißt ein Nylonseil auch wieder nicht. Außerdem, hätte ich denn bis zum Morgen warten sollen? Es ist doch alles gut gegangen.«

In diesem Augenblick gab es einen dumpfen Knall, und das Seil riss entzwei. Das Ende, das auf meiner Seite befestigt war, schnalzte mir gegen die Hand.

»Aua!«, zischte ich, mit der schmerzenden Hand in der Luft wedelnd.

»Tut's weh?«, fragte Inga erschrocken.

»Nein, ist nicht schlimm.«

»Schade«, quittierte sie diesmal boshaft.

»Sei nicht sauer«, sagte ich. »Wir treffen uns übermorgen Nacht wieder hier, okay?«

Inga kniete sich hin und begann, das Seil auf ihrer Seite loszubinden.

»Aber bring selbst ein Seil mit!«, rief sie streng.

»Zu Befehl!«

»Und sieh zu, dass du nicht gerade auf dieser Brücke Wache schieben musst«, fügte sie hinzu. »Es könnte gut sein, dass ich wieder hier auftauche.«

»Stimmt, da hast du recht.«

Zu mir gewandt schien Inga noch etwas sagen zu wollen, überlegte es sich dann aber anders und schwieg. Eine abschätzige Grimasse

schneidend, packte sie die Überreste des Seils und stapfte grußlos von dannen.

Mir war schleierhaft, warum sie beleidigt war. Schließlich hatte sie doch selbst gesagt, dass wir etwas riskieren müssten.

Maljok schien zu schlafen, als ich in meine Kammer zurückkam. Und kaum hatte ich mich auf meinem Bett ausgestreckt, sank ich ebenfalls in einen tiefen, jedoch viel zu kurzen Schlaf.

»Dimka, aufstehen!«, krächte mir jemand am nächsten Morgen ins Ohr und rüttelte mich an der Schulter.

Draußen schien die Sonne, und von der nächtlichen Kälte war nichts mehr zu spüren. Meine Decke, die ich offenbar im Schlaf abgestreift hatte, lag am Boden. Am Rand meines Bettes saß Maljok.

»Gehen wir frühstücken«, sagte er munter.

Ich setzte mich auf und rieb mir die vom Schlaf verklebten Augen. Zappelig malte Maljok mit dem nackten Fuß irgendwelche Figuren in die Luft.

»Warum hast du so rote Augen?«, fragte ich ihn.

»Ich habe Seife in die Augen gekriegt«, erwiderte er. »Letztes Mal haben sie uns eine besonders beißende Seife geschickt.«

»Schicken sie auf diese Weise nicht auch mal Bücher oder was Vernünftiges zum Anziehen?«

»Nein, nicht dass ich wüsste.«

»Schade.« Jetzt war ich richtig wach und stand auf. »Gehen wir.«

Es war ein ganz normales Frühstück, wie in einem Ausbildungslager der Armee. Nur dass wir anstelle von Maschinengewehrtrappen Holzscheren mit uns herumschleppten und nicht von löchrigen Zeltplanen, sondern von den Marmorwänden des Thronsaals umgeben waren. Und schwarzen Kaviar gab es in einem Militärlager natürlich auch nicht. Feierlich, mit wichtigen Mienen kamen die Mädchen herein und stellten eine monströse Kristallschüssel auf den Tisch, in der sich ein riesiger Berg der kleinen, schwarzen Fischeier türmte.

»Seht nur, was sie uns heute geschickt haben!«, rief Lera begeistert.

Lebhaftes Getuschel erhob sich im Saal.

»Kaviar hatten wir zuletzt vor einem Monat«, nörkelte Timur. »Die sind ganz schön geizig, diese Fremdplanetarier.«

Während ich mir einen großen Löffel Kaviar auf den Teller häufte, dachte ich, dass auf diesem Planeten eigentlich wir die Fremdplanetarier waren.

Mein Tischnachbar Sershan lud sich ebenfalls eine gewaltige Portion Fischeier auf den Teller und wandte sich dann an Lera, die immer noch neben dem Tisch stand und zufrieden beobachtete, wie wir zulangen.

»Sag mal, Lera, hast du den Kaviar höchstpersönlich abgelacht, weil du gar so stolz dreinschaust?«, fragte er und handelte sich damit einen mahnenden Klaps von Chris auf den Hinterkopf ein.

Die blonde, mollige Lera war zu Tode beleidigt und ignorierte demonstrativ Sershans kleinlauter Entschuldigung. Sershan war kein schlechter Kerl, aber sein loses Mundwerk produzierte wie am Fließband Sticheleien, die er den anderen Inselbewohnern bei jeder sich bietenden Gelegenheit an den Kopf warf. Chris war die einzige Autorität, die er respektierte.

An diesem Morgen bekam ich zum ersten Mal die Wachbesprechung mit, bei der entschieden wurde, wer auf welcher Brücke Posten bezieht. Zunächst verdonnerte Chris Kostja dazu, in der Burg zu bleiben und den Mädchen beim lange geplanten Großputz zu helfen. Kostja, ein kleiner, hagerer Junge, machte ein Gesicht, als sei er zu fünf Tagen Burgverlies verurteilt worden, wagte aber keinen Widerspruch.

Sershan, Maljok, Janusch und sich selbst teilte Chris für die Südbrücke ein. Offenbar befürchtete er dort einen neuen Angriff, weshalb er die besten Kämpfer für diesen Wachdienst aussuchte. Die allerbesten. Unwillkürlich blickte ich zu Maljok. Inga hatte recht. Selbst wenn er schon als Wiegenkind mit dem Schwertkampf begonnen hätte, würde er gegen fast ausgewachsene Kerle unter normalen Umständen keine Chance haben.

Mir wurde zusammen mit dem Langen Igor, dem »normalen« Igor und Romka die Bewachung der Ostbrücke aufgetragen. Tolik, Meloman, Ilja und Timur wurden zur Westbrücke abkommandiert.

Chris schritt unsere Reihen ab und inspizierte die Waffen. Für mich hatte man ein mittellanges Schwert mit breiter, gerader Klinge, Parierstange und einem Griff mit Handschutz ausgesucht. Timur war der Meinung, dass es für einen Anfänger am besten geeignet sei. Es fiel mir immer noch schwer, zu glauben, dass dieses hübsche Holzspielzeug sich im Kampf in eine richtige Waffe verwandeln würde.

»So weit alles in Ordnung«, sagte Chris und blickte prüfend zur Sonne. »Gehen wir, die Brücken werden sich bald schließen.«

»Ja, gehen wir«, wiederholte Sershan mit seltsamer Ironie. »Nur leider ist Maljok verschwunden.«

Chris verzog das Gesicht. »Muss das sein? Immer diese Disziplinosigkeit«, brummte er.

Da kam Maljok angelaufen. »Ich musste nur noch schnell etwas trinken«, erklärte er geschäftig.

Chris nickte. »Gut, gehen wir endlich. Und Timur, tausch du bitte mit Dima den Platz. Die Ostbrücke ist zu gefährlich für ihn, er kämpft noch nicht gut genug.«

Timur hatte keine Einwände, und mir war es egal: Hauptsache, ich musste nicht zur Südbrücke, wo ich auf Inga hätte treffen können. Auf ihrer Insel schien es nicht allzu galant zuzugehen. Bei uns jedenfalls nahmen die Mädchen nicht an den Gefechten teil, obwohl sie durchaus mit dem Schwert umgehen konnten. Vor dem Frühstück hatte ich selbst zugesehen, wie Rita und Timur eine Runde fochten, nur zur Übung natürlich, die Schwerter waren aus Holz geblieben.

Chris klopfte Maljok, der unruhig von einem Fuß auf den anderen hüpfte, kräftig auf die Schulter: »Vorwärts, jetzt kannst du dich austoben!«

DAS UNGLÜCK

Noch unter dem Eindruck des gestrigen Kampfes hatte ich mich innerlich darauf eingestellt, dass mir heute etwas Ähnliches blühte. Allerdings lag ich damit völlig falsch! Ohne jede Eile schlenderten wir bis zur Mitte der Brücke. Dort hatten sich bereits drei Jungen von der Insel Nr. 12 eingefunden und es sich bequem gemacht. Ich traute meinen Augen kaum, als ich bemerkte, dass einer von ihnen ein Schwarzer war. Noch während ich ihn überrascht anstarrte, stellte sich heraus, dass er sogar ganz passabel Russisch sprach.

»Schau an, die Sechsuunddreißiger sind da«, rief er uns zur Begrüßung zu. »Ihr lange schlafen, wir schon beschlossen, euch wecken gehen!«

»Uns braucht man nicht zu wecken, Salif, wir sind stets bereit«, rief Tolik zurück und winkte ihm freundschaftlich zu.

»Jaja. Unsere Pioniere - immer bereit«, lachte der Schwarze.

Etwa zehn Meter von den Jungen von der Nr. 12 entfernt blieben wir stehen.

Ilja gähnte ausgiebig und blickte zum Himmel. »Verdammt heiß heute«, murmelte er. Dann streckte er sich auf den warmen Marmorplatten aus.

Zwei Jungen auf der anderen Seite, die auf der Balustrade gesessen hatten, taten es ihm gleich. Nur der schwarzhäutige Salif blieb ans Geländer gelehnt stehen und tätschelte zärtlich ein langes, gekrümmtes Messer, das er lässig in der Hand hielt.

Als Tolik meinen neugierigen Blick bemerkte, rief er: »Salif, wir haben einen Neuen dabei, zeig ihm doch mal deinen Jatagan. Du kriegst ihn auch wieder, Ehrenwort.«

Ich war mir sicher, dass Tolik nur einen albernen Scherz machte, doch Salif bückte sich und ließ seine Waffe mit einem kräftigen Schubs über den glatten Marmorboden sausen, wo sie unmittelbar vor meinen Fußspitzen liegen blieb. Als ich sie aufgehoben hatte und neugierig bestaunte, hätte ich sie vor Schreck beinahe wieder fallen lassen, denn vor meinen Augen begann sie sich zu verwandeln: Der Elfenbeingriff und die funkelnde Stahlklinge verblassten und zerflossen gleichsam zu stumpfem Holz. Ungläubig ließ ich die hölzerne Klinge durch meine Hand gleiten und zog mir prompt einen Schiefer ein. Tolik lachte schadenfroh. Verärgert über meine Ungeschicktheit, warf ich den Jatagan etwas zu schwungvoll in hohem Bogen zurück. Im letzten Moment, bevor er über die Balustrade hinaussegeln und ins Meer fallen konnte, fing Salif ihn geschickt auf und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. Mir war das sehr peinlich.

»Woher hast du denn dieses coole Messer?«, fragte ich, um meine Verlegenheit zu überspielen.

»Das ist traditionelle Waffe meines Stammes«, antwortete er, über das ganze Gesicht grinsend.

»Seit wann ist ein Jatagan eine afrikanische Waffe?«, fragte ich zu Tolik gewandt, woraufhin Salif so laut zu wiehern anfang, dass man es wahrscheinlich auf allen vierzig Inseln hörte.

»Dachtest du etwa, er ist aus Afrika?«, prustete Tolik.

»Ja, nein, ähm ...«, stammelte ich.

»Du hast es mit einem Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika zu tun«, setzte Tolik mich ins Bild. »Soweit ich weiß, heißt er George, und geboren wurde er in Tschil...«

»Tolik!«, unterbrach ihn Salif entrüstet. »Du bekommst Krieg mit mir! Du hast mein Militärgesheimnis verraten.«

»Schon gut, Salif. Ich bin schon still«, beschwichtigte Tolik. Dann wandte er sich zu mir und flüsterte: »Dimka, du musst dich daran gewöhnen, dass hier der eine oder andere vor Langeweile zu spinnen beginnt.«

»Das macht ja auch gar nichts. Nur wenn einer seinen Frust an den anderen auslässt, wird's problematisch«, sagte plötzlich Meloman, der uns offenbar zugehört hatte, obwohl er sich wie immer die Kopfhörer in die Ohren gestöpselt hatte und mit halb geschlossenen Augen dand. An seiner Brust baumelte der Disc-Man, der mit einem Solarmodul ausgestattet war.

»Jedenfalls haben hier alle Probleme mit der Langeweile«, fuhr Tolik fort. »Die einen schieben einfach nur Frust, andere werden aggressiv und stürzen sich blindlings in den Kampf. Und der schwarze Junge dort drüben spinnt eben ein bisschen herum und gibt sich als junger Krieger eines Menschenfresserstammes aus. Salif hätte dir noch weiß der Geier was alles erzählt, wenn ich ihn nicht gebremst hätte. Der Jatagan ist natürlich eine türkische Waffe. Ihre Insel, die Nr. 12, grenzt an die Insel Nr. 14, dort leben fast nur Türken. Es sieht so aus, als glaubten die Vierzehner wirklich, dass sie alle Inseln erobern können, jedenfalls haben Geo... ähm, Salif und seine Freunde ihre liebe Not mit ihren ständigen Attacken. Dagegen ist die Wache auf unserer Brücke der reinste Erholungsurlaub für sie, hier können sie richtig ausspannen und sich in die Sonne legen. Wir haben kein Problem damit, und so kommt es, dass diese Brücke ein außergewöhnlich friedliches Plätzchen ist.«

»Aber gestern haben die Jungs doch erzählt ...«

»Ilja und Kostja?«, unterbrach mich Tolik. »Wenn du denen mehr glaubst, bitte.«

»Moment mal«, widersprach Ilja empört. »Gestern gab es wirklich ein heftiges Gefecht hier.«

Allmählich wurde ich träge und schläfrig. Der schwache Wind, der über die Brücke blies, war so heiß, dass er keinerlei Erfrischung spendete. Für eine Weile legte ich mich in die Sonne, dann schlenderte ich gelangweilt herum und sah aufs Meer hinunter. Immerhin wurde mir dabei nicht mehr schwindlig, offenbar gewöhnte man sich mit der Zeit an die Höhe.

Plötzlich zuckten von unserem Wachturm zwei Lichtblitze zu uns herüber.

»Die Mädchen werden uns gleich das Mittagessen bringen«, erläuterte Ilja. »Wir haben dort einen großen Spiegel aufgestellt, den man quasi als Lichttelegraf benutzen kann.«

Ich nickte anerkennend und musterte Iljas Brille, deren einer Bügel mit Draht notdürftig befestigt und deren Gläser beide gesprungen waren.

»Ilja, wie alt ist deine Brille schon?«, konnte ich mir nicht verkneifen zu fragen.

»Die gehört gar nicht mir. Meine eigene ist, schon einen Monat nachdem ich hier ankam, kaputtgegangen. Diese hier ist ein Beutestück, Chris hat sie mir vor einem Jahr organisiert. Die Gläser sind zwar ein bisschen zu schwach für mich, aber trotzdem ist es besser als nichts.«

Auf welche Weise Chris ihm die Brille »organisiert« hatte, wollte ich gar nicht so genau wissen, es war ohnehin klar, dass niemand sie freiwillig hergegeben hätte.

»Brillenträger haben es schwer hier«, warf Meloman ein. »Wenn ihre Brille kaputtgeht, sind sie eigentlich geliefert. Und Kranke haben es auch schwer, Herzranke oder Diabetiker zum Beispiel. Es gibt ja keine Medikamente. Auf der Insel Nr. 30 ist so einer aufgetaucht, der ist nach einer Woche gestorben. Nicht im Kampf wohlgemerkt, sondern einfach so.«

»Ohne deinen Disc-Man würdest du auch krepieren«, konterte Ilja bissig. »Du wirst schon sehen, wenn der mal den Löffel abgibt, dann legst du dich ins Bett und bist nach einer Woche hinüber.«

»Lässt du mich mal Reinhören?«, bat ich Meloman.

Bereitwillig reichte er mir sein kleines, rundes Abspielgerät, das aussah wie eine fliegende Untertasse im Miniaturformat. »Weißt du, ich habe nur drei CDs, die kann inzwischen außer mir sowieso schon keiner mehr hören«, sagte er lachend.

Als ich die Kopfhörer aufsetzte, erklang eine heisere Männerstimme, die kurze, schneidende Phrasen stakkatoartig aneinanderreichte:

In des Spiegels matter Trübe
sehn wir uns und lächeln mild,
doch das ist nur eine Lüge,
uns hat erhascht das Spiegelbild.

»Ist das Zeitspirale?«, fragte ich.

Er nickte schweigend und machte ein zufriedenes Gesicht. Aus den Kopfhörern hämmerte ein treibender, einnehmender Rhythmus, unter dessen Eindruck ich jede Muskelfaser anspannte, als stünde mir eine Schlägerei oder ein Sprung ins kalte Wasser bevor.

Allzu gern wärn wir entfleucht,
doch bleiben wir am Rahmen kleben,
aus der Scheibe tränenfeucht
lachen Fratzen uns entgegen.

Mit einem schnellen Ruck zur Seite
hab'n wir uns davongestohlen,
doch die flinke Spiegelmeute
hat's geschafft, uns einzuholen.

Die CD war zu Ende. Gerade als ich sie wieder von vorne starten wollte, sah ich Tanja die Brücke entlangkommen, sie brachte einen riesigen Topf Essen. Auch unsere »Feinde« wurden verköstigt, bei ihnen fand sich ein kleiner Junge mit einer großen Tasche ein, die er kaum schleppen konnte.

In aller Ruhe aßen wir zu Mittag. Unser Brot teilten wir mit den Jungen von der Insel Nr. 12, die uns ihrerseits einige saftige Äpfel abgaben. Tanja leistete uns eine Zeit lang Gesellschaft und wäre wohl gern noch geblieben, wenn Tolik sie nicht unmissverständlich zur Burg zurückgeschickt hätte.

»Du bist noch zu klein«, erklärte er trocken. »Außerdem haben Mädchen auf der Brückenwache nichts verloren.«

»Haben sie wohl!«, giftete Tanja beleidigt. »Auf der Insel Nr. 2 zum Beispiel.«

»Pah, das glaubst du doch selbst nicht«, fertigte Tolik sie ab und erzählte mir kurz darauf, dass es Gerüchte gäbe, wonach auf der weit entfernt liegenden Insel Nr. 2 ausschließlich Mädchen das Sagen hätten und die Jungen von ihnen vertrieben oder sogar getötet würden.

Während Tanja davontrottete, wandten wir uns wieder dem Nichtstun zu. Die Sonne sank allmählich auf den Horizont hinab, während der Wind gleichzeitig zunahm, als würde sich die schwindende Kraft der Sonne auf ihn übertragen. Ich kauerte mich auf dem noch warmen Marmor zusammen, zum einen, weil es rasch kühler wurde, zum anderen, weil die Brücke im Wind zu schwanken begann, was in meinem Magen wie schon am ersten Tag ein höchst unangenehmes, flaes Gefühl auslöste.

»Das ist wie auf einem Schiff bei hohem Seegang«, sagte Ilja, dem das Geschaukel Spaß zu machen schien. »Bei Sturm ist es noch viel besser hier oben. Manchmal reichen die Wellen bis auf halbe Höhe zur Brücke herauf.«

»Wir sind aber doch hundert Meter über dem Meer hier«, gab ich verwundert zu bedenken.

»Du wirst ja sehen«, entgegnete er stur.

In diesem Augenblick blitzte auf unserem Wachturm ein Lichtschein auf, der mich regelrecht blendete.

»Mist ...«, zischte Tolik, sprang auf und spähte zum Wachturm hinüber. Nach einer halben Minute wiederholte sich das Lichtzeichen.

Ilja legte die Stirn in Falten. Meloman nahm die Kopfhörer ab. Die Jungen von der Nr. 12 registrierten aufmerksam die Unruhe auf unserer Seite.

»Salif!« Tolik legte sein Schwert auf den Boden und ging zu den Zwölfen hinüber. Nach kurzem Zögern legte auch der Schwarze seine Waffe ab und kam ihm entgegen. Die beiden unterhielten sich kurz und unaufgeregt, daraufhin drehte sich Salif zu seinen Leuten um.

»Kehrt zur Burg zurück, Jungs, und seht mal nach, was sich auf der Nordbrücke tut. Ich halte hier allein Wache«, rief er seinen Gefährten zu.

Wortlos machten sich diese auf den Weg zu ihrer Burg. Tolik gab Salif kurz die Hand und kehrte zu uns zurück. Er sah außergewöhnlich besorgt aus.

»Kannst du hier allein Wache halten?«, fragte er Meloman.

Meloman nickte schweigend.

Tolik wandte sich mir und Ilja zu: »Vorwärts, im Laufschrift zurück zur Burg!«

Ich verzichtete darauf, überflüssige Fragen zu stellen. Das Lichtsignal hatte offensichtlich bedeutet, dass wir schnellstens zur Insel zurückkehren sollten.

Während wir zur Burg hinunterliefen, kam mir der Gedanke, dass man auf den Brücken entweder gemächlich dahinschlenderte oder im Höchsttempo rannte. Ein Mittelding schien es nicht zu geben.

Die Sonne hatte sich inzwischen in einen dunkelroten Ball verwandelt und war sanft ins Meer eingetaucht, während leuchtendes Abendrot in den Himmel strömte, als würde er von Blut getränkt.

Als Erste waren die Jungen von der Südbrücke auf die Insel zurückgekehrt. Von Weitem sahen wir, dass sich die Mädchen, Timur, Sershan und Janusch am Fuß der Ostbrücke versammelt hatten. Sie bildeten einen Kreis und starrten wortlos auf etwas, das zwischen ihnen auf dem Boden lag.

Meine Beine waren zittrig und schmerzten, die anderen beiden hatten ein höllisches Tempo vorgelegt. Im Schlepptau von Tolik, der sich ziemlich grob durch die anderen hindurchdrängelte, landete ich mitten in dem kleinen Pulk. Auf dem Boden lagen in einer Blutlache Romka und Igor. Der »normale« Igor. Romka hatte eine Stichwunde in der Brust, die von geronnenem Blut umsäumt war. Igor dagegen war von einer so entsetzlichen Kopfwunde entstellt, dass ich es nicht fertigbrachte, richtig hinzusehen. Mir wurde schlecht.

Unvermittelt packte Sershan Timur an den Schultern und schüttelte ihn: »Wo ist Ostap?«, zischte er, womit er den Langen Igor meinte, der mit Nachnamen Ostapenko hieß.

»Er ist von der Brücke gesprungen, verwundet...«, sagte Timur und versuchte vergeblich, sich aus Sershans Umklammerung zu lösen. Mit brechender Stimme fügte er hinzu: »Tödlich verwundet.«

»Wo ist Kostja?«, schrie Sershan, wobei er Timur mit irren Augen anstarrte.

»In der Burg«, antwortete ihm Rita. »Wahrscheinlich ist er auch ... Ein Pfeil steckt in seiner Brust, wir haben uns nicht getraut, ihn herauszuziehen.«

»Und warum lebst du noch, Timur?«, fragte Sershan mit drohender Stimme. »Die Feinde sind bis zur Burg gekommen - wieso bist du getürmt?«

»Lass ihn!«, keifte Rita und schubste Sershan zur Seite. »Timur hat sich völlig richtig verhalten. Reg dich ab!«

»Streitet euch nicht«, sagte Ilja leise. »Das bringt jetzt auch nichts mehr.«

DER VERRÜCKTE KAPITÄN

Hinter einem kleinen Waldstück am entfernten Ende der Insel begruben wir Romka und Igor. Chris und Maljok, die erst später eingetroffen waren, halfen Sershan und Janusch beim Ausheben der Gräber, die nicht sonderlich tief gerieten, da sich unter der dünnen Sandschicht harter Felsboden befand.

Während ich so dastand, wurde mir mit Schauern bewusst, dass ich nur durch einen glücklichen Zufall nicht selbst in einem dieser Sandlöcher mein Ende gefunden hatte. Denn ursprünglich war ja ich für die Wache auf der Ostbrücke eingeteilt gewesen.

Die getöteten Jungen kannte ich kaum, weder Romka noch die beiden Igors. Wir hatten einfach zu wenig Zeit gehabt, um uns näher kennenzulernen. Dennoch war ich mir in dem traurigen Moment, da ich vor ihren Gräbern stand, sicher, dass wir Freundschaft geschlossen hätten. Der Lange Igor war in meinem Alter gewesen, die anderen beiden etwas jünger als ich. Alle drei waren sie lebensfrohe Gemüter, die noch am Morgen bester Laune ihre Scherze getrieben hatten.

Es wäre gelogen, wenn ich behauptete, dass ich in jenem Augenblick tiefen Kummer empfunden hätte. Wären Chris, Tolik oder Maljok umgekommen, hätte ich wahrscheinlich um sie getrauert und geweint. Jetzt hingegen fühlte ich eine Anteilnahme, als wäre in meiner Gegenwart jemand Fremdes von einem Auto überfahren worden. Selbstverständlich tut einem das leid, man kümmert sich und versucht zu helfen, gleichzeitig weiß man aber auch, dass man in ein paar Tagen nicht mehr daran denken und kein Schmerz zurückbleiben wird. Ich hasste mich für diese Gedanken und versuchte krampfhaft, echte Trauer zu fühlen, was natürlich nicht gelang. Stattdessen empfand ich Angst und Mitleid mit dem neben mir stehenden Timur, diese flüchtige Anteilnahme eben und eine gewisse Scham gegenüber den Toten, weil ich nicht imstande war, einfach hemmungslos zu flennen wie Tolik.

Nachdem die Gräber zugeschaufelt waren, blieben wir noch eine Weile vor ihnen stehen, als wäre es ein Verrat gewesen, die Jungen allein zurückzulassen. Janusch flüsterte stimmlos vor sich hin. Ich vermutete, dass er ein Gebet sprach, denn in Polen gibt es viele gläubige Menschen.

Dann, als wir in die Burg zurückgekehrt waren, erzählte Timur, wie sich alles zugetragen hatte. Die Wachen auf der Ostbrücke hatten von Anfang an das Gefühl gehabt, dass etwas im Busch war. Normalerweise beorderte die Insel Nr. 30 drei bis vier Mann auf die Brücke, an diesem Tag waren sie zu siebt gekommen. Dennoch hatten sie sich bis zum Abend ruhig verhalten und keine Angriffsversuche unternommen. Allem Anschein nach hatten sie das genau so geplant, um unsere Wachposten einzulullen, was ihnen auch gelang. Es war nur noch eine knappe Stunde bis zur Trennung der Brücke, als einer der Jungen von der Nr. 30 sich scheinbar auf den Rückweg zu seiner Burg machte.

Das war allerdings ein Täuschungsmanöver! Er ging nur einige Schritte weit, und unsere Wachen achteten nicht mehr auf ihn, als er sich unversehens umdrehte und einen Pfeil aus seiner Armbrust abfeuerte. Das Geschoss bohrte sich in den rechten Oberarm des Langen Igor. Die Schmerzen ignorierend, schoss dieser sofort zurück und traf den Feind, der tot oder schwer verwundet zusammensank.

Fatalerweise hatten die Dreißiger noch einen weiteren Armbrustschützen, dessen Pfeil fast zeitgleich durch die Luft zischte und den anderen Igor in den Kopf traf. Er taumelte zu Boden und verlor das Bewusstsein. Einer der nachsetzenden Angreifer schlug mit dem Schwert auf ihn ein und bezahlte dies mit seinem Leben, denn inzwischen war Romka herbeigestürzt und stieß dem Jungen die Klinge in den Leib. Daraufhin wichen die anderen Angreifer zurück. Romka verfolgte sie, da er in der Hitze des Gefechts nicht mitbekam, dass er allein gegen fünf war. In dem sich anschließenden ungleichen Kampf wurde er in die Brust getroffen. Timur hatte noch versucht, ihm zu Hilfe zu eilen, konnte ihn aber nur noch schwer verletzt aus der Kampfzone zerren.

Die Lage war verzweifelt. Der Lange Igor war verwundet, der zweite Igor bewusstlos, während Romka das Blut in einer pulsierenden Fontäne aus der Wunde schoss. Obgleich Romka bei Bewusstsein war, wurde er doch mit jeder Sekunde schwächer. Nun nahm der Lange Igor sein Schwert in die linke Hand und bedeutete Timur, er solle die Verwundeten zur Burg hinunterbringen. Igor musste auf den Schultern getragen werden, Romka konnte zunächst noch selbst laufen. Doch als schließlich auch dieser zusammenbrach, blieb Timur nichts anderes übrig, als beide über den Marmor zu schleifen.

Dann, als er sich einmal kurz umdrehte, sah er, wie der Lange Igor, mit der linken Hand fechtend, gegen die übermächtigen Feinde kämpfte. Schon bald hatten sie ihn an den Rand der Brücke gedrängt und schwer verletzt, da griff sich Igor in aussichtsloser Lage einen der Angreifer und stürzte sich mit ihm zusammen über das Geländer von der Brücke hinab.

Timur war schon fast an der Burg angekommen, als er bemerkte, dass das Große Spiel für Romka unwiderruflich zu Ende war. Kostja kam ihm entgegengelaufen und half ihm dabei, die zwei Jungen in die Burg zu schleppen. Die Mädchen versuchten noch, den röchelnden Igor zu verbinden, aber sie konnten nichts mehr für ihn tun. Inzwischen kamen die Feinde, die die Verfolgung aufgenommen hatten, die Brücke heruntergerannt und griffen erneut an. Timur und Kostja gelang es, sie in Schach zu halten, obwohl sie zu zweit gegen vier kämpften. Als die Angreifer bemerkten, dass die Mädchen von einer anderen Brücke Verstärkung herbeigerufen hatten, flüchteten sie. Einen Pfeil schossen sie hastig noch ab, noch nicht einmal richtig gezielt.

Dennoch traf er Kostja.

Aufgewühlt durch Timurs Bericht, irrte ich planlos durch die Gänge der Burg. Draußen war es rasch dunkel geworden. Durch jede kleinste Mauerritze sickerte Kälte herein und kroch als kühler Luftzug die Wände entlang. Das Grollen der ans Ufer schlagenden Wellen wurde zunehmend lauter und polterte durch die finsternen Korridore.

Als ich an Kostjas Kammer vorbeikam, legte ich mein Ohr an die Tür und horchte. Ich konnte ihn atmen hören: Es war ein gurgelndes Geräusch, als schäumte etwas in seiner Kehle oder an seinen Lippen. Als ich die Tür öffnete, um nach ihm zu sehen, flog mir Rita entgegen und verjagte mich mit einer strengen, unzweideutigen Geste. Mit der Gewissheit, dass es schlecht stand um Kostja, trollte ich mich und beschloss, zu den anderen

hinunterzugehen.

Nach und nach versammelten sich die meisten von uns im Thronsaal. Dort war es immerhin hell und sogar einigermaßen warm. Das Kaminfeuer prasselte und vertrieb die schlimmste Kälte, wenn seine Kraft auch längst nicht ausreichte, um den riesigen Saal bis in den letzten Winkel aufzuwärmen. An jeder Wand brannte eine Fackel, in deren Licht wir lange Schatten warfen, die unruhig über den kalten Marmorboden geisterten. Wie die Spiegelbilder im Song von Melomans Lieblingsgruppe schienen diese schwarzen, verzerrten Gestalten ein Eigenleben zu entwickeln, als wollten sie sich nicht damit abfinden, nur ein lebloses Abbild zu sein.

Ich war an eines der Fenster getreten und beobachtete eine Weile, wie die Wellen direkt unter mir gegen die Mauer schlugen und die Gischt in tauenden Flocken an der Fensterscheibe herabrann. Der Himmel musste dicht mit Wolken verhangen sein, denn nur ganz selten einmal konnte ich einen Stern aufblitzen sehen. Ich war dankbar, dass ich nicht schon heute zum Treffen mit Inga gehen musste.

Als ein besonders heftiger Windstoß schneidend aufheulte, hörte man irgendwo oben eine Scheibe zu Bruch gehen. Das war nun keine Katastrophe, aber Tolik stieß trotzdem einen heftigen Fluch aus und trat mit voller Wucht gegen die Wand. Dieser Akt plumper Aggression konnte der Wand kaum etwas anhaben, während Tolik, vor Schmerz jaulend, zum Sofa hinüberhinkte. Meloman seufzte vernehmlich und gesellte sich dann zu mir ans Fenster.

»Wir müssen uns überlegen, was wir jetzt machen sollen«, rief Chris in unser Schweigen hinein. Er saß auf seinem »Kommandeurstuhl« am Kamin und hatte sein Schwert über die Armlehnen gelegt.

»Was wir machen sollen?«, blaffte Sershan. »Wir könnten Timur trösten, seht nur, wie traurig er ist, der Ärmste. Oder wir bedanken uns bei Tolik. Der hat letzte Woche auf der Ostbrücke Wache geschoben und die Dreißiger bis aufs Blut gereizt. Das hat er wirklich gut hingekriegt«, giftete er sarkastisch.

»Halt den Mund!«, zischte Tolik und ging, während er sein Schwert zog, auf Sershan zu.

Mit Entsetzen bemerkte ich, dass die Klinge seines Holzschwerts einen silbrigen Glanz bekam. Sershan wich mit einem Satz zur Wand zurück und zog nun seinerseits die Waffe. Im selben Moment tauchte plötzlich Timur zwischen den beiden auf. Nach ein paar Sekunden lagen Sershan und Tolik, sich vor Schmerzen windend, hilflos am Boden, während Timur in der Pose eines Karatekämpfers - eine Hand am Gürtel, die andere vor dem Gesicht - dastand, als warte er auf eine Fortsetzung des Kampfes.

»So, der Aufruhr ist beendet. Danke, Timur«, sagte Chris gelassen und fuhr mit eindringlicher Stimme fort: »Ich wiederhole es noch mal, extra für Sershan: Keiner von uns trägt die Schuld an dem, was geschehen ist. Im Kampf läuft eben nicht immer alles nach Plan. Im Übrigen ... ach, lassen wir das. Am besten, du gehst morgen auf die Ostbrücke, Sershan, da kannst du deinen Frust ablassen.«

Sershan und Tolik verkrochen sich kleinlaut in entgegengesetzte Winkel des Saals. Sicherheitshalber setzte Timur sich zwischen sie auf den eiskalten Boden und tauschte einen vielsagenden Blick mit Chris. In diesem Moment wurde mir klar, dass niemand anders als diese beiden das Schicksal der Insel in der Hand hielten.

»Wir haben heute vier Kämpfer verloren«, konstatierte Chris.

»Drei!«, widersprach Tolik heftig. »Kostja ist doch noch am Leben - oder hast du ihn schon abgeschrieben?«

»Natürlich nicht, aber er steht uns als Kämpfer vorerst nicht mehr zur Verfügung. Wir haben drei Freunde und vier Kämpfer verloren. Die Lage ist äußerst bedenklich. Noch so ein Gemetzel, dann müssen wir uns in der Burg verbarrikadieren.«

»Kommt überhaupt nicht infrage«, entgegnete Timur entrüstet. »So weit dürfen wir es nicht kommen lassen!«

Ein Raunen ging durch den Saal. Sich in der Burg zu verbarrikadieren und den Feinden die Brücken und die Insel kampflos zu überlassen, galt unter den Teilnehmern des Großen Spiels als die schlimmste Schmach, die man sich einhandeln konnte. Selbst Meloman streifte aufgebracht seinen Kopfhörer ab und schaltete sich in die Diskussion ein. Die Frage war, wie wir die wenigen verbliebenen Kämpfer am besten auf die Brücken verteilen konnten. Schweigend lauschte ich dem Gespräch, ohne mich einzumischen.

»Der kritischste Punkt ist die Ostbrücke«, sagte Chris schließlich. »Es ist gut möglich, dass sie uns dort morgen erneut angreifen. Und selbst wenn sie das nicht tun, wir haben noch eine Rechnung mit denen offen. Morgen werden Timur, Tolik und ich dort Wache halten.«

»Das reicht nicht«, warf Meloman erhitzt ein.

»Weiß ich, aber wir haben keine andere Wahl«, entgegnete Chris. »Du bewachst mit Maljok und Janusch die Südbrücke.«

»Also gut«, beugte sich Meloman. »Auf Maljok kann man sich verlassen.«

»Ab sofort gibt's hier keine kleinen Jungen mehr, alle sind erwachsen, verstanden, Maljok?«, sagte Chris zu unserem Jüngsten gewandt.

Maljok, der den ganzen Abend noch kein Wort gesagt hatte, nickte abwesend.

»Die Westbrücke übernehmen Dima und Sershan.« Chris teilte mich für die am wenigsten gefährliche Brücke ein.

»Und was wird aus mir?«, wisperte Ilja beleidigt. »Habt ihr mich vergessen?«

»Du hältst dich auf der Insel bereit und wirst dann auf die Brücke abberufen, auf der es am ärgsten brennt«, beschwichtigte ihn Chris.

Er war wirklich der geborene Kommandeur. Ilja hatte das Gefühl, mit der wichtigsten Aufgabe überhaupt betraut worden zu sein, dabei bestanden Sinn und Zweck dieser Maßnahme einzig darin, ihn nicht in Gefahr zu bringen.

Langsam ließ ich den Blick über die Gesichter der versammelten Jungen schweifen. Für einen Augenblick vergaß ich, dass ich hier mitten im Geschehen war, und betrachtete die Situation wie ein Unbeteiligter, gleichsam von außen: der riesige Saal aus rosa Marmor; die hohen, von Finsternis geschwärzten Fenster, auf denen Rinnsale des vom Sturm gepeitschten Meerwassers mäanderten; die züngelnden Fackeln an den Wänden; das knisternd lodernde Kaminfeuer; darüber der scharlachrote Schild, das Inselwappen; in der Ecke das zerknitterte Ledersofa in modernem Design - jemand musste sich gemütlich darauf ausgestreckt haben, als er »fotografiert« wurde; und im ganzen Saal verstreut in den verschiedensten Posen - auf Fässern hockend, am Boden kauend, auf der Lehne des Sofas sitzend, stehend oder auf zusammengestellten Stühlen liegend wie Meloman - neun halb nackte, braun gebrannte, mit hölzernen Schwertern bewaffnete Jungen, darunter ausgewachsene Kerle wie Chris und kleine Buben wie Maljok, die irgendetwas besprachen, über irgendetwas aufgeregt diskutierten.

Die Tür quietschte, und mit einem Schlag kehrte Stille ein. Rita stand in der Tür und war auf der Schwelle erstarrt, als hätte sie Angst einzutreten.

»Kostja ist gestorben«, sagte sie leise.

Niemand sprang auf, keiner sagte ein Wort. Wir hatten alle bereits den ganzen Abend damit gerechnet, dass dies geschehen würde. Das Schweigen war so beklemmend, dass ich es nicht länger ertrug. Wie von Sinnen rannte ich zur Tür, rempelte Rita zur Seite und stürzte in den Gang hinaus, nach links, die Treppe hinunter zur Tür, die ins Freie hinausführte: verschlossen. Planlos lief ich wieder zurück nach oben, schlüpfte in einen engen Durchgang, der in einen stockdunklen gewundenen Korridor führte, in dem keine zwei Leute aneinander vorbeigepasst hätten, und gelangte schließlich an eine steile Wendeltreppe, die ich hinaufstürmte, immer weiter hinauf, bis ich unvermittelt vor einer weiteren Tür stand.

Als ich sie aufstieg, schlug mir heulender Wind entgegen, und Regen peitschte mir ins Gesicht. Alles war in Dunkelheit gehüllt: das Meer, die Insel und weit unten die wuchtigen Gemäuer der Burg. Im Getöse des aufgewühlten Meeres und im wütend an mir zerrenden Sturm stand ich auf der Plattform des Wachturms und fühlte mich in diesem Augenblick vollkommen verlassen: allein auf den Vierzig Inseln, allein auf diesem fremden Planeten, allein im gesamten Weltall. Ich hatte keine Feinde und keine Freunde mehr, außer vielleicht Inga. Aber war sie wirklich hier, oder hatte ich mir das nur eingebildet? Ich hatte keine Kraft mehr, über die Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden nachzudenken, und auch nicht, mich darüber zu grämen, dass ich vor zwei Tagen einem falschen Fotografen auf den Leim gegangen war. Selbst die schneidende Kälte spürte ich nicht mehr, und der Regen fühlte sich an wie eine warme Dusche.

Gegen den Wind ankämpfend, tastete ich mich voran, stieß auf eine gemauerte Brüstung und machte mich gerade daran, darüber hinwegzuklettern, als ein Blitz vom Himmel zuckte und nicht weit von der Burg einen grellweißen Strahl ins Meer rammte. Im selben Moment tat es einen ohrenbetäubenden Knall, als sei der Himmel explodiert. Ein Bein hatte ich schon über die Brüstung geschwungen, und beinahe wäre ich vor Schreck in die Tiefe gestürzt, wo die Wellen schäumend gegen die Mauern schlugen.

Der Blitz verlösch, und mit einem Mal schien es noch viel finsterer zu sein als zuvor. Mit wild pochendem Herzen krampfte ich mich an der Brüstung fest und wusste einen Moment lang nicht, in welche Richtung ich zurückklettern musste. Da fasste mich jemand an den Schultern und zog mich auf die Plattform zurück.

»Lass das, Dima, beruhige dich«, flüsterte Toliks Stimme direkt an meinem Ohr.

Noch immer hielt er meine Schultern fest im Griff, als befürchtete er, dass ich mich losreißen könnte. Mir kam das lächerlich vor. Er dachte wohl, dass ich spr... Hatte er damit womöglich sogar recht?

»Lass mich los, Tolik!«, sagte ich etwas unwirsch.

»Einen Teufel werde ich tun, wer weiß, vielleicht willst du ja zum Verrückten Kapitän.«

»Ich will zu überhaupt niemandem.«

»Und warum bist du dann abgehauen, wenn ich fragen darf?«

Nun brach meine ganze Verwirrung heraus und mit ihr das schreckliche Gefühl der Verlassenheit, das meine Seele beherrschte. »Tolik, ich halte es nicht aus mit diesen Typen! Das sind doch keine Menschen, sondern Roboter. Sie zucken noch nicht einmal mit der Wimper, wenn einer nach dem anderen ins Gras beißt. Du bist der einzig Normale in dem ganzen Haufen.«

»Das ist nicht wahr, Dima. Wir sind alle normale Menschen, und ich bin keinen Deut besser als die anderen. Es ist schon richtig, dass sie versuchen, die Haltung zu bewahren, wenigstens voreinander. Du solltest dir hier ein dickes Fell zulegen, sonst kommst du nicht weit.« Tolik sprach mit ruhiger Stimme auf mich ein. »Es ist nun mal nicht zu ändern, dass wir hierher geraten sind, wir müssen einfach das Beste daraus machen. Es kommt ja auch nicht jeden Tag so schlimm wie heute. Manchmal vergehen Monate, ohne dass jemand getötet wird. Und die Neuen, die ankommen, bringen auch immer wieder frischen Wind rein. Wir hatten mal einen Geiger hier - Mann, konnte der spielen!«

Toliks Worte überzeugten mich nicht wirklich, denn was er sagte, stimmte nur vor dem Hintergrund der perversen Regeln, die auf den Inseln herrschten. Was war denn, bitte schön, gut daran, dass hier irgendwann einmal ein genialer Geiger gelebt hatte? Wo war er denn jetzt, der begnadete Musiker? Vermutlich mitsamt seiner Geige irgendwo im Sand verscharrt.

Trotz allem reifte in mir die Erkenntnis, dass mein innerer Widerstand gegen diese Welt zwecklos war. Während ich so neben Tolik stand und mich unwillkürlich an ihn drängte, als wäre er älter als ich und könnte mich vor irgendetwas beschützen, begann ich langsam, mich ein wenig zu beruhigen.

Mir war noch nicht danach zumute, in die Wärme und ins Licht der Burg zurückzukehren. Ein paar Minuten brauchte ich noch, um wieder völlig zu mir zu kommen.

»Von welchem Verrückten Kapitän hast du vorhin gesprochen?«, fragte ich.

»Stimmt, du konntest ja gar nicht wissen, von wem ich rede«, sagte Tolik nachdenklich. »Ist dir nicht kalt?«

»Nein.«

»Dann warten wir noch den nächsten Blitz ab. Schau einfach aufs Meer hinaus und hör mir zu, ich erzähle dir was.«

Als Tolik mit seiner Geschichte begann, nahm seine Stimme einen beinahe ehrfürchtigen Ton an. »Der Verrückte Kapitän ist ein Junge wie du und ich. Genauer gesagt, das war er. Auch ihn verschlug es auf eine der Inseln, wo er viele Jahre lebte und zu einem ausgewachsenen Kerl heranwuchs. Er war ein mit allen Wassern gewaschener Schwertkämpfer, und man sagt, dass er durchaus eine Chance gehabt hätte, mit seinen Leuten alle vierzig Inseln zu erobern. Doch das wollte er nicht, denn er hatte sich in den Kopf gesetzt, alle Inselbewohner zu retten. Deshalb baute er zusammen mit den Jungen von seiner Insel ein richtiges Schiff, einen großen, schnellen Klipper, auf dem genug Platz für die Jungen und Mädchen mehrerer Inseln war. Auf diesem Klipper stach er mit seinen Freunden in See und kreuzte lange über den Ozean, bis er schließlich ein Festland entdeckte, wo es keine Außerirdischen gab und wo man leben konnte, ohne sich gegenseitig zu bekämpfen. Sie blieben aber nicht auf diesem Land, sondern segelten zurück, um die Jungen und Mädchen von den anderen Inseln abzuholen und auch auf das Festland zu bringen. Die Außerirdischen waren ihm jedoch längst auf die Schliche gekommen und richteten es so ein, dass sein Klipper nicht mehr in die Nähe einer der Inseln gelangen konnte. Sie wollten, dass er allein zurücksegelt. Der Verrückte Kapitän aber schwor sich, die Inseln trotzdem zu erreichen, selbst wenn er ewig im Meer treiben müsste. Und so kämpften er und seine Gefährten nun schon seit hundert Jahren gegen die Wellen an. Sie werden nicht älter, sterben nicht, können aber auch niemandem helfen. Nur bei einem richtig heftigen Sturm kommt der Klipper ganz nahe an die Inseln

heran, allerdings ist es dann auch völlig unmöglich, an einer von ihnen anzulegen. Manchmal kann man ihn auf dem Meer draußen sehen, manchmal, wenn ein heftiger Sturm über das Meer fegt.«

Tolik verstummte. Der Wind, der für ein paar Augenblicke nachgelassen hatte, heulte markerschütternd auf und peitschte uns mit neuer Kraft den Regen ins Gesicht.

»Es geht da so ein Gerücht«, schrie Tolik mir ins Ohr. »Wenn man bei einem starken Sturm ins Wasser fällt, wird man vom Schiff des Verrückten Kapitäns aufgesammelt. Wenn man nur wüsste, ob das stimmt.«

Natürlich stimmte das nicht! Und Toliks Geschichte war nichts weiter als ein schönes Märchen, nämlich die Legende vom Fliegenden Holländer in etwas abgewandelter Form. Das wollte ich Tolik gerade sagen, kam aber nicht mehr dazu, da im selben Moment erneut ein vieladerig verzweigter Blitz über den Himmel loderte und ich in seinem toten Licht den sagenhaften, unmöglichen und dennoch gespenstisch echten Klipper des Verrückten Kapitäns erblickte. Irgendwo zwischen uns und der Insel Nr. 30 schoss er mit dick aufgeblasenen Segeln, vom Sturm fast in die Waagrechte gedrückt, über die sich aufbäumenden Wellen dahin.

Der Blitz verlosch. Das Meer, die Wellen und das Schiff des Kapitäns wurden von undurchdringlicher Finsternis verschluckt.

Eine Halluzination, dachte ich, wie bei einem Psychopathen. Aber war es ein Wunder, dass man auf dieser bescheuerten Insel zu spinnen begann?

»Glück gehabt«, sagte Tolik mit gedämpfter Stimme. »So nah habe ich ihn noch nie gesehen.«

DER RAPPORT DES BEOBACHTERS NR. 36

Ich konnte nicht schlafen. Ein anderer hätte vielleicht einfach den Schalter umgelegt und sich in den Schlaf sinken lassen. Warum auch nicht, die Geschehnisse des Tages waren ohnehin nicht mehr rückgängig zu machen. Leider bin ich völlig anders gestrickt: Bevor ich einschlafen kann, muss ich immer erst meine Gedanken ordnen und einen gewissen Frieden mit mir selbst finden.

Damit scheiterte ich in dieser Nacht grandios. Irgendetwas wühlte mich auf, ich kam nur nicht dahinter, was es war. Vielleicht der Tod der Jungen - Igor, Kostja? Nein. Der Streit zwischen Sershan und Tolik? Nein. Der Verrückte Kapitän? Das war es auch nicht. Der morgige Tag? Nein.

Was war es nur, was mich so umtrieb? Es waren wohl doch die getöteten Jungen, und zwar weniger die Tatsache, dass sie im Kampf starben, als der Umstand, dass ich an ihrer Stelle hätte sein können. Das war es! Chris hatte mich im allerletzten Moment auf die andere Brücke geschickt, als ob er gewusst hätte, was passieren würde! Plötzlich kam mir der Gedanke, dass die Feinde vor allem auf Jungen in meinem Alter Jagd zu machen schienen. Sie hatten nicht einmal versucht, auf Timur zu schießen, obwohl es logischer gewesen wäre, den ältesten und erfahrensten Kämpfer des Gegners als Ersten auszuschalten. Das war natürlich ein dummer Gedanke, warum hätte jemand ausgerechnet auf mich Jagd machen sollen? Trotzdem war mir ein wenig bang zumute.

»Dimka«, hörte ich plötzlich Maljok flüstern. »Dimka, schläfst du?«

Mir war überhaupt nicht nach einer Unterhaltung mit Maljok, daher schwieg ich und tat so, als ob ich schlief. Das Bett gegenüber quietschte, leise Schritte ertönten.

»Dimka«, flüsterte Maljok, jetzt offenbar über mich gebeugt.

Wollte er mich aufwecken, oder was? Warum flüsterte er dann? Ohne zu überlegen, warum, machte ich keinen Mucks und rührte mich nicht.

»Dimka«, hauchte Maljok noch einmal, dann hörte ich leise die Türklinke knarren.

Maljok war aus der Kammer geschlichen. Nachdem ich ein paar Sekunden gewartet hatte, kroch ich ebenfalls aus dem Bett. Sofort umging mich elende Kälte, als wäre ich in ein Eisloch gesprungen. Bibbernd tapste ich zur Tür und schlüpfte in den dunklen Gang hinaus. Maljoks kaum hörbare Schritte verloren sich alsbald im gleichmäßigen Rauschen der Elemente. Der Sturm hatte zwar nachgelassen, doch der Wind piffte noch immer geräuschvoll um die Burg. Bei meiner Verfolgung konnte ich mich weder auf mein Gehör noch auf meine Augen verlassen, sondern folgte einer Art sechstem Sinn.

Am Ende des Ganges angelangt, stieg ich die Wendeltreppe hinunter und schlich weiter Richtung Haupteingang. Dort konnte ich endlich schemenhaft Maljoks Silhouette ausmachen. Wo wollte er nur hin mitten in der Nacht bei dieser Saukälte? Jedenfalls nicht hinaus, denn Maljok wandte sich einem eisenbeschlagenen Holzgatter zu, das sich unmittelbar vor der Haupteingangstür in der Seitenwand befand. Schon gestern war mir diese Seitentüre aufgefallen, leider hatte ich vergessen zu fragen, wo sie hinführte.

Als Maljok den Riegel zurückschob, ertönte ein gedämpftes Klonk. Beim Öffnen der Tür jedoch quietschten die Scharniere so jämmerlich, dass er zusammenzuckte und für einige Augenblicke verharnte. Ich stand etwa zehn Meter von ihm entfernt in seinem Rücken und spürte mein Herz bis zum Hals pochen. Jetzt machte sich Maljok an etwas zu schaffen; plötzlich erklang ein Zischen, und in seinen Händen glomm ein fahles Licht, das er in einer winzigen Petroleumlampe entzündet hatte. Erschrocken presste ich mich gegen die Wand, aber der Lichtschein war so schwach, dass er mich wohl kaum erfassen konnte. Maljok verschwand nach unten. Als ich ihm nach wenigen Sekunden folgte, sah ich, dass er eine lange Treppe hinunterstieg, an deren Ende sich erneut eine verriegelte Tür befand.

Hinter dieser Tür öffnete sich ein Kellerraum, den Maljok trotz der spärlichen Beleuchtung sicheren Schrittes durchmaß. Allem Anschein nach ging er diesen Weg nicht zum ersten Mal. Lautlos atmend schlich ich ihm durchs Halbdunkel des muffigen Kellers hinterher. Überall herumliegendes Gerümpel machte eine geräuschlose Fortbewegung nicht gerade einfach. Trotz aller Umsicht schrammte ich mit dem kleinen Zeh gegen die Kante einer Holztruhe und konnte mir nur mit Mühe einen Aufschrei verbeißen. Zum Glück hatte sich die schwere Truhe nicht bewegt, sonst hätte Maljok mich sicherlich bemerkt. In einem Winkel des Kellers lagen uralte, halb zerfallene Möbel, in einem anderen riesige Fässer und ein umgedrehtes Boot, überall türmten sich irgendwelche Bretterstapel. Im Grunde war dies ein ganz gewöhnlicher Keller, fragte sich nur, was mein Kammergenosse nachts hier zu suchen hatte.

Inzwischen hatte Maljok das Ende des Kellerraums erreicht. Er stellte seine Petroleumfunzel ab, die dabei fast ausgegangen wäre, und trat an die Wand heran, die nicht aus Marmor, sondern aus Steinblöcken bestand. Allerdings war in der Wand eine kleine, etwa buchgroße und tiefschwarze Marmortafel eingelassen, die blank poliert wie ein Spiegel glänzte und sich etwa eineinhalb Meter über dem Boden befand. Maljok legte langsam die Handflächen auf die Tafel und verharnte reglos.

Hinter einem Fass hervorlugend, beobachtete ich ihn.

Die Flamme der Petroleumlampe knisterte leise in der abgestandenen, modrigen Kellerluft. Es passierte nichts, absolut nichts. Meine Beine begannen zu frieren.

Mit einem Mal fiel der Groschen bei mir: Es musste sich um eine Art Grabmal oder Gedenktafel handeln. Warum war ich da nicht gleich draufgekommen? Wahrscheinlich lag hier irgendein Held begraben, unter dessen Führung seinerzeit eine Nachbarinsel erobert worden war. Maljok betete wohl für ihn, erhoffte sich seinen Beistand oder folgte sonst einem Ritual. Wer weiß, welch wunderliches Verhalten ich selbst nach ein paar Jahren auf der Insel an den Tag legen würde ...

Gerade wollte ich mich auf den Rückweg machen, als ich plötzlich ein helles Knackgeräusch vernahm und kurz darauf Maljoks Stimme:

»Beobachter Nr. 36 erstattet Bericht.«

Ich erstarrte zur Salzsäule. Mit einem Gedenkritual hatte dies nun wirklich nichts gemein.

»Heute sind bei einem Gefecht auf der Ostbrücke folgende Ritter aus dem Großen Spiel ausgeschieden: Igor Ostapenko ...«

Pause. Es schien, als unterhalte Maljok sich mit jemandem, obwohl ich keine zweite Stimme hören konnte.

»Ja. Der Lange Igor ... Igor Ostapenko, Igor, Kostja, Romka ...«

Pause.

»Ja, Kostja in der Burg ... an einer Wunde. Die Salbe hat nichts mehr geholfen.«

Angespannt bis in die letzte Faser, lauschte ich, hörte aber keinen Laut außer Maljoks dünner Stimme.

»Nein, nein ... Ja ... Ein bisschen.«

Er sprach abgehackt und plötzlich mit bebender Stimme: »Nein, er hat gar nichts gedacht. Er schläft jetzt und ist nirgendwo hingegangen.«

Maljok redete eindeutig über mich!

»Nein, nein, ihr habt es doch gesehen, das war doch im Freien ... Chris hat es sich im letzten Moment anderes überlegt, das konnte ich nicht mehr melden. Das war Zufall ...«

Diesmal folgte eine lange Pause.

»Nein, ich glaube, dass er nirgendwohin gehen wird. Wahrscheinlich habe ich mich geirrt ...« Seine Stimme wurde fast flehend. »Nein, sie hecken nichts aus. Vielleicht kannten sie sich von früher? ... Die Gesichter konnte ich nicht sehen. Ich hatte Bedenken, dass sie mich bemerken könnten.«

Maljok war den Tränen nahe, und ich konnte fühlen, dass er in diesem Moment furchtbare Angst hatte.

»Nein!«, schrie er panisch.

Es folgte ein trockenes Knistern, und zwischen Maljoks Händen sprühten bläuliche elektrische Funken hervor. Von Krämpfen geschüttelt, versuchte er verzweifelt, aber vergeblich, die Hände von der Tafel zu ziehen. Mit zusammengebißenen Zähnen verkniff ich es mir, aufzuschreien und ihm zu Hilfe zu eilen.

Aus welchen Gründen auch immer die Außerirdischen uns auf diese Insel verschleppt hatten, sie hatten es auf jeden Fall nötig, uns zu beschatten. Sie brauchten einen Spion. Und schlechte Spione wurden bestraft.

Mit immer noch gleichsam an der Wand festgeklebten Händen war Maljok zusammengesackt und rappelte sich nur mühevoll wieder auf.

Endlich erklang seine Stimme wieder, leise und erstickt: »Ja, verstanden. Zehn Tage Beschattung ... Und Chris auch, ja ... Chris besonders, verstanden.«

Auf Zehenspitzen schlich ich zur Tür zurück. Obwohl mir Maljoks Petroleumfunzel beim Rückweg kaum mehr eine Hilfe war, schaffte ich es mit viel Glück, geräuschlos zwischen all den Kisten, Fässern und Brettern hindurchzugleiten.

Als ich die Treppe hinaufstürmte, schwirrten mir alle möglichen Gedanken durch den Kopf. Ich hatte das Gefühl, dass ich sofort etwas unternehmen müsste. Zum Beispiel Chris aufwecken oder Tolik, und ihnen sagen, dass Maljok ein Verräter sei und uns hintererspionierte. Denn im Inneren der Burg konnten uns die Außerirdischen nicht beobachten. Das wusste ich aus den Gesprächen mit den anderen. Während ich durch den unteren Gang eilte, überlegte ich es mir jedoch anders und beschloss, niemanden aufzuwecken, denn ich konnte mir lebhaft vorstellen, was dann passiert wäre.

Zurück in meiner Kammer, legte ich mich aufs Bett und versuchte, mich an alles zu erinnern, was ich je über Spione gelesen hatte. Ich hatte eine Menge Thriller gelesen, in denen Spione auf unterschiedliche Weise ihr Unwesen trieben, aber soweit ich mich erinnern konnte, hatte man es nie besonders eilig damit, sie hinter Gitter zu bringen. Vielmehr versuchte man, sie zu überlisten und ihnen falsche Fakten an die Hand zu geben.

Draußen rauschte leise der Wind, es waren die letzten Seufzer des nachlassenden Sturms. Etwa fünf Meter von mir entfernt schliefen im Nachbarraum meine Freunde, während in das leere Bett neben mir jeden Moment der Feind zurückkehren würde. Ein Spion, wegen dem heute, besser gesagt gestern, die drei Jungen gestorben waren. Auf keinen Fall durfte ich verraten, was ich wusste, am besten war es wohl, erst einmal still zu halten und ihn genau zu beobachten.

»Bei euch hat heute ein kleiner Junge mitgekämpft ...«, hatte Inga gesagt. Augenscheinlich hatte sie mit ihrem Verdacht den Nagel auf den Kopf getroffen. Sei mir nicht böse, Inga, aber heute Nacht kann ich nicht zu unserem Treffen kommen ... Zehn Tage Beschattung: Also musste ich mich zehn Tage lang mucksmäuschenstill verhalten. Unsere einzige Chance war, die Feinde zu überlisten, andernfalls würden wir nie wieder nach Hause kommen.

Zweiter Teil

Das BündniS

DIE FLUCHT

Ich stand auf dem Wehrgang am Fuß der Ostbrücke. Die Sonne war bereits im Zenit und brannte mir stechend auf die Schultern. Seit einer Woche war ich nun auf der Insel und hatte es in dieser Zeit geschafft, mir einen katastrophalen Sonnenbrand einzuhandeln, mich einmal vollständig zu häuten und erneut Farbe anzunehmen.

Das Meer war ungewohnt glatt. Die vergangene Woche über hatte ständig ein mehr oder weniger heftiger Wind geblasen. Mal trieben graue Wolken über den Himmel, mal sengte wieder die Sonne herab, der Wind jedoch legte sich für keine Minute und nervte bisweilen mit seinem monotonen Geheule. Mit der Pünktlichkeit eines Schweizer Uhrwerks setzte immer bei Einbruch der Dunkelheit Regen ein, und der Wind wuchs sich zu einem tobenden Sturm aus. Bei Anbruch des nächsten Tages waren Sturm und Regen wieder vorbei.

Heute jedoch hatte sich der Wind einen freien Tag genommen. Schlaff wie ein nasser Lappen hing die rot-weiße Inselflagge von ihrem Mast auf dem Wachturm herab. Die rosafarbenen Burggemäuer wirkten lange nicht so eckig und kantig wie sonst, ja es sah aus, als hätten sie in der Sonne begonnen zu schmelzen. Die Ringmauer, von der die Burg schützend umfasst wurde, erinnerte an eine gigantische Marmorkrone, die vor ewigen Zeiten einmal auf die Insel gefallen war. Unten am Strand sah ich Tanja sitzen, die gelangweilt mit einem Schneebesen in einer Glasschüssel rührte. Wenn wir Glück hatten, war sie damit beschäftigt, Sahne zu schlagen. In diesem Fall bestanden gute Aussichten, dass es zu Mittag als Nachspeise wieder eine Torte geben würde.

Prüfend sah ich zum Wachturm hinüber, wo sich nichts rührte. Hätte dort einer der Jungen Wache geschoben, wäre ich unverzüglich hinaufgestiegen, um nachzusehen, ob er nicht eingenickt war. Heute war jedoch Rita dort oben eingeteilt, da brauchte ich mir keine Sorgen zu machen.

In Lethargie versunken, trottete ich auf dem Wehrgang zur Südbrücke hinüber und dann weiter zur Westbrücke. Die marmornen Brückenbögen sahen zwar völlig gleich aus, tatsächlich aber war die Südbrücke etwas schmaler als die Westbrücke, während auf der Ostbrücke die Balustrade etwas niedriger war als bei den anderen beiden. Vor vielen Jahren hatte das jemand aus Langeweile ausgemessen und die Maße in die Mauern geritzt. Jeder suchte sich eben eine Beschäftigung auf den Inseln, um an den Abenden oder dienstfreien Tagen irgendwie die Zeit totzuschlagen.

Schon den dritten Tag in Folge war ich nicht mehr für den Wachdienst auf den Brücken eingeteilt worden. Chris hatte das so entschieden, ohne mir den Grund dafür zu erklären. Eigentlich hatte ich auch kein Problem damit, denn einerseits befürchtete ich, auf die Südbrücke beordert zu werden und dort womöglich auf Inga zu treffen, andererseits gab es zurzeit ohnehin keine ernsthaften Gefechte, nicht einmal mit den Dreißigern.

Als Timur, Tolik und Chris am Tag nach dem Tod unserer drei Gefährten den Scheitelpunkt der Ostbrücke erreichten, waren sie dort von einer halben Armee in Empfang genommen worden. Die Insel Nr. 30 hatte sieben ihrer ältesten und stärksten Kämpfer dorthin entsandt. Tolik hatte mir hinterher gestanden, dass ihm angst und bange war in jenem Moment. Die Feinde hatten jedoch keine Angriffe mehr unternommen und bis zum Sonnenuntergang lediglich »Dienst nach Vorschrift« geschoben. So hatte sich das drei Tage lang fortgesetzt. Danach waren die Dreißiger wieder zum normalen Wachregime mit drei oder vier Mann übergegangen. Allerdings war auf der Brücke nie wieder einer von den Jungen aufgetaucht, die an jenem Unglückstag gegen uns gekämpft hatten. Offenbar wurden sie bewusst auf andere Brücken beordert, um möglichen Racheakten unsererseits aus dem Weg zu gehen. Timur machte sich trotzdem jeden Tag hartnäckig zur Ostbrücke auf. Er wartete.

Mit zusammengekniffenen Augen blickte ich kurz zur Sonne hinauf. Früher war ich der Meinung gewesen, dass es kinderleicht sei, die Uhrzeit nach dem Sonnenstand zu bestimmen, und dass man dies nicht einmal lernen müsse: Ein kurzer Blick gen Himmel - und schon weiß man, wie spät es ist. Es hatte sich jedoch herausgestellt, dass man sich leicht um zwei oder drei Stunden verschätzen konnte, wenn man keine Übung darin hatte. Die Jungen, die schon lange hier lebten, konnten die Zeit mit traumwandlerischer Sicherheit am Sonnenstand ablesen. Die Einzigen auf der Insel, die eine funktionierende Uhr besaßen, waren Chris und Rita, man musste sich also, ob man wollte oder nicht, irgendwie behelfen. Auch Tolik war mit einer Uhr auf die Insel gekommen, sie war aber stehen geblieben, nachdem er sie einmal in der Küche bei einer scherzhaften Rangelei mit Lera versehentlich im Abspülwasser versenkt hatte. Bei Kostjas elektronischer Uhr dagegen hatte vor einem Monat die Batterie den Geist aufgegeben. Timur trug sie jetzt - einfach als Armband.

Wenn ich nicht völlig danebenlag, war es ungefähr elf Uhr, also noch ziemlich lange hin bis zum Mittagessen. Obwohl mein Tag nicht gerade anstrengend verlief, hatte ich Appetit auf eine Kleinigkeit bekommen, keinen richtigen Hunger, einfach nur Lust, auf etwas herumzukauen. So wie zu Hause, wenn man sich eine Handvoll Bonbons aus der Tüte krallt oder sich Kekse in die Taschen stopft, bevor man eilends das Haus verlässt. Nachdenklich sah ich zum Wachturm hinüber: Dort war Rita. Tanja war am Strand unten und schlug hoffentlich Sahne. Lera und Olja waren also allein in der Küche, wie ich messerscharf schlussfolgerte. Und von den beiden konnte man wirklich alles haben!

In aller Ruhe marschierte ich auf eine der Türen zu, die vom Wehrgang in die Burg hineinführten, als von der Mauer plötzlich ein violetter Lichtschein reflektiert wurde. Mich umwendend, hatte ich schon eine gewisse Vorahnung, um welche Art von Licht es sich dabei handeln musste, denn in den letzten Tagen war kein Abend vergangen, an dem nicht ausführlich darüber gesprochen worden wäre.

Drüben am Seeufer, wo sich das sauber aufgeschüttete Hügelchen aus weißem Sand befand, tat sich etwas. Ungefähr drei Meter über dem Boden waberte ein violetter Schein, der mal mehr und mal weniger stark leuchtete. Man konnte diese Erscheinung am ehesten mit einer lumineszierenden Wolke oder mit einem Nebelfetzen vergleichen, der von innen durch eine grelle Lampe ausgeleuchtet wurde. Und wenn man ganz genau hinsah, konnte man im Inneren des wolkenartigen Gebildes die Konturen einer kleinen menschlichen Figur erahnen.

Einen Freudenschrei ausstoßend, rannte ich durch die Tür in den oberen Gang, rutschte halsbrecherisch auf dem Geländer die Wendeltreppe hinunter und stürmte schließlich durch das offen stehende Burgtor hinaus. Dabei hätte ich fast Tanja umgerannt, die die leuchtende Wolke ebenfalls bemerkt und sich vom Strand her zum Seeufer aufgemacht hatte.

Als wir am Fuß des Landehügels ankamen, war der violette Schein bereits verloschen. An seiner Stelle hing nun völlig bewegungslos, wie in einen Glasblock gegossen, ein etwa zwölfjähriger Junge waagrecht in der Luft. Bekleidet war er mit einem grellorangen T-Shirt und einer beigen

Hose, um seine Schulter hing eine Sporttasche. Dieser Anblick hätte mich nicht weiter verwundert, da ich durchaus mit einem ähnlichen Bild gerechnet hatte. Seine Pose wies jedoch einige Details auf, die mich aufs Äußerste erstaunten: Seine Haare standen in einem nicht vorhandenen Luftstrom steil nach oben ab, sein T-Shirt war am Rücken wie ein Luftkissen aufgebauscht, und seine Tasche schwebte am Riemen einen halben Meter über ihm, als flöge sie ihm hinterher. Das Ganze sah also so aus, als hätte man den Jungen im freien Fall fotografiert und das Foto dann drei Meter über dem Boden in die Luft gehängt.

Ein paar Sekunden später kam Bewegung in das bizarre Stillleben: Der Junge purzelte durch die Luft und fiel mit einem dumpfen Platsch auf den Sand. Tanja und ich hörten ihn kurz aufquieken und rannten dann den Sandhügel hinauf zum Landeplatz.

Als wir bei ihm ankamen, hatte der Junge sich schon aufgerappelt und saß, ziemlich konsterniert ins Leere starrend, zusammengekauert im Sand. Vor unseren Augen wich jede Farbe aus seinem Gesicht. Erschrocken ließ er den Blick von uns zur Burg und wieder zurück schweifen. Einen Meter neben ihm lag, vom Aufprall leicht geplättet, seine Sporttasche, aus der verschiedenfarbige Filzstifte, Kugelschreiber und ein kleiner, flacher Taschenrechner herausgefallen waren.

»Hallo«, begrüßte ich ihn lächelnd. »Du brauchst keine Angst zu haben!«

Der Neue sprang auf, griff nach seiner Tasche und begann hastig an deren widerspenstigem Reißverschluss zu zerren.

»Was ist los?«, fragte Tanja, die auf ihn zuing und ihn vorsichtig an der Schulter fasste.

Der Junge zuckte zusammen. Dann wisperte er kläglich und mit fragender Intonation: »*Where am I?*«

»Huch, du bist ja gar kein Russe«, sagte ich völlig perplex. Seine Frage hatte ich verstanden, war mir aber nicht sicher, ob ich auch auf Englisch antworten könnte.

»*Who are you?*«, fragte der Junge leise und sah mir dabei fest in die Augen.

Tanja fing zu kichern an. Ich versetzte ihr einen strengen Blick und sagte: »Klarer Fall, das ist ein Engländer. Da müssen wir auf Chris warten.«

Wenn ich gewusst hätte, womit Chris gerade beschäftigt war, hätte ich nicht im warmen Sand der Insel Nr. 36 auf seine Rückkehr gewartet, sondern wäre auf schnellstem Wege zu ihm geeilt. Erst am Abend jedoch erzählte mir Meloman, was während ihres Wachdienstes passiert war.

Auf der Südbrücke hatte schon seit dem frühen Morgen eine sehr angespannte Stimmung geherrscht. Chris und Meloman hatten sich dorthin zur Wache aufgemacht und auf einen ruhigen Tag ohne lästige Scharmützel oder gar ernsthafte Gefechte gehofft.

Dass es ungemütlich für sie werden könnte, erkannten sie gleich bei ihrer Ankunft, denn die Insel Nr. 24 hatte fünf Kämpfer auf die Brücke entsandt. Wenn diese auch ursprünglich keinen Angriff geplant hatten, so war ihr zahlenmäßiges Übergewicht doch eine große Versuchung. Zunächst hielt sie nur die Anwesenheit von Chris von einem Angriff ab, denn sie kannten ihn gut und waren nicht gerade erpicht darauf, sich mit ihm anzulegen.

Aber im Lauf der Zeit stachelten sich die fünf von der Nr. 24 mehr und mehr gegenseitig auf und rotteten sich schließlich bedrohlich nahe an der Brückengrenze zusammen. Chris blickte immer wieder zur Burg hinunter in der Hoffnung, dass Hilfe käme. Auf dem Wachturm war Rita eingeteilt, sie hätte eigentlich wissen müssen, dass ein Kräfteverhältnis von fünf gegen zwei eine ziemlich brenzlige Angelegenheit war. Die Brücke blieb jedoch verwaist.

Chris konnte nicht wissen, dass Rita zur selben Zeit zusammen mit mir und den jüngeren Mädchen um einen Neuankömmling herumstand, der sich an seine Sporttasche klammerte und immer wieder entgeistert die Burg anstarrte, obwohl wir ihm mit einigen mühsam aus dem Gedächtnis zusammengeklauten Brocken Englisch und mit Händen und Füßen klarzumachen versuchten, dass er sich nicht zu fürchten brauchte.

Die Insel Nr. 24 wollte sich diese einmalige Chance nicht entgehen lassen. Ein hoch aufgeschossener, kräftiger Kerl, der älter als Chris war, schritt voran. Chris drängte Meloman mit der Schulter zur Seite, zog sein Schwert aus dem Riemen und ging ihm entgegen.

»Eins gegen eins?«, fragte er.

Der lange Kerl nickte. Chris wusste nur zu gut, dass seine Chancen schlecht standen. Seinen Gegner kannte er seit vielen Jahren. Der war schon ein erfahrener Schwertkämpfer gewesen, als Chris erst auf die Insel kam. Er tauchte nicht oft auf der Südbrücke auf, aber wenn, dann verhiß das nichts Gutes. Im Übrigen war er schlichtweg stärker als Chris.

Einen kurzen, kehligen Schrei ausstoßend, sprang der Lange nach vorn. Chris wich ihm aus und versuchte, ihn von der Seite zu treffen. Mühelos wehrte sein Kontrahent den Schlag ab und sprang zurück.

»Super, Genka!«, rief einer der Jungen hinter ihm.

Genka grinste und stürzte erneut nach vorn. Nach kurzer Zeit hatte Chris herausgefunden, mit welcher Taktik Genka kämpfte: Er setzte einen Hieb und zog sich dann blitzschnell zurück. Ein begnadeter Fechtkünstler war er zwar nicht, aber allein seine rohe Kraft machte jede seiner Attacken lebensgefährlich. Zudem verstand er es glänzend, gegnerischen Schlägen mit katzenhafter Geschmeidigkeit auszuweichen.

»Komm, ich lös dich mal ab«, rief Meloman nach einiger Zeit von hinten.

Chris gab ihm nicht einmal eine Antwort. Dies war sein Kampf. Meloman hätte ohnehin nicht die geringste Chance gehabt, die Hiebe des Langen zu parieren.

»Genka, Genka!«, brüllten seine vier Gefährten zur Anfeuerung ... nein, es brüllten nur drei; aus dem Augenwinkel bemerkte Chris, dass einer von ihnen schwieg. Und noch etwas anderes war ungewöhnlich an diesem einen, wenn er nur gewusst hätte, was.

»Gib's den Sechsenddreißigern! Mach sie nieder, die Rotschildler! Vorwärts, Genka, hau zu!«, schrien die Feinde immer fanatischer.

Allmählich verließen Chris die Kräfte. Seine Finger wurden taub und konnten den schweißnassen Schwertgriff nur noch mit Mühe halten.

»Genka! Genka! Genka!«, johlte das feindliche Publikum.

Chris stemmte sein Schwert gegen einen auf ihn herabzischenden Schlag von Genka, dessen Klinge Funken sprühend an seiner Schwertschneide entlangschrammte und ihn mit kaum gebremster Wucht in den Unterarm traf. Eine klebrige Wärme umfloss Chris' Hand, während

brennender Schmerz in ihm aufstieg und sein Schwert zu Boden fiel. Rasch hob er es mit der Linken auf und wich, praktisch kampfunfähig, zurück. Damit war sein Ende besiegelt.

Zu Chris' Überraschung hielt Genka inne. Was sollte das bedeuten? Würde er ihn womöglich verschonen, so wie Dima das zurückgebliebene Mädchen von der Nr. 24 vor einiger Zeit verschont hatte?

»Hey, ihr Küken«, plärrte Genka, sich zu den Seinen umwendend. »Wer gibt ihm den Rest? Vielleicht du, Inga?«

Inga hatte sich noch nicht von der Stelle gerührt, doch Chris wusste sofort, dass sie das Mädchen von damals war. Das war auch der Grund dafür, dass sie Genka nicht angefeuert hatte. Langsam und unsicher ging das Mädchen auf Chris zu, der einfach ruhig stehen blieb.

»Ihr Schwert ist aus Holz!«, platzte Meloman im Rücken von Chris heraus, als Inga auf der Höhe von Genka angekommen war.

Alle hatten es hören können, auch die Feinde, und natürlich auch Inga, die jetzt unvermittelt herumfuhr und sich Genka zuwandte.

»Verteidige dich!«, fauchte sie ihn an. Gegenüber dem muskulösen Genka sah das vierzehnjährige Mädchen mit den dunklen Haaren und großen Augen noch zerbrechlicher aus als zuvor. Ihr »Verteidige dich« klang eher flehentlich als drohend.

»Du Miststück!«, polterte Genka. »Dann stimmt es also ...«

Er stieß einen unflätigen, garstigen Fluch aus, wie es Chris bei seinen Leuten niemals geduldet hätte, und holte zu einem gewaltigen Schlag aus, mit dem er auch einen Erwachsenen in der Mitte hätte durchhauen können.

Doch er war zu langsam. Inga hatte ihr Schwert zwar etwas ungelenk und mit beiden Händen, aber flink nach vorn gestoßen und es ihm in den Leib gerammt.

Mit beiden Händen umfasste Genka die in seinem Bauch steckende Klinge und sah das kleine Mädchen mit entgeistert rollenden Augen an. Inga wurde blass und machte einige Schritte rückwärts, wobei sie Genka das blutüberströmte Schwert aus dem Bauch zog und ihm die Hände zerschnitt.

»Verdammtes Luder! Bringt sie beide um!«, schnaubte Genka mit heiserer, brechender Stimme und sank auf die Knie.

Inga stieß rücklings gegen Chris und erstarrte. Noch immer hielt sie krampfhaft das nach vorn gestreckte Schwert in der Hand, starrte mit weit aufgerissenen Augen zu dem schwer getroffenen Hünen hinüber und zitterte am ganzen Leib. Chris umfasste sie mit seinem blutverschmierten rechten Arm.

»Du weißt, dass ein Überläufer nicht mehr auf die Erde zurückkehren kann, auch wenn seine Insel den Sieg erringt?«, fragte Chris.

»Was? ... Ja, weiß ich«, erwiderte Inga und sackte im gleichen Augenblick in sich zusammen. Kraftlos fiel sie in Chris' Arm, aus dessen Wunde ein pulsierender, bohrender Schmerz schoss und seinen ganzen Körper durchfuhr.

»Kommt, ziehen wir uns zurück«, zischte Chris mit zusammengebißenen Zähnen und schleifte Inga zusammen mit Meloman, der ihm zu Hilfe geeilt war, davon.

Zurück blieb der auf dem Boden zusammengekrümmte Genka, dessen Gefährten so verdutzt waren, dass sie bis zuletzt unfähig waren, sich zu rühren, geschweige denn irgendetwas zu unternehmen. Erst jetzt kümmerten sie sich um ihren übel zugerichteten Anführer und schleppten ihn von dannen.

DIE ENTTARNUNG

Dass ich nach meiner Ankunft auf der Insel ein ebenso dummes Gesicht gemacht haben soll wie Tom, halte ich für ein böswilliges Gerücht. Den Namen unseres Neuankömmlings zu erfahren, erwies sich als äußerst zähes Unterfangen. Erst nachdem wir einige Dutzend Male gebetsmühlenhaft »*What is your name?*« wiederholt hatten und uns schon völlig albern vorkamen, verriet er uns schließlich, dass er Tom hieß.

Als wir ihn in die Burg führen wollten, blieb er bockig stehen und weigerte sich hineinzugehen. Wir konnten also nichts anderes tun, als Tom draußen vor der Burg mit unserem katastrophal schlechten Englisch zu malträtieren. Rita wusste zwar einige Wörter mehr als wir anderen, da sie viel Zeit mit Chris verbrachte, dennoch gelang es auch ihr nicht, Tom über seine Situation ins Bild zu setzen. Der schwieg entweder oder begann so hastig und verworren zu sprechen, dass wir nicht ein Wort verstanden. Außerdem kniff er sich ständig in den Arm und rieb sich immer wieder die Augen. Einerseits hatte ich ja ein wenig Mitleid mit ihm, denn ich erinnerte mich noch sehr genau, wie man sich in dieser Lage fühlte, andererseits war sein übertrieben misstrauisches und ungläubiges Verhalten zum Schreien komisch, und wenn er so weitermachte, würde er bis zum Abend mit knallroten Augen und von blauen Flecken übersät durch die Gegend laufen.

»Was ist denn hier los? Haben wir Verstärkung bekommen?«

Wie auf Kommando reckten wir alle gleichzeitig die Köpfe. Auf der Südbrücke stand, lässig aufs Geländer gestützt, Chris und sah grinsend zu uns herab. Er hatte sich bis zum Gürtel ausgezogen, und als ich das um seinen rechten Arm gewickelte, blutverquollene T-Shirt sah, wurde mir klar, dass er das nicht getan hatte, um knackig braun zu werden. Als Rita Chris' Verwundung bemerkte, schüttelte sie vorwurfsvoll den Kopf, stieß einen gedehnten Seufzer aus und lief zum Burgtor. Eilig folgte ich ihr, denn wenn Meloman allein auf der Brücke zurückgeblieben war, musste ihm schleunigst jemand zu Hilfe kommen. Die Seelenruhe, mit der Chris über der Balustrade lehnte, ließ allerdings nicht vermuten, dass Meloman in großer Gefahr schwebte.

Rita machte sich sogleich daran, Chris' Wunde zu verbinden. Wo sie auf einmal Verbandszeug und Wundsalbe hergezogen hatte, war mir ein Rätsel. Schleppte sie die Sachen etwa ständig in der Tasche ihres Kleides mit sich herum?

»Soll ich zur Südbrücke rauf?«, fragte ich, als ich bei den beiden ankam.

Chris zuckte mit den Achseln. »Wie du willst. Meloman schafft das aber auch allein, die Feinde haben sich schon verzogen«, erwiderte er betont lässig und warf mir einen eigenartigen Blick zu, der einerseits ein wenig spöttisch war, als amüsierte er sich über meinen Eifer, andererseits aber auch anerkennend, als hätte ich etwas für mein Alter Außergewöhnliches vollbracht.

»Wir haben einen Neuen«, sagte ich.

Chris nickte.

»Ein Engländer oder Amerikaner«, ergänzte ich.

Unser Anführer war bester Laune. »Gleich zwei an einem Tag? Nicht schlecht!«, sagte er munter. »Rita, beeil dich mit dem Verbinden.«

»Warum zwei?«, erkundigte sich Rita, während sie den Verband fixierte. »Zählen englischsprachige Kämpfer im Gefecht neuerdings doppelt?«

Chris lachte laut auf und zog seine Hand zurück. Mit der freien Linken und mit den Zähnen begann er den Verband fester zu ziehen. »Zu lasch gebunden, Rita. Der Verband muss völlig straff sitzen, dann zieht die Salbe schneller ein«, moserte er, bevor er auf Ritas Frage einging. »Im Gefecht sind alle gleich, sogar manche Mädchen können gut kämpfen. Wenn Sie die Güte hätten, sich mal dorthin umzusehen, Miss Spitze-Zunge«, sagte er ironisch und deutete mit dem Daumen hinter sich.

Rita und ich drehten synchron die Köpfe. Ich spürte, wie mein Gesicht sich unwillkürlich zu einem breiten, glücklichen Lächeln auseinanderzog; auf dem Sims eines der auf den Wehgang hinausführenden Fenster hockte Inga und sah mich unverwandt an, während sie mit beiden Händen ihre zerzausten Haare in Ordnung brachte.

»Du?«, stammelte ich.

»Nein, mein Schatten.«

»Kennt ihr euch?«, fragte Rita erstaunt.

»Ähm ... tja, also...«, druckste ich verlegen herum, denn wir hatten ja ausgemacht, unsere Bekanntschaft geheim zu halten.

Da schaltete sich Chris ein. »Ihre erste Frage war, ob dir etwas passiert sei, Dima.«

Inga lief feuerrot an.

Rita kümmerte sich nicht weiter darum. »Dann hast du also wirklich beschlossen, von der anderen Insel zu uns zu wechseln?«, fragte sie, und ihre Stimme klang ungläubig.

Chris war inzwischen zur Treppe gegangen. Im Hinuntergehen rief er: »Rita, darüber, dass die beiden sich kennen, sprechen wir besser nicht, okay?«

Rita nickte schweigend und ging zu Inga hinüber.

»Bist du verletzt?«

Ingas hellgelbe Bluse war mit eingetrockneten rotbraunen Flecken durchwirkt.

»Nein, das ist nicht mein Blut.«

Ich kam mir etwas überflüssig vor, denn die beiden Mädchen ignorierten meine Anwesenheit vollständig. Wie zwei alte Freundinnen standen sie beieinander und steckten die Köpfe zusammen.

»Du wirst sehen, auf unserer Insel ist es sehr schön. Wir sind vier Mädchen, jetzt sogar fünf. Tanja ist zwölf, Lera zehn, und Olja ist noch ganz klein. Wart ihr drüben auch so viele Mädchen?«

»Nein, zu dritt. Lorka, Aina und ich.«

Rita nickte mitleidig. »Verstehe. Komm, wir gehen zu mir, dann kannst du dich umziehen, und deine Bluse waschen wir aus.«

»Gern, danke«, pflichtete Inga geschäftig bei.

Verdutzt starrte ich den davoneilenden Mädchen hinterher. Dass die sonst eher schweigsame Rita auf einmal gesprächig geworden war, war ja noch irgendwie verständlich. Aber wie die normalerweise eher spröde Inga hier das brave Mädchen spielte und gehorsam zu Rita aufsah wie eine Erstklässlerin zu ihrer Lehrerin, das war einfach unfassbar.

Als ich die Mädchen einholte, hatten sie bereits die Eingangstür erreicht. »Inga, ähm ...«, brachte ich mit heiserer Stimme hervor.

»Am Abend, Dima, am Abend«, fertigte mich Inga ab, und dann streckte sie mir noch blitzschnell die Zunge heraus, ehe sie mit Rita in der Burg verschwand.

Ich stöhnte genervt und beschloss verärgert, nicht länger hinter ihnen herzulaufen, sondern das Gebäude auf einem anderen Weg zu betreten.

Inga konnte mir zürnen, so viel sie wollte, es war mir einfach nicht möglich gewesen, zu dem Treffen mit ihr zu kommen.

Es stellte sich heraus, dass Tom Australier war. Als ich in den Thronsaal hinunterkam, war Chris gerade dabei, den auf einmal wieder erstaunlich schweigsamen Mädchen seine Geschichte zu übersetzen.

Tom war wohl der Einzige, der den Außerirdischen für seine Entführung dankbar sein musste. Er war nämlich »fotografiert« worden, als er gerade aus dem siebten Stock eines Hochhauses fiel. Wie er es geschafft hatte, aus dem Fenster zu fallen, erwähnte er nicht. Stattdessen schilderte er wortreich seine Gefühle in jenem Moment, als er unter sich anstelle des bedrohlichen Asphalts eine tropische Insel erblickte. Verlegen fügte er hinzu, dass sein erster Gedanke war, er müsse wohl im Paradies gelandet sein.

Nachdem Chris Toms Mutmaßung über das Paradies übersetzt hatte, fing er wiehernd zu lachen an, verzichtete jedoch darauf, Tom auseinanderzusetzen, wie herzlich wenig die »tropische Insel« mit dem Paradies gemein hatte. Man hatte es sich offenbar zur Regel gemacht, die Neuankommlinge nicht sofort mit all den Schrecken zu konfrontieren, die das Leben auf dem Archipel mit sich brachte.

Während ich den jungen Australier so betrachtete, wie er allmählich auflebte und uns neugierig über die Insel und die »magischen« Brücken ausfragte, kam mir der bizarre Gedanke, dass sein Doppelgänger - oder besser gesagt: der richtige Tom - keineswegs auf Sand, sondern auf dem Asphalt gelandet war und keine Salbe seine Wunden würde heilen können. Wir anderen hatten ja wenigstens noch den zweifelhaften Trost, dass unser Doppelgänger auf der Erde weiterlebte. Tom dagegen gab es nur noch in einfacher Ausfertigung, und die war nun hier auf der Insel.

Bis zum Abend schleiften Chris und ich Tom durch die ganze Burg, zeigten ihm die Räumlichkeiten und eröffneten ihm scheinbar immer neue Details über das Große Spiel. Bei Einbruch der Dämmerung wusste er bereits über alles Bescheid. Zu meinem Erstaunen reagierte er ziemlich gelassen auf seine neue Lage, möglicherweise nahm er unsere Erzählungen einfach nicht ernst.

Während unserer Burgführung liefen wir einige Male Rita und Inga über den Weg. Mit gelangweilten Mienen stolzierten die beiden Mädchen jedes Mal an uns vorbei und fingen dann hinter unserem Rücken zu kichern an. Als ich Chris ansah, bemerkte ich, dass ihm ein Grinsen im Gesicht stand. Auch er amüsierte sich über die Situation, nur ich fand absolut nichts Komisches daran.

Am Wehrgang an die Mauerbrüstung gelehnt, warteten Chris, Tom und ich darauf, dass die anderen Jungen von der Wache zurückkehrten. Als Erster kam Meloman zurück. Überrascht musterte er Tom und versuchte, ihm etwas auf Englisch zu sagen. Als er keine Worte fand, lachte er über sich selbst und bat Chris zu übersetzen: »Ich freue mich, ein neues Gesicht zu sehen, auch wenn das egoistisch ist.« Chris übersetzte mit wichtiger Miene.

Unvermittelt zog Meloman mich zur Seite. »Hast du die Neue schon gesehen?«, fragte er flüsternd.

»Ja, wieso?«, erwiderte ich etwas irritiert.

»Hübsch, nicht?«

Dazu fiel mir erst mal nichts ein, denn ich kannte Inga schon so lange, dass ich mir darüber keine Gedanken gemacht hatte.

»Ziemlich«, antwortete ich schließlich ausweichend.

»Ja, ziemlich, das habe ich mir auch gedacht«, sagte Meloman und stülpte sich den Kopfhörer auf den Schopf. »Mist, die Kiste leiert schon wieder. Auf diesen bescheuerten Inseln lädt sich der Disc-Man nicht richtig auf, als wäre das Licht elektrisch und nicht von der Sonne.«

Diese lapidare Feststellung machte mich stutzig. »Die Sonne hier ist vermutlich nicht dieselbe wie auf der Erde«, entgegnete ich, selbst nicht ganz überzeugt von meinem Argument.

»Weiß ich doch. Aber lästig ist es trotzdem«, schloss Meloman.

Von der Ostbrücke kamen Maljok und Janusch zurück. Janusch schaute zufrieden drein, Maljok dagegen gelangweilt, ein sicheres Zeichen dafür, dass ihre Wache ohne ernstliche Feindberührung verlaufen war.

Maljok sah mich kurz an, doch als ihn mein Blick traf, wandte er die Augen sofort wieder ab. Bisweilen überkam mich das peinigende Gefühl, dass er mich doch bemerkt haben könnte, als ich ihm damals nachts im Keller hinterhergeschlichen war.

»Wir haben Zuwachs bekommen«, teilte Chris den Rückkehrern mit.

Janusch setzte ein zögerliches Lächeln auf. »Von woher bis du ge-kom-men?«, fragte er, jede Silbe einzeln aussprechend. Meistens sagte er nicht viel, aber wenn, dann war er rührend darum bemüht, die für ihn fremden Worte absolut korrekt auszusprechen.

»Er ist Engländer«, warf Meloman ein.

»Australier«, verbesserte ich.

»Macht doch keinen Unterschied«, entgegnete Meloman mit einer wegwerfenden Handbewegung. »Jedenfalls spricht er nur Englisch.«

»Komm du mal auf die Insel Nr. 18«, sagte Chris und sah Meloman mit listigen Augen an. »Dann würdest du auch Englisch sprechen, und über dich würde man sagen, dass du Türke bist.«

In diesem Augenblick erschienen auf der Westbrücke in der Ferne drei kleine Gestalten.

»Na endlich«, sagte Chris zufrieden. »Heute ist ein guter Tag.«

Am Abend stellte ich fest, dass Ingas Auftauchen wesentlich mehr Aufsehen erregte als die Ankunft von Tom. Das mochte damit zusammenhängen, dass Überläufer auf den Inseln viel seltener waren als gewöhnliche, »fotografierte« Zugänge. Vielleicht hatte es aber auch einen anderen Grund.

Nach dem Essen hatte es niemand eilig, den Thronsaal zu verlassen. Chris übersetzte uns die neuesten Nachrichten von der Erde, die Tom zu berichten wusste: Weltkrieg gab es keinen, die Vereinigten Staaten zogen ihre Truppen aus irgendeinem Land ab, aus welchem, hatte Tom vergessen. In Russland hatten irgendwelche Wahlen stattgefunden. Mehr wusste Tom leider nicht über unsere Heimat, und die letzten Meldungen aus seiner Heimatstadt Geraldton und über eine Känguruplage in einem australischen Bundesstaat waren für uns nicht wirklich interessant.

Während Chris seine Unterhaltung mit Tom auf Englisch fortsetzte und Janusch, rücklings auf dem Sofa liegend, an die Decke starrte, hatten sich alle anderen nach und nach im Kreis um Inga geschart. Sie saß am Kamin, Timur hatte sich ihr gegenüber falsch herum auf einem Stuhl aufgepflanzt, die andern hockten auf umgedrehten Fässern.

Inga hatte ein komplizenhaftes Lächeln aufgesetzt und schien etwas sehr Spannendes zu erzählen, denn die Jungen lauschten wie gebannt, und ihre Augen hingen an Ingas Lippen.

Eine Weile blieb ich noch abseits stehen, dann hielt ich meiner Neugier nicht mehr stand und drängte mich auch in den Kreis der Zuhörer.

»... und Garik, das ist so ein Dürrer mit einer langen Nase, ein Kaukasier eben, der hat gesagt, es sei besser, allein gegen zwei zu kämpfen als gegen diesen Typen, der immer mit zwei Schwertern ficht ...«

Timur senkte verlegen den Blick, und seine Ohren begannen zu glühen.

»... und der dicke Boris hat gesagt, wenn der mit den zwei Schwertern auftaucht, könne man nur noch seine Knochen nummerieren oder am besten gleich von der Brücke springen ...«, plapperte Inga weiter.

»Inga!«, intervenierte ich spontan. »Jetzt labere doch den armen Timur nicht so zu. Bei mir ist das was anderes, ich kenne deine Geschichten ja schon, seit ich denken kann. Aber die anderen glauben womöglich noch, was du da erzählst.«

Stille kehrte ein. Timur sah mich an, grinste und blickte dann ins Feuer. Inga wandte sich mir mit einem wütenden Blick zu. Meloman schüttelte den Kopf und stellte seinen Disc-Man auf volle Lautstärke, während Chris sich zu uns gesellte.

»Dann kennt ihr euch also?«, fragte Ilja begeistert. »Warum habt ihr das nicht gleich gesagt?«

Erschrocken biss ich mir auf die Zunge. Mit einem Seitenblick fahndete ich instinktiv nach Maljok und sah gerade noch, wie er durch die halb offene Tür entschwand.

»Chris!«, rief ich. »Maljok haut ab!«

Der Anführer zuckte kurz zusammen, einen Wimpernschlag später deutete er zur Tür und brüllte: »Timur! Tolik! Fangt Maljok ein!«

Alle gleichzeitig rannten wir los. Als Erster, noch vor Timur und mir, sprintete Tolik in den Gang hinaus.

DIE NACHT DER ENTDECKUNGEN UND DER MORGEN DER ENTSCHEIDUNGEN

Wir holten Maljok ein, als er gerade das Gatter entriegeln wollte, hinter dem sich die Kellertreppe befand. Tolik packte ihn an der Schulter und drehte ihn zu sich herum.

»Hiergeblieben, Bürschchen!«, sagte er nahezu väterlich. »Wo rennst du denn hin?«

Die rötliche Flamme der am Ende des Ganges brennenden Fackel tauchte die beiden in ein flimmerndes Halbdunkel.

Maljok sah Tolik mit zu kleinen Schlitzen verengten, blitzenden Augen an und sagte leise: »Was willst du, kann ich nicht mehr hingehen, wohin ich will?«

»Kannst du wohl, aber warum läufst du davon? Und was hast du dort unten verloren?«

»Erkläre ich dir gleich«, sagte Maljok und rammte Tolik im selben Moment das Knie in die Magengrube.

Tolik krümmte sich vor Schmerz und wich einen Schritt zurück. »Du spinnst wohl!«, japste er.

Maljok hatte bereits das Gatter aufgestoßen und wollte gerade zur Treppe laufen, als er plötzlich der Länge nach auf den Boden schlug; Tolik hatte ihn mit einer sehenswerten Grätsche von hinten umgemäht.

»Du wolltest es so, Maljok. Wie kannst du nur ...«, sagte Tolik fast schuldbewusst, das Gesicht immer noch schmerzverzerrt. Da traf ihn ein Fußtritt des kleinen Jungen, der sich wieselflink wieder aufgerappelt hatte, in die Rippen, und Tolik flog unsanft gegen die Wand.

Erneut spurtete Maljok in Richtung Kellertreppe, prallte jedoch an Timur ab, der sich inzwischen breitbeinig vor dem schmalen Treppengang aufgebaut hatte.

»Du hast doch gehört, dass du hier bleiben sollst«, sagte Timur mit gleichgültiger Stimme und sah den kleinen Jungen ungerührt an.

Panisch blickte Maljok sich um und sah Chris und mich hinzueilen. Der Rest stürmte auch schon den Gang entlang.

»Tim, lass mich durch!«, fiepte er verzweifelt.

»Vergiss es«, beschied ihn Timur trocken.

Da zog Maljok mit einer blitzschnellen Bewegung seinen Dolch aus dem Gürtel und stach auf Timur ein. Als wir bei den beiden ankamen, war der Kampf bereits vorbei. Maljok lag rücklings und mit ausgebreiteten Armen am Boden, als wäre er von einer Dampfwalze überrollt worden, und gab keinen Mucks mehr von sich. Timur stand, von Tolik gestützt, daneben und griff sich an die rechte Seite. An seinem zerrissenen T-Shirt trat ein kleiner roter Fleck hervor.

»Halt dich fest, Tim«, sagte Chris und fasste ihn unter der Achsel. Er und Tolik stützten den schwankenden Hünen jetzt von beiden Seiten. »Kannst du gehen?«

Die soeben herbeigeeilte Rita stieß einen gedämpften Schrei aus. Verwundungen an der Leber endeten oft tödlich, weil die Wundsalbe in diesen Fällen meistens nicht half.

»Alles in Ordnung«, presste Timur hervor und lächelte gequält. »Das ist nur ein Kratzer. Der Dolch ist zum Glück hölzern geblieben. Anscheinend wollte er mich nicht wirklich umbringen, obwohl er einen lebensgefährlichen Leberstich gesetzt hat.«

Skeptisch sah Chris sich die kleine Wunde an und schüttelte den Kopf. »Glück gehabt. Und was ist mit dem da?«, fragte er, auf den geplätteten Maljok deutend.

»Der kommt in einer Viertelstunde wieder zu sich.«

»Sehr gut.« Chris kniete sich neben Maljok hin und fesselte ihm mit einem Gürtel die Hände.

An Rita geklammert, fing Tanja leise zu weinen an. Ilja machte den Mund auf und wollte etwas sagen, ließ es dann aber doch bleiben.

»Bringt ihn in den Thronsaal«, befahl Chris, nachdem er die Fessel fest angezogen hatte, und klopfte sich angewidert die Hände ab. Tolik wuchtete Maljok über seine Schultern und trug ihn, gebückt unter der Last, schweigend davon.

»Was geht hier eigentlich vor?«, platzte Sershan auf einmal heraus und packte Chris am Handgelenk. »Wieso haben wir ihn verfolgt? Warum kam es zu diesem Kampf? Klär uns mal auf, Kommandeur. Du hattest doch angeordnet, ihn zu fassen.«

Chris sah sich nach mir um und nickte mir zu. »Erklär du es. Du weißt anscheinend mehr als ich.«

Alle starrten mich an und warteten darauf, was ich sagen würde. Meine ausgetrockneten Lippen mit der Zunge befeuchtend, setzte ich an: »Also, um es kurz zu machen: Er ist ein Spion.«

»Blödsinn!«, bellte Sershan entrüstet. »Für wen soll er denn spioniert haben? Für die Insel Nr. 24? Oder ...«

»Für die Außerirdischen.«

Die jüngeren Mädchen wurden aus dem Thronsaal hinausexpediert und rigoros ins Bett geschickt. Lera und Olja machten beleidigte Gesichter, verzogen sich aber schließlich widerstrebend auf ihre Kammer. Die Übrigen lauschten schweigend, während ich erzählte, wie ich Inga getroffen hatte, wie wir dahintergekommen waren, dass auf den Inseln Doppelgänger unserer selbst leben, wie ich Maljok im Keller bei seinem Rapport beobachtet hatte und wie ich eine ganze Woche lang stillhalten musste.

»Inga«, unterbrach ich kurz meinen Bericht, »bist du zu unserem geplanten Treffen auf die Brücke gekommen?«

»Natürlich«, sagte sie nickend. »Viermal hintereinander«, ergänzte sie und sah mich strafend an.

Der auf dem Sofa liegende Maljok bewegte zaghaft Kopf und Arme. Er schien wieder zu sich zu kommen.

Den Blick auf ihn gerichtet, fuhr ich fort: »Na ja, und heute war's dann so weit. Mein Treffen mit Inga auf der Brücke hatten sie sicher beobachtet, aber nicht mitbekommen, mit wem ich mich getroffen hatte. Deshalb haben sie Maljok damit beauftragt, das aususpionieren. Vorhin hat er es herausbekommen, aber dann hat er den Fehler gemacht, sofort loszulaufen, um seinen Auftraggebern Bericht zu erstatten. Natürlich ahnte ich gleich, was er vorhat. Und Chris hat ihn auch durchschaut.«

»Ich hatte Maljok schon lange im Verdacht. Andernfalls wäre ich ein ziemlich schlechter Kommandeur«, sagte Chris und trat dicht ans Sofa heran. »Maljok, du bist schon längst wieder bei Bewusstsein. Du hast gehört, was man dir vorwirft. Was sagst du dazu?«

»Bindet meine Hände los«, bat Maljok kleinlaut.

»Kommt nicht infrage«, entgegnete Chris. »Du bist viel zu stark. Merkwürdig, nicht? Du trainierst am wenigsten, bist der Jüngste und kämpfst trotzdem genauso gut wie ich und Timur.«

»Ich bin eben begabt.«

»Das ist nicht der richtige Augenblick für dumme Scherze, Maljok. Ist das, was Dima erzählt hat, die Wahrheit?«

»Nein!« Maljok setzte sich auf. »Ich wollte ihn nur an der Nase herumführen, und er ist darauf reingefallen«, log er frech.

»Du Verräter!«, donnerte Chris. »Nur einen Tag nach seinem Treffen mit Inga kam es auf der Brücke, für die Dima eingeteilt war, zu dem verheerenden Angriff. Wenn ich nicht im letzten Moment umdisponiert hätte ... Mir war die Geschichte mit Pawel wieder eingefallen, weißt du noch, vor zwei Jahren, als du diesen Streit mit ihm hattest? Damals warst du auch direkt nach der Wachbesprechung für eine Minute verschwunden. Und an dem Tag wurden Pawel und alle anderen, die mit ihm auf der Brücke waren, getötet. Wie viele von uns hast du ans Messer geliefert, Maljok? Kostja, Romka, Igor, Pawel ...«

»Das ist nicht wahr!«, kreischte Maljok mit kalkbleichem, von Angst verzerrtem Gesicht und flüchtete sich in die hinterste Ecke des Sofas, wo er sich wie ein Igel zusammenrollte. »Chris, es war alles ganz anders! Das war nur ein blöder Zufall damals!« Auf einmal fing er erstickt zu heulen an wie ein Kleinkind und stützte den Kopf in seine gefesselten Hände.

Betreten sahen wir uns gegenseitig an, während Rita zögerlich zu ihm hinüberging.

»Das sind keine Beweise, Chris«, sagte Sershan kopfschüttelnd. »Es hätte wirklich genauso gut ein Zufall sein können.«

Chris blieb unbeeindruckt. Die Szene bot ein groteskes Bild: Auf dem Sofa lag greinend ein gefesselter Junge, über ihm loderten die Fackeln, und neben ihm stand ein hoch aufgeschossener, fast erwachsener Kerl mit kaltem, unbeirrbarem Gesichtsausdruck, verbundenem Arm und einem langen Holzsword am Gürtel.

»Also gut, Maljok. Vielleicht irre ich mich tatsächlich. Dann schlage ich vor, dass wir jetzt alle zusammen in den Keller gehen und uns diese merkwürdige Tafel einmal genauer ansehen. Am besten, wir legen auch mal die Hände darauf und schauen, was passiert.«

»Fiesling!«, gluckste Maljok, ohne den Kopf zu heben. »Dummkopf! Dann geht doch und seht nach.«

»Kann schon sein, dass ich fies bin, Maljok. Aber ich lasse mich von dir nicht für dumm verkaufen!« Bei diesen letzten Worten hatte Chris drohend die Stimme gehoben. Im selben Moment riss er mit einer heftigen Bewegung Maljoks Kopf zurück und griff nach dem Gürtel, mit dem seine Hände gefesselt waren. »Jetzt schaut euch das an! Hat er doch glatt in zwei Minuten den halben Gürtel durchgebissen!«

»Du Schuft!«, krächte Maljok mit tränenerstickter Stimme. »Dabei habe ich dich verschont, ich habe denen nie erzählt, dass du ...«

Klatschend schlug ihm Chris mit der flachen Hand ins Gesicht. »Und du wirst ihnen auch nichts erzählen! Damit ist es jetzt endgültig vorbei. Ich bin der Meinung, dass er sich verraten hat. Was meint ihr dazu?«

»Schlag ihn nicht, Chris!«, bat Timur.

»Ich fürchte, wir haben keine andere Wahl, Tim. Er muss uns erzählen, was er weiß, und ich habe nicht den Eindruck, dass er freiwillig den Mund aufmacht.«

»Ich sage überhaupt nichts, kein Wort!«, giftete Maljok.

»Wir bringen dich schon zum Sprechen«, drohte Chris. »Rita, Inga, ihr verlasst den Raum. Und nehmt Ilja mit.«

»Warum?«, empörte sich Ilja.

»Du bist noch zu jung, um so was mit anzusehen. Und für Mädchen ist das auch nichts.«

Chris wandte sich Tom zu, der die Geschehnisse mit verständnislosem Gesichtsausdruck verfolgt hatte, und sagte ihm etwas auf Englisch. Tom nickte und trottete hinter Ilja her aus dem Saal.

»Nimm Tom mit auf deine Kammer!«, rief Chris Ilja hinterher. »Ihr anderen könnt hierbleiben.«

»Sorry, Chris, aber ich werde mich auch besser verziehen«, sagte plötzlich Meloman, schaltete seinen Disc-Man aus und wickelte sorgfältig die Kabel seines Kopfhörers auf. »Er hat sich verraten, das stimmt. Aber ich fürchte, ich bin schon zu alt, um mit anzusehen, was hier gleich geschehen wird.«

Chris nickte etwas erstaunt und wandte sich dann wieder Maljok zu. »Also, was ist, redest du?«

Maljok schüttelte den Kopf und sah Chris angsterfüllt an.

»Wie du willst.«

»Das wirst du nicht wagen!«

»Werde ich doch«, erwiderte Chris und zog sein Schwert.

Maljok starrte die Klinge an und drehte sich entsetzt weg. Für ihn sah das Schwert wohl echt aus.

»Siehst du, ich mache ernst. Kann sein, dass ich mich hinterher selbst dafür hassen werde, aber jetzt denke ich mal ganz fest an meine toten Gefährten, an Kostja ... an Igor ...«

Die Klinge näherte sich Maljoks Gesicht. Unwillkürlich schloss ich die Augen, dann hörte ich Maljok vor Schmerz aufquieken.

»Hör auf, ich sag alles ... alles«, winselte er.

Als ich die Augen wieder aufmachte, klaffte auf Maljoks Wange ein langer, aber harmloser Riss.

»Na also, ich verlass mich drauf«, sagte Chris und legte sein Schwert zur Seite. »Dann leg mal los.«

Entweder hatte Maljok nicht allzu viel mitbekommen, oder er erzählte einfach nicht alles, was er wusste.

Angeworben wurde er bereits einen Monat nach seiner Ankunft auf der Insel als Siebenjähriger, als er sich eines Nachts aus purer Langeweile und jugendlicher Abenteuerlust zu einem Ausflug in die nähere Umgebung der Burg aufmachte. Unterwegs verlor er plötzlich das Bewusstsein und kam in einem Raum mit »runden grauen Wänden« wieder zu sich.

Eine körperlose, nicht menschlich klingende Stimme fragte ihn, ob er bereit sei, über alle Vorgänge auf der Insel Bericht zu erstatten, und versprach ihm im Gegenzug, dass er wieder nach Hause zurückdürfe, wenn er seine Aufgabe »zur Zufriedenheit erledigen würde«. Natürlich konnte es nur eine Antwort darauf geben, und Maljok strengte sich an, alles richtig zu machen.

Der Junge hatte seine Auftraggeber nie zu Gesicht bekommen. Er kannte nur ihre immer gleich klingenden Stimmen, die zunächst aus den grauen Wänden des Raums ertönten, in dem er für mehrere Stunden festgehalten wurde, und später aus der »Steintafel«, die als Sprechanlage diente.

Mittels einer Spezialbehandlung, von der er selbst gar nichts mitbekam, verliehen ihm die Außerirdischen außergewöhnliche Geschicklichkeit und perfekte Technik im Schwertkampf und verhinderten so, dass ihr wertvoller Spion selbst in Gefahr geriet. Für Feinde, die ihm auf seiner eigenen Insel erwachsen sollten, war eine im wahrsten Sinn des Wortes todsichere Maßnahme vorgesehen: Er musste nur Meldung machen, wer ihm auf welche Weise im Weg war und für welche Brücke man ihn eingeteilt hatte. Den Rest erledigten die »Feinde« von der anderen Insel. Die Angriffe wurden höchstwahrscheinlich von ebensolchen »Beobachtern« eingefädelt, wie Maljok einer war. Denn auch Maljok beteiligte sich daran, Jungen von den Nachbarinseln zu beseitigen, wenn durch die Außerirdischen entsprechende Befehle ergingen. Zum Beispiel hatte er das Gefecht inszeniert, in dessen Verlauf Raul von der Insel Nr. 24 getötet worden war, und Arnold von der Nr. 12 hatte er eigenhändig erstochen. Nicht aus Grausamkeit und auch nicht, weil sie ihm in irgendeiner Weise im Weg gewesen wären, sondern allein aus dem Grund, weil es ihm befohlen worden war. Gäbe es das fatale Zusammenwirken von Befehl und Gehorsam nicht, hätten die Schurken auf der ganzen Welt nicht viel zu lachen.

Warum die Außerirdischen sich so brennend für mein nächtliches Treffen mit einem der Feinde interessierten, wusste Maljok nicht. Jedenfalls hatte er seinen Auftraggebern pflichtschuldig berichtet, für welche Brücke ich vorgesehen war.

Nachdem der darauffolgende Angriff nicht das gewünschte Ergebnis gebracht hatte, wurde Maljok mit einem Stromstoß bestraft, wie immer, wenn seine Auftraggeber mit seiner Arbeit nicht zufrieden waren. Dafür versprachen sie ihm hoch und heilig, dass, wenn es ihm gelänge, den geheimnisvollen Gesprächspartner von Dima ausfindig zu machen, dies sein letzter Auftrag gewesen sein würde.

Maljok begann erneut zu weinen. »Ich könnte längst zu Hause bei Mama und Papa sein«, schluchzte er.

»Oooh«, machte Chris und schüttelte mitleidig den Kopf. »Was sind wir nur für gemeine Scheusale? Haben wir verhindert, dass der kleine Maljok zu seiner Mama zurückkommt? Und was glaubst du, wäre mit Dima und Inga passiert, wenn wir dich nicht aufgehalten hätten?«

»Weiß ich doch nicht.«

»Du weißt es sehr wohl! Wie stellst du die Verbindung zu deinen Herren her?«

»Man presst einfach die Hände gegen die Marmortafel im Keller.«

»Wie können sie uns noch überwachen?«

»In der Burg überhaupt nicht. Sie wissen nur das, was ich ihnen berichte. Auf der Insel und auf den Brücken dagegen können sie selbst alles sehen, zumindest solange es hell ist.«

Es entstand eine kleine Pause. Tolik massierte sich das Kinn und sah Maljok misstrauisch an.

»Ich glaube, er lügt«, brummte Chris, in dessen Stirn sich zwei tiefe Furchen gegraben hatten.

»Nein, ich denke, es stimmt, was er sagt«, mischte ich mich ein. »Aus seinem Gespräch mit den Außerirdischen habe ich herausgehört, dass sie uns in der Burg nicht überwachen können.«

»Was machen wir mit ihm? Dima, Timur, Tolik«, sagte Chris und sah uns einen nach dem anderen eindringlich an.

Niemand sagte ein Wort.

Chris presste die Lippen zusammen. »Gut, dann werde ich entscheiden.«

Maljok sackte zusammen.

»Du wirst zum Tod verurteilt«, verkündete Chris. »Die Vollstreckung wird auf unbestimmte Zeit ausgesetzt. Timur!«

Timur stand auf und griff sich mit schmerzverzerrtem Gesicht an die Wunde.

»Sperr ihn in dem Kerker unter dem Wachturm ein, in den mit der Eisentür und dem dicken Gitter im Fenster, du weißt schon. Danach kommst du sofort zurück.«

»Meinst du nicht, dass er türmt?«, fragte Sershan nachdenklich.

»Ausgeschlossen«, erwiderte Chris. »Ich hab dort selbst mal gegessen, vor fünf Jahren. Weißt du noch, Tim?«

»Klar«, entgegnete Timur mit breitem Grinsen und wandte sich Maljok zu. »Steh auf!«

Widerwillig erhob sich Maljok. Timur bugsierte ihn unsanft durch die Tür und ging mit ihm hinaus.

»Und jetzt«, sagte Chris mit einem Seufzer der Erleichterung, »überlegen wir uns, was zu tun ist.«

Erst gegen halb vier Uhr morgens gingen wir auseinander. Timur und Janusch löschten noch die Fackeln, während der Rest sich schnurstracks in die Kammern verzog. Angesichts der bevorstehenden Wache auf den Brücken schien es ratsam, wenigstens noch etwas zu schlafen.

Todmüde tastete ich mich im finsternen Gang an der Wand entlang, bis ich endlich die Tür zu meiner Kammer fand. Von nun an würde ich allein wohnen, was immer noch besser war, als die Nächte direkt neben einem wachsamen Feind zu verbringen. Der rechte Burgflügel, in dem sich meine Kammer befand, war nun völlig verwaist. In den anderen beiden Räumen auf dieser Seite hatten die Jungen gewohnt, die beim Kampf auf der Ostbrücke gestorben waren - an meiner statt.

»Dima!«, rief jemand aus der Dunkelheit, als ich die Türklinke drückte.

Erschrocken fuhr ich herum, doch es war so finster im Gang, dass ich niemanden sehen konnte.

»Ihr habt euch so lange beratschlagt, dass ich hier fast im Stehen eingeschlafen wäre.«

»Warum bist du nicht in meine Kammer gegangen?«, fragte ich verwirrt.

Inga schwieg. Für einen Augenblick, der kein Ende zu nehmen schien, war nur das gleichmäßige Rauschen des Meeres vor den Burgmauern zu hören. Es war eine pechschwarze Nacht, selbst von den Fenstern am Ende des Gangs drang keinerlei Licht herein.

»Wir haben Maljok nicht gefoltert«, sagte ich endlich, um das Schweigen zu brechen. »Er hat sich vor Angst fast in die Hosen gemacht und alles freiwillig erzählt.«

»Rita und ich haben gesehen, wie Timur ihn eingesperrt hat.«

Inga musste in unmittelbarer Nähe stehen, denn ich spürte ihren Atem auf meiner Wange.

»Rita und ich haben uns lange unterhalten, wir hatten keine Lust, schlafen zu gehen«, flüsterte sie. »Dann ist mir eingefallen, dass ich dir noch etwas sagen wollte. Am Abend hab ich doch erzählt, was Garik über Timur gesagt hat, erinnerst du dich?«

»Ja klar«, erwiderte ich und hatte nicht die geringste Ahnung, worauf sie hinauswollte.

»Vor Kurzem hat Garik erzählt, dass noch ein Neuer aufgetaucht sei, auch so ein schlimmer Gegner, als ob uns der Samurai mit den zwei Schwertern nicht schon gereicht hätte, hat er gesagt. Damit hat er dich gemeint.«

»Tim ist kein Samurai. Er stammt aus Alma-Ata«, sagte ich und bemerkte, dass meine Ohren zu glühen begannen wie bei Timur am Abend zuvor. Gut, dass man das in der Dunkelheit nicht sehen kann, dachte ich.

»Ich muss jetzt gehen, Rita wartet auf mich.«

Wortlos blieb ich an meiner Tür stehen und lauschte, wie Ingas Schritte allmählich in der Nacht verhallten.

HOLZSCHWERTERDIPLOMATIE

Am Nordhügel war ich bisher nur selten gewesen. Zum einen lag er ziemlich weit entfernt von der Burg, und darüber hinaus schien er nichts Bemerkenswertes zu bieten zu haben. Jedenfalls auf den ersten Blick.

Es stellte sich jedoch heraus, dass das Steilufer des Nordhügels der einzige Ort auf der gesamten Insel war, an dem stets Wellengang herrschte, und das bei jedem Wetter, selbst bei völliger Windstille, zu jeder Tageszeit und vermutlich auch in der Nacht. Letzteres konnte ich nicht mit Sicherheit sagen, denn nach der schauerhaften Erzählung von Maljok hatte ich beschlossen, nächtliche Ausflüge auf der Insel tunlichst zu unterlassen.

Die Wellen entstanden etwa zwanzig Meter vom Ufer entfernt in dem Bereich, wo das Flachwasser endete. Sobald eine der vom Hügel aus unsichtbaren Schwingungen des Meeresspiegels diese Linie erreichte, kräuselte sich das Wasser zu einem schaumigen Kamm empor. Die neu geborene Welle rollte nun, immer schneller werdend und sich immer höher aufbäumend, auf das Ufer zu, wo sie an der steilen Felswand aufprallte und ihr kurzes Leben aushauchte. Es blieb nur ein dumpf verhallendes Grollen von ihr übrig, das noch für einen Augenblick in der Luft hing, während bereits die nächste Welle ans Ufer geschoben wurde. Früher oder später würde die Brandung den Nordhügel schleifen und schließlich ganz wegschleppen. Die Insel wäre dann platt wie eine Flunder, nur die Burg des Scharlachroten Schildes würde noch aufragen wie ein einsamer Leuchtturm an einem öden Horizont.

Am höchsten Punkt des Hügels, etwa fünf Meter vom abbröckelnden Steilufer entfernt, hatte ich mich bäuchlings auf der Erde ausgestreckt. Das dürre, von der Sonne verbrannte Gras pikste mich in den nackten Bauch. Mein T-Shirt trug ich schon lange nicht mehr, jedenfalls nicht am Tag, da es in der Hitze ohnehin nur lästig am Körper geklebt hätte. Überhaupt begann ich mich an das Leben auf der Insel zu gewöhnen, obwohl noch keine drei Wochen seit meiner Ankunft vergangen waren. Jetzt hatte ich neue Freunde, neue Gewohnheiten, meine eigene Technik, mit dem Schwert zu kämpfen, einen festen Platz am runden Tisch des Burgrates und, nicht zu vergessen, auch meinen Lieblingsplatz auf der Insel.

Hier herrschte immer vollkommene Stille, abgesehen vom Rauschen des Meeres, das ich jedoch als beruhigend empfand und nicht als Lärm. Hier gab es nichts als jenen grasbewachsenen Hügel, den durchsichtigen, klaren Himmel und den gleichmäßigen Atem des Ozeans. Oder auch des Meeres, wer wusste das schon so genau. Es schien, als sei die Welt rings umher sanft entschlafen, und selbst die Sonne am Himmel war stehen geblieben. Solange ich hier lag und den ewig ans Ufer rollenden Wellen zuschaute, würden auf den Inseln kein Unglück und kein Unrecht geschehen. Die Schwerter würden hölzern bleiben und die Wachhabenden auf den Brücken schläfrig und unbehelligt in der Sonne liegen.

Ich hätte große Lust gehabt, das alles Inga zu erzählen, aber ich war mir nicht sicher, ob sie mich verstehen würde. In den letzten Tagen hatten wir uns wenigstens nicht gestritten. Das war auch gut so, denn heute sollten wir beide die Hauptrolle spielen in dem Plan, den Chris sich ausgedacht hatte.

Gegen die süße Schläfrigkeit ankämpfend, die mich an diesem Ort erfasste, gab ich mir einen inneren Ruck und sprang auf die Füße. Hurtig schritt ich den Hügel hinab in Richtung Burg und widerstand der Versuchung, mich noch einmal umzudrehen. Denn vom Nordufer hatte man den schönsten Blick auf den Ozean, vielleicht deshalb, weil es in dieser Richtung keine anderen Inseln gab. Dort erstreckte sich bis zum Horizont nur tiefes Blau. Dort lag - die Freiheit.

Die Mädchen waren noch in Ritas Kammer versammelt, nur Olja, die Jüngste, stapfte missgelaunt durch den Korridor. Ich schnitt ihr zum Spaß eine Grimasse, die sie mir mit einer giftigen Fratze heimzahlte.

Vorsichtig klopfte ich an der Tür. Zur Antwort schlugen mir kreischendes Gelächter und Ritas Stimme entgegen. »Dimotschka, gedulde dich noch fünf Minuten!«

Dimotschka ... Hätte Inga mich so genannt, hätte ich mich sicherlich geschmeichelt gefühlt. Aus Ritas Mund dagegen klang es etwas gönnerhaft und herablassend. Ich drehte mich nach Olja um, ob sie es womöglich gehört hatte. Aber die stand mit finsterner Miene am Fenster, fuhr mit dem Finger über die Scheibe und achtete überhaupt nicht auf mich. Die Fensterscheibe war schmutzig, und Oljas Finger hinterließ schmierige Spuren.

»Malst du?«, fragte ich.

»Ja, einen Tannenbaum.«

Auf dem Fensterglas entstanden tatsächlich die Umrisse eines Baumes. Auf die Zehen gestellt, malte Olja einen windschiefen Stern auf die Spitze.

»Ich möchte, dass Weihnachten ist«, erklärte sie trotzig, »und dass es schneit.«

Olja war ein drolliges Mädchen: klein, dürr und erstaunlich selbstständig. So betrübt sah ich sie zum ersten Mal, noch dazu wegen so einer Nichtigkeit.

»Was findest du denn so schön am Winter?«

»Weißt du, ich wurde geklaut, als ich gerade vor dem Weihnachtsbaum saß«, erklärte sie und malte eine Krippe neben den Baum. »Ich frage mich die ganze Zeit, was meine Eltern mir schenken wollten.«

Fast allen Jungen und Mädchen auf der Insel ging es gegen den Strich, sich als Kopie ihrer selbst zu begreifen. Nicht dass jemand bestritten hätte, was Inga und ich entdeckt hatten. Dennoch konnten sich die wenigsten mit der Tatsache abfinden, dass ihr Ebenbild auf der Erde geblieben war. So hielt es offenbar auch Olja. Denn zweifellos hatte die »eigentliche« Olja ihre Geschenke zu Weihnachten bekommen.

Inga steckte den Kopf aus der Kammer. »Bist du so weit, Dima?«

»Gerade fertig geworden«, erwiderte ich artig.

Es war nicht gerade viel, was für unsere Mission von Nutzen sein konnte. In die Hosentasche meiner Jeans hatte ich mit Wundsalbe getränktes Verbandszeug gestopft, und an meinem Gürtel hing in einer einfachen Schlaufe mein Schwert. Eine Schwertscheide war überflüssig, da die Klinge für mich ja aus Holz war.

Wir gingen die Südbrücke hinauf. Inga lief ein paar Schritte hinter mir, hielt sich dicht an der Balustrade und sah immer wieder nachdenklich aufs Wasser hinab. Ihr Schwert hatte sie heute nicht dabei, denn niemand hatte vor, sie in einen Kampf zu hetzen.

»Dima, wenn wir nicht mehr nach Hause zurückkehren können, bleiben wir dann unser ganzes Leben lang auf der Insel?«, fragte sie so unvermittelt, als hätte sie laut nachgedacht.

»Ja. Aber wir kehren ganz bestimmt zurück!«

»Aber wenn nicht? Könnten wir dann nicht fliehen?«

»Wohin denn?«

»Egal wohin. Wir bauen ein Boot und segeln fort.«

»Im Keller ist ein Boot«, fiel mir ein. »Ich hab es selbst gesehen.«

»Dann bist du also einverstanden? Allein fürchte ich mich, mit dir zusammen hätte ich keine Angst. Wir fliehen also, ja?«

Ich blieb stehen und sah Inga erstaunt an. War das wirklich dasselbe Mädchen, mit dem ich mich im Kindergarten gebalgt hatte, mit der ich mir im Schulhof Schneeballschlachten geliefert hatte, auf deren Geburtstagsfesten ich regelmäßig zu Gast gewesen war und der ich kürzlich am Schulausflug über einen kalten, rauschenden Bach geholfen hatte? Sie hatte immer noch dasselbe hübsche Gesicht und die leise, ernsthafte Stimme. Ihre Figur indes war nicht mehr kindlich, wenn auch noch nicht so fraulich wie die von Rita.

Mit einem Mal wurde mir klar, dass ich tatsächlich bereit war, mit ihr zu fliehen, egal ob in einer kleinen Nussschale auf den offenen Ozean hinaus oder auf die nächste Insel in die Sklaverei. Ich erschrak regelrecht über diese Erkenntnis. In diesem Augenblick gewahrte ich, dass Inga, die mich ihrerseits fragend angesehen hatte, meinem verträumten Blick nicht länger standhalten konnte; die Röte stieg ihr ins Gesicht, so heftig, dass selbst die Sonnenbräune es nicht verbergen konnte. Diesen Erfolg musste ich ausbauen.

»Gefällt's dir auf unserer Insel nicht?«, fragte ich in gekränktem Tonfall.

»Doch schon, es ist eine schöne Insel«, entgegnete Inga mit einer wegwerfenden Handbewegung und fügte dann sehr ernst hinzu: »Was mir nicht gefällt, sind die Inseln an sich. Die Tatsache, dass man sich hier gegenseitig umbringen muss - und nicht irgendwelche Monster, sondern völlig unschuldige Jungen und Mädchen.« Bei diesen Worten schluckte sie und unterdrückte mit Mühe ein Schluchzen. »Und diese Außerirdischen ... Ich habe immer das Gefühl, dass sie uns beobachten, sogar in der Burg.«

»In der Burg können sie uns nicht überwachen«, widersprach ich.

»Das glaube ich nicht!«

»Inga, wir haben das doch besprochen. Und wir haben uns einen Plan ausgedacht, wie wir alle wieder zurückkehren können.«

Sie nickte. »Natürlich, Dima. Ich werde mir ja auch alle Mühe geben. Nur habe ich die Befürchtung, dass daraus nichts werden wird.«

»Dann fliehen wir eben. Das nützt zwar wahrscheinlich auch nichts - du kennst ja die Geschichte vom Verrückten Kapitän. Aber egal, wir fliehen trotzdem.«

Inga sah mich zufrieden an. »Lieber segeln wir mit ihm, als hier auf den Inseln zu bleiben«, sagte sie wild entschlossen. »Wenn uns die Außerirdischen auf dem Meer in die Mangel nehmen, heuern wir als Matrosen beim Verrückten Kapitän an.«

Als wir den Scheitel der Brücke erreichten, waren Chris und Timur mit der »Vorbereitung des Schlachtfeldes« bereits weit fortgeschritten. Ein Junge hing, mit weit aufgerissenen, aber leblosen Augen zum Himmel starrend, rücklings über der Balustrade. Schon nach einem flüchtigen Blick wusste ich, dass ihm nicht mehr zu helfen war, und wandte mich seufzend ab. Inga stieß einen markerschütternden Schrei aus und begann hemmungslos zu weinen. Offenbar kannte sie den Jungen ganz gut aus ihrer Zeit auf der Insel Nr. 24 und hatte ihn gemocht.

Zwei weitere Jungen der »feindlichen« Insel setzten den Kampf noch fort. Sie sahen ziemlich übel zugerichtet aus, sodass am Ausgang des Gefechts kaum ein Zweifel bestand. Einige Meter dahinter befand sich ein vierter Verteidiger der Insel Nr. 24. Er war auf die Knie gesunken und hielt sich mit der Hand die Schulter, aus der das Blut in Strömen floss. Er musste schnellstmöglich verbunden werden, denn selbst war er dazu nicht mehr in der Lage.

Chris und Timur schienen keinen Kratzer abbekommen zu haben. Neben ihnen stand, lässig auf sein Schwert gestützt, Tolik und verfolgte gelangweilt den ungleichen Kampf. Als Chris uns bemerkte, gab er Timur einen Klaps auf die Schulter und verließ die Kampfzone in unsere Richtung. Timur, der bislang wie alle anderen auch mit einem Schwert gefochten hatte, hielt einen Moment lang inne, zog sein zweites Schwert hinter dem Rücken hervor und wetzte die Schneiden beider Waffen aneinander. In der entstandenen Stille klang das Rasseln des Stahls besonders schauerhaft. Von der »gebrauchten« Klinge löste sich ein schwerer roter Tropfen und fiel klatschend auf den Marmorboden.

»Nein ...«, wimmerte einer seiner Gegner schlotternd.

Timur machte einen Satz nach vorn und schwang gleichzeitig beide Schwerter, deren Konturen verschwammen, während sie wie Propellerflügel durch die Luft wirbelten. Es folgte ein kurzes Klirren und Scheppern, und die Waffen der beiden Vierundzwanziger segelten in hohem Bogen über die Brückenbalustrade. Mit einem dumpfen Schmatzen schluckte sie Sekunden später das Meer. Timur hatte sie ihnen mit wenigen kräftigen Hieben einfach aus der Hand geschlagen. Wehrlos standen ihm die Gegner nun gegenüber, starrten ihn mit kalkweißen Gesichtern an. Ihr schwer verwundeter Gefährte versuchte, die Zähne zusammenbeißend, aufzustehen, doch schon nach wenigen Sekunden knickten seine Beine ein, und er sank erneut auf die Knie. Er war etwas älter als die anderen beiden, etwa vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, und am ganzen Körper von Schnittwunden übersät. Tränen rannen über sein Gesicht, obwohl er krampfhaft versuchte, sie zurückzuhalten. Schließlich resignierte er und kippte vornüber auf den Boden.

Dies war der Moment für Ingas Auftritt, die völlig abwesend und von Zeit zu Zeit leise schluchzend neben mir stand. Nachdem ich ihr einen

sankten Schubs in den Rücken versetzt hatte, kam sie wieder zu sich und schritt auf ihre ehemaligen Gefährten von der Nr. 24 zu.

»Hallo, Jungs!«, rief sie ihnen zu, als wenn nichts gewesen wäre.

Für mein Gefühl klang es, als ob sie sich über die beiden lustig machen wollte. Aber zu meiner Überraschung reagierten die Jungen keineswegs verärgert.

»Hallo, Inga«, erwiderte einer der beiden von Timur entwaffneten Jungen kraftlos, doch ohne jeden Gram. Er war vielleicht dreizehn Jahre alt, und in seinem pausbäckigen Gesicht stak eine winzige Stupsnase. Ihm fehlte nur eine Brille, dann hätte er den perfekten Streber aus einem Kinderfilm abgegeben.

»Was steht ihr hier dumm herum?«, herrschte Inga sie plötzlich an. »Verbindet gefälligst Mischka!«

Völlig verduzt stürzten die beiden zu ihrem Gefährten. Doch Inga schubste sie gleich darauf rüde beiseite und kümmerte sich selbst um den Verwundeten, während ich zu dem über der Balustrade liegenden Jungen hinüberging. Als ich ihn vorsichtig an der Schulter fasste, rutschte sein lebloser Körper, als hätte er nur auf diese Berührung gewartet, wie in Zeitlupe auf der Innenseite die Balustrade hinab. Während sein Rumpf an deren Fuß zu liegen kam, klappte einer seiner Arme durch einen Geländerzwischenraum und begann makaber in Richtung Meer zu winken.

Mir wurde schlecht. War das wirklich nötig gewesen? Musste der Weg zum Frieden, zum Sieg für alle, unbedingt von Blut getränkt sein? Vom Blut dieses unglückseligen Jungen, dessen Unheil einzig darin bestand, dass er sich ganz genau an die Regeln des Großen Spiels gehalten hatte? Es musste doch auch einen anderen Weg geben. Oder waren wir einfach nicht willens, einen solchen Weg zu suchen? Hatten wir es verlernt, uns auf schmalen Pfaden zu bewegen? Die breiten, ausgetretenen Wege jedenfalls waren überall von Blut besudelt.

Timur hatte sich in der Zwischenzeit darangemacht, den »Streber« zu verbinden, während Chris sich um den dritten Jungen kümmerte.

»Nehmt ihr uns jetzt gefangen?«, fragte die Stupsnase mit piepsiger Stimme.

»Nein, wir lassen euch laufen«, erwiderte Chris großmütig und fügte, mit dem Kopf auf den Toten deutend, ernst hinzu: »Das wollte ich nicht. Aber ihr habt ja gesehen: Ich hatte keine Wahl. Nehmt ihn mit und begrabt ihn auf eurer Insel.«

Verblüfft zog der Junge den verbundenen Arm an seine Brust. »Ich fürchte nur, wir werden's nicht schaffen, ihn runterzutragen«, sagte er und deutete auf seinen Verband. »Werft ihn bitte nicht die Brücke hinunter, wir holen ihn später ab.«

Chris warf mir einen auffordernden Blick zu. Kaum merklich nickte ich.

»Kein Problem«, sagte Chris mit einem freundlichen Lächeln zu dem Jungen. »Dima und Inga werden euch helfen.«

Es war das erste Mal, dass ich eine Brücke auf der feindlichen Seite hinunterging. Zugegeben, es war ein mulmiges Gefühl, denn jeder Schritt entfernte uns weiter von der Burg des Scharlachroten Schildes. Noch hätten wir die Möglichkeit gehabt, umzukehren. Ich hätte lediglich den auf meinen Schultern hängenden Körper ablegen, Inga an der Hand fassen und kehrmachen müssen. Die drei Jungen von der Insel Nr. 24 hätten in ihrem jämmerlichen Zustand kaum versucht, uns daran zu hindern. Doch Inga und ich waren gleichermaßen entschlossen, unseren Plan durchzuziehen.

Aus dem im Rhythmus meiner Schritte baumelnden Körper des toten Jungen liefen mir warme Rinnsale den Rücken hinunter. Erstaunlicherweise empfand ich weder Grauen noch Ekel. Meine Welt war aus den Fugen geraten, alle Maßstäbe waren verschoben. Ich war definitiv nicht mehr derselbe Dima, der ich auf der Erde gewesen war. Stattdessen war aus mir ein »richtiger« Inselbewohner geworden, der weder den eigenen noch den Tod anderer fürchtete.

»Alik, was ist mit Genka?«, fragte Inga hinter meinem Rücken.

Ich hielt den Atem an.

»Er ist gestorben«, antwortete die Stupsnase ohne den geringsten Anflug von Bedauern in der Stimme.

Als ich mich umdrehte, sah ich, dass Inga die Farbe aus dem Gesicht wich und ihre Lippen leicht zu zittern begannen.

»Mach dir keine Gedanken, Inga«, setzte Alik hinzu. »Es war nicht nur dein Schwertstich, er hat in der Burg noch ein paar Dolche abgekliegt. Die hatte er sich verdient.«

Ich war ziemlich geschockt. Der Kerl musste ja ein wahres Schreckensregiment auf seiner Insel geführt haben, wenn seine Leute ihn bei der ersten sich bietenden Möglichkeit um die Ecke gebracht hatten, obwohl er wehrlos und verwundet war.

Wir näherten uns der feindlichen Burg, und plötzlich kamen uns zwei Jungen entgegengelaufen, die kampfbereit die Schwerter gezückt hatten. Als sie Inga, mich und den humpelnden Mischka erkannten, gefroren ihre Gesichter, und sie blieben vor uns stehen.

»Ich muss mit dem Anführer eurer Insel sprechen«, sagte ich ruhig. »Wir sind Parlamentäre.«

Verduzte Blicke tauschend, ließen die Jungen die Waffen sinken und sahen mich ungläubig an.

Einer der beiden war etwa dreizehn Jahre alt, er trat vor, schlitzte grimmig die Augen und hielt mir drohend den Zeigefinger unter die Nase. »Warum bist du gekommen? Was willst du von uns?«, plusterte er sich auf.

Inga stellte sich neben mich und sagte: »Achmet, das ist Dima. Wir sind gekommen, um ...«

»Du hast hier auch nichts mehr verloren«, unterbrach sie Achmet schroff.

Der Kerl begann mir auf die Nerven zu gehen. Mit einem Ruck lud ich meine Last auf dem Boden ab und baute mich vor ihm auf. »Wir sind Parlamentäre. Inga hat nicht vor, auf eure Insel zurückzukehren, sie möchte nur bei den Verhandlungen helfen.«

»Was für Verhandlungen denn?«, fragte Achmet misstrauisch.

In der Zwischenzeit waren noch zwei Mädchen aus der Burg getreten, eine kleine, etwas pummelige Blonde, die verschreckt aussah, und eine große, ältere Brünette mit einer breitschulterigen, überhaupt nicht mädchenhaften Figur und einem strengen Gesicht, in dem die Augen wachsam blitzten.

»Unsere Insel bietet euch ein Kriegsbündnis. Wir möchten eine Inselkonföderation mit euch bilden«, sagte ich so laut, dass auch die herbeilaufenden Mädchen es hören konnten.

Nachdem Achmet einige Sekunden über meine Worte nachgedacht hatte, bildeten sich zwei tiefe Furchen auf seiner Stirn. »Macht, dass ihr von hier verschwindet, verstanden! Wir haben nicht vor, die Regeln des Spiels zu brechen.«

»Die Regeln werden nicht gebrochen«, entgegnete ich. »Die erste Regel, wonach man sich nicht freiwillig ergeben darf, wird eingehalten, denn wir werden mit voller Kraft kämpfen, nur eben zusammen. Die Bedingung für die Rückkehr auf die Erde lautet: Die Bewohner derjenigen Inseln, die alle vierzig Inseln erobert haben, kehren zurück. Auch in dieser Hinsicht ist also alles in Ordnung.«

»Das ist nicht in Ordnung, das ist ... ähm ...« Achmet suchte vergeblich nach einem passenden Wort. »Da gibt es keine Diskussion.«

»Die gibt es doch«, warf unvermittelt das groß gewachsene Mädchen ein, das von hinten an Achmet herangetreten war und ihn nun resolut zur Seite schob. »Lora«, stellte sie sich vor und gab mir die Hand.

Ich warf einen Seitenblick auf Inga und bemerkte, dass sich ein triumphierendes Lächeln auf ihrem Gesicht ausbreitete. Als wir gestern Abend die letzten Details besprochen hatten, hatte sie gesagt: »Wenn Genka noch nicht wieder auf den Beinen ist, ist sicher Achmet der Boss auf der Insel. Und der wird das tun, was Lora ihm sagt.«

FRIEDE UM DES KRIEGES WILLEN

Mitten in der Nacht wachte ich auf. Zum Fenster lugend, hoffte ich auf einen Hauch von Morgendämmerung, wurde jedoch enttäuscht. Draußen herrschte undurchdringliche Finsternis. Es schien eine ganz gewöhnliche, frostige Nacht zu sein: Der Wind blies heulend um die Burg, und durch das undichte Fenster sickerte feuchte Kälte herein. Die Vorstellung, jetzt aufzustehen und durch die kalten Gänge zu tapsen, war wenig einladend, aber dummerweise musste ich pinkeln. Noch einmal wälzte ich mich herum und versuchte, wieder einzuschlafen. Es war zwecklos.

Während ich in meine Jeans schlüpfte, überlegte ich, ob ich mich ins »offizielle« Pissoir im Erdgeschoss bemühen oder einfach ein Stück auf die Brücke hinausgehen sollte. Da Letzteres bequemer und vor allem nicht so weit war, entschied ich mich für die bei Jungen so beliebte archaische Lösung und kletterte zum Fenster hinaus.

Als ich nach wenigen Minuten von der Brücke zurückkam, war leider jeder Rest von Müdigkeit im kalten Wind verfliegen. Da ich nicht die geringste Lust verspürte, mich wieder ins Bett zu legen, stieg ich die Treppe hinunter und begab mich zum Thronsaal, aus dessen halb geöffneter Tür leise Stimmen und das flackernde rötliche Licht des Kaminfeuers herausdrangen. Ich spähte in den Saal hinein und sah, dass Chris wie so oft in der letzten Woche damit beschäftigt war, einen weiteren Anhänger für seinen Plan zu werben.

»Es ist ganz einfach. Wirklich total einfach!«, erklärte er mit vor Eifer glühenden Augen, in denen sich das lodernde Feuer zu spiegeln schien. Er sprach mit erregter Stimme und gestikulierte dabei heftig. »Die Regeln werden strikt eingehalten. Es kann natürlich sein, dass wir hier ein Schlupfloch ausnutzen, das ursprünglich so nicht vorgesehen war. Trotzdem hat niemand das Recht, uns dafür zu bestrafen.«

»Und wenn man uns doch bestraft?« Chris' Gesprächspartner kannte ich nur flüchtig. Er war am vergangenen Abend über das Territorium der Insel Nr. 24 zu uns gekommen. Zwar war dieser hagere Kerl auf seiner Insel - wenn ich mich recht entsann, war es die Nr. 27 - nicht der Anführer, aber er war Russe, was ihn für die Verhandlungen mit uns prädestinierte. Denn die übrigen Bewohner seiner Insel waren allesamt Italiener und Schweden. Im Allgemeinen schienen die Außerirdischen bestrebt, die Inseln von der Nationalität her möglichst einheitlich zu besetzen; was sie in diesem Fall dazu veranlasst hatte, die temperamentvollen Bewohner der Apenninhalbinsel mit den kühlen Skandinaviern zusammenzupferchen, war mir völlig schleierhaft.

»Wenn sie uns bestrafen ...« Chris hob missbilligend die Schultern. »... dann weiß ich auch nicht. Trotzdem müssen wir es riskieren. Zur Konföderation gehören jetzt schon drei Inseln, und bis jetzt hat uns niemand ein Haar gekrümmt. Eine Insel allein hat ohnehin keine Chance zu siegen.«

»Wie müssten wir uns in der Konföderation denn verhalten?«, fragte der Kämpfer.

»Nicht gegen die Inseln der Konföderation kämpfen«, erwiderte Chris lapidar.

»Und das ist alles?«

»Das ist alles. Natürlich können sich verbündete Inseln gegenseitig mit Kämpfern aushelfen und Informationen austauschen. Man kann einander besuchen.«

Unser Gast setzte plötzlich ein breites Lächeln auf, und seine Äuglein blitzten schelmisch.

»Das mit dem Besuchen finde ich schon mal sehr gut«, sagte er und deutete auf seinen leeren Teller. Lera hatte ihm bei seiner Ankunft strahlend vor Stolz eine riesige Portion russische Pelmeni vorgesetzt. Mit dem Hinweis, er habe sich seit Monaten ausschließlich von Spaghetti und Köttbullar ernähren müssen, hatte sich unser Gast gierig über die gefüllten Teigtaschen hergemacht.

Außer Chris und seinem Verhandlungspartner saßen noch Achmet und Timur im Thronsaal. Während der Kommandeur der Insel Nr. 24 dem Gespräch aufmerksam folgte, schien Timur etwas gelangweilt auf dem Sofa zu dösen. Am Tag war auch der Anführer der Insel Nr. 12 bei uns zu Besuch gewesen, jener gutmütige Salif, der sich während meiner ersten Brückenwache als Wilder ausgegeben hatte. Er hatte die Insel jedoch kurz vor Trennung der Brücken wieder verlassen, nachdem er mit Chris gemeinsame Operationen für den kommenden Tag abgesprochen hatte.

Nach Strategiegesprächen war mir nicht zumute, deshalb entfernte ich mich wieder von der Tür. Unschlüssig schlenderte ich durch den Gang und bemerkte, dass ich allmählich wieder schläfrig wurde. Überraschend für mich selbst schlug ich den Weg zum Wachturm ein. Obwohl sich der Turm vom Ufer aus gesehen direkt über den Fenstern des Thronsaals in den Himmel erhob, musste man sich minutenlang durch enge Korridore schlängeln, bis man ihn endlich erreichte. Mir kam der verrückte Gedanke, dass es nützlich wäre, einen genauen Plan der Burg aufzuzeichnen, um sich besser in dem Gewirr der Gänge zurechtzufinden. Eine gute Idee, die ich jedoch sogleich wieder verwarf.

In das Rauschen des Windes mischte sich plötzlich ein leises Wimmern, was in durchwachten Nächten auf der Insel gar nicht selten geschah. Jemand weinte, und es war nicht schwer zu erraten, wer. Die Kammer unter dem Wachturm diente wahlweise als Waffenlager oder, wie in den letzten Tagen, als Gefängnis.

Auf Zehenspitzen linste ich durch einen schmalen Schlitz, der sich in der Tür des mit einer schweren Eisenstange verriegelten Kerkers befand. Es war kaum etwas zu erkennen, da es draußen immer noch dunkel war und durch die dicken Gitterstäbe im Fenster nur wenig Licht drang. Das Wimmern kam aus der hintersten Ecke des Raumes, wo sich schemenhaft das Gestell einer niedrigen Pritsche abhob.

»Maljok!«, rief ich leise, um den kleinen Teufel nicht zu erschrecken.

Das Weinen hörte auf, die Pritsche ächzte, und Maljoks Silhouette setzte sich auf. In der ersten Nacht hatte er noch auf dem Boden geschlafen, am nächsten Tag hatten ihm Meloman und Ilja dann mit dem stillen Einverständnis der anderen eine Holzpritsche und Bettzeug gebracht.

»Dima, bist du's?«, hauchte er mit bebender Stimme.

»Ja, hab keine Angst«, erwiderte ich mit einem Anflug von Mitleid.

»Ich habe überhaupt keine Angst«, sagte Maljok trotzig und schlappte zur Tür. Durch den Schlitz drang ein kaum spürbarer Lufthauch.

»Hasst du mich, Dima?«

»Ich weiß nicht«, entgegnete ich unschlüssig.

»Dann verachtest du mich?« In Maljoks Stimme schwang leise Hoffnung mit.

»Ja.« Diesmal war ich mir sicher.

Nach kurzem Schweigen raschelte etwas, und Maljoks Kopf näherte sich dem Türschlitz.

»Dima, wenn es dir nicht zuwider ist, nimm meine Hand.«

Irritiert legte ich meine Hand auf seine Finger, die er durch den Schlitz gesteckt hatte.

»Danke«, flüsterte er. »Hör zu, wenn jemand vorschlagen sollte, mich aus dem Turm zu befreien, oder wenn ich selbst darum bitten sollte, lass das auf keinen Fall zu.«

Anstatt zu antworten, nickte ich nur flüchtig und würgte an einem Kloß in meinem Hals.

»Denk nicht schlecht über mich. Ich wollte wirklich nur nach Hause. Das war nicht fair von mir, ich weiß. Aber mein Heimweh war stärker als alles andere. Zu Anfang haben diese Außerirdischen ja auch nichts Schlimmes von mir verlangt. Ich sollte ihnen nur berichten, was in der Burg vor sich ging.«

»Sie bekommen also rein gar nichts von dem mit, was wir hier drinnen tun oder reden?«

»Nein. Und da ist noch etwas: Sie können uns auch nicht unterscheiden. Sogar Mädchen und Jungen verwechseln sie dauernd. Nur an der Größe können sie sich halbwegs orientieren. Zum Beispiel könnten sie dich von Chris unterscheiden. Aber mit Meloman oder Tolik würden sie dich glatt verwechseln. Wahrscheinlich sind das überhaupt keine Menschen, sondern womöglich Spinnen oder Kröten.«

Meine Eingeweide krampften sich zusammen, und eiskalter Schweiß trat mir auf die Stirn. Auf meinem Rücken fühlte ich einen schweren Blick lasten. Einen Krötenblick ... oder einen Spinnenblick.

»Hast du denn wirklich keine Angst in diesem Loch?«, fragte ich.

Maljok dachte lange nach, dann hauchte er: »Doch. Vor allem nachts. Ich weiß, dass sie mir nie verzeihen werden.«

»Soll ich vielleicht mal mit den anderen reden?«

»Nein!«, erwiderte er scharf. »Hast du schon vergessen, worum ich dich gerade gebeten habe?«

Instinktiv tastete ich nach dem Eisenriegel des Schlosses und zog meine Hand von der Maljoks zurück.

»Gut. Ich habe verstanden«, sagte ich. »Du traust dir selbst nicht über den Weg.«

»So ist es.« Maljok zog ebenfalls seine Hand aus dem Spalt. »Und noch etwas, Dima«, fuhr er fort. »Darüber habe ich bis jetzt nicht gesprochen, weil ich dachte, dass es nicht wichtig ist. Die Außerirdischen waren immer sehr erpicht darauf, zu erfahren, wer mit wem befreundet ist, besonders wenn es sich um ein Mädchen und einen Jungen handelte. Das interessiert sie brennend, keine Ahnung, warum. Sie wollten unbedingt wissen, warum jemand für einen anderen ein Risiko eingeht. Zum Beispiel haben sie mich gefragt, warum die anderen Jungen im Kampf ihr Leben für mich riskieren. Weil wir Freunde sind, habe ich ihnen geantwortet. Daraufhin wollten sie, dass ich ihnen erkläre, was Freundschaft ist.«

»Und? Hast du's ihnen erklärt?«

»Nein, ich konnte es nicht erklären.«

»Verstehe, du wolltest dir lieber keine Gedanken darüber machen.«

Maljok schwieg.

»Na gut. Schlaf jetzt«, sagte ich und entfernte mich von der Kerkertür.

»Ich versuch's«, rief mir Maljok leise hinterher und fügte mit ernster Stimme hinzu: »Und richte Chris aus, er soll nicht vergessen, dass es auf allen Inseln Beobachter gibt. Auch auf denen, mit denen wir uns verbündet haben.«

Der Morgen auf der Insel Nr. 36 begann neuerdings immer mit einer Trainingseinheit. Noch bevor die Sonne über den Horizont lugte, jagte Chris die gesamte Mannschaft vor die Burg hinaus.

Im fahlen Dämmerlicht fanden sich am Sandstrand fast apathisch wirkende Gestalten ein, denen der Schlaf noch im Gesicht stand. Widerwillig stellten sie sich zu Trainingspärchen zusammen und begannen, leidenschaftslos und träge mit ihren Holzscheren aufeinander einzuprügeln. Erst allmählich wurden ihre Bewegungen flinker, und das Klappern der aufeinanderschlagenden Holz Waffen wurde lauter. Hin und wieder kam es vor, dass sich ein stählernes Klirren in das dumpfe Gehämmer mischte. Die übereifrigen Duellanten brachen das Training dann sofort ab und pausierten, bis ihre überhitzten Gemüter sich wieder auf ein ungefährliches Maß abgekühlt hatten.

Bald blaute der Himmel, und erste Sonnenstrahlen vertrieben die nächtliche Kühle. Nach dem Training nutzten die meisten von uns die Zeit bis zum Frühstück für ein kurzes Bad im Meer. Wenn wir gefrühstückt hatten, verteilten wir uns auf den Brücken, auf den eigenen und auf denen anderer Inseln, die der Konföderation angehörten.

Mein Trainingspartner war Meloman. Wir passten sehr gut zusammen, da wir annähernd gleich stark waren und unsere Einstellung zum Training gleichermaßen leger war: Nicht ein einziges Mal waren unsere Holzscheren stählern geworden, was bei Hitzköpfen wie Timur und Chris an der Tagesordnung war.

Mechanisch Melomans Schwertschläge abwehrend, beobachtete ich aufmerksam Chris. Vor dem Training hatte ich ihm von meinem nächtlichen Gespräch mit Maljok erzählt und war nun sehr gespannt, wie er darauf reagieren würde. Bis jetzt war ihm nichts anzumerken.

Nachdem er mit einer eleganten Bewegung einen Schlag von Timur pariert hatte, ließ er plötzlich das Schwert sinken und verkündete

unvermittelt: »Pause! Jungs, kommt zusammen.« Achselzuckend warf mir Meloman einen Blick zu und stapfte durch den Sand zu Chris hinüber. Zögerlich folgte ich ihm.

»Wer von euch kennt sich mit Technik aus?«, fragte Chris, während er noch Tom herbeiwinkte. Ohne auf eine Antwort zu warten, wandte er sich dann schnurstracks in Richtung Burgtor und wies uns über die Schulter an: »Kommt, ich möchte mir mit euch zusammen was ansehen!« Artig dackelten wir hinter ihm her, obwohl wir nicht die geringste Ahnung hatten, was er nun schon wieder ausgeheckt hatte.

Zum wiederholten Mal kam mir der Gedanke, dass unser Anführer eigentlich nie um eine gute Idee verlegen war. Zu jedem Problem fielen ihm fast sofort mehrere Lösungen ein, zwischen denen er sich dann nur noch für die beste entscheiden musste.

Wir gingen in den Keller hinunter. Das Öffnen der Kellertür war eine längere Prozedur, denn seit Maljoks Enttarnung war der Riegel mit einem dicken Stahldraht gesichert, den nicht einmal Chris allein aufbiegen konnte. Mindestens zwei Mann mussten alle Kraft aufbieten, um den Draht gerade zu biegen und aus der Öse im Riegel zu ziehen. Es war ein einfaches und höchst effektives Sicherheitssystem: Selbst wenn es auf der Insel noch einen weiteren »Beobachter« gegeben hätte, wäre er allein nicht imstande gewesen, zur Sprechanlage im Keller vorzudringen.

Nachdem wir uns im schummrigen Licht einer Petroleumlampe den Weg durch den vollgestellten Keller gebahnt hatten, versammelten wir uns ehrfürchtig um die »Marmortafel« herum. Natürlich hatten wir uns schon oft die Frage gestellt, wie die Kommunikation über diese mysteriöse Sprechanlage funktionierte, bislang hatten wir es aber nicht gewagt, uns daran zu schaffen zu machen.

»Zuerst habe ich gedacht«, begann Chris, »dass die Außerirdischen nicht erfahren würden, dass wir ihnen auf die Schliche gekommen sind. Da habe ich mich offenbar getäuscht. Es hat also keinen Sinn, weiterhin Versteck zu spielen. Jetzt versuchen wir einfach mal herauszufinden, was es mit dieser Sprechanlage auf sich hat.«

Zunächst tatschte er vorsichtig mit der flachen Hand dagegen, dann presste er für ein paar Sekunden die Hände fest auf die Tafel.

»Mist, funktioniert nicht«, brummte er.

Dann griff er sich ein am Boden herumliegendes Eisenstück, holte aus und schlug mit voller Wucht gegen die Tafel.

»Macht auch mit!«, rief er uns zu.

Etwa zehn Minuten lang malträtierten wir die Marmorplatte ergebnislos mit allem, was uns in die Hände kam. Dann brach sie plötzlich mit einem eigenartigen, dumpfen Geräusch aus der Wand und glitt ganz langsam, wie ein Stück Schaumstoff, hinab. Als sie mit einer Ecke am Boden auftraf, zerfiel sie in winzige Marmorkrümel. Verdutzt starteten wir auf die Bescherung.

Meloman kniete sich hin, nahm sich eine Handvoll der Steinchen und ließ sie langsam in seine andere Hand rieseln.

»Also, selbst wenn das ein Gerät ist ... Ich glaube nicht, dass wir da durchsteigen«, sagte er enttäuscht. »Chris, was machst du denn?«

Chris hatte immer noch das kurze rostige Eisenrohr in der Hand und zeigte damit auf die Wand. An der Stelle, wo soeben die Marmortafel herausgefallen war, befand sich nun keineswegs ein Loch, sondern eine neue Sprechanlage, die genauso marmorn glänzte wie die alte.

»Sie haben sie ausgewechselt«, konstatierte Meloman völlig perplex. »Aber wie?«

»Und wie kommen die frischen Lebensmittel in die Küche?«, gab Chris zurück. »Das ist so eine Art Telekinese, wahrscheinlich. Tja, also der Reparaturservice klappt gut. Gehen wir ... Wo ist Tom?«

Erschrocken blickte ich mich um. Die Außerirdischen hätten beim Auswechseln der Tafel auch Tom verschwinden lassen können. Das war ihnen zuzutrauen. Zur allgemeinen Erleichterung tauchte Tom jedoch alsbald aus dem Dunkel im hinteren Bereich des Kellers auf und besprach mit Chris etwas auf Englisch. Danach wandte sich Chris uns anderen zu und übersetzte ihre Unterhaltung.

»Tom hat gerade das Boot inspiziert, das hier unten im Keller herumliegt. Vor sieben Jahren sind zwei Jungen in diesem Boot auf der Insel gelandet. Das war kurz nachdem ich auf die Insel gekommen bin. Wir haben damals versucht, mit dem Boot in See zu stechen, sind aber schon nach wenigen Metern gekentert. Tom hat mir eben erzählt, dass er mit seinem Vater oft beim Segeln war und mit so einem Boot umgehen kann. Er meint, man müsste nur einen neuen Kiel anfertigen und den Boden mit Ballast beschweren. Außerdem hat er gesagt, dass eine Konföderation ohne Flotte doch nur eine halbe Sache sei.«

KÄPTEN TOM

Von einem bestimmten Zeitpunkt an begannen mir die Ereignisse zu missfallen. Es muss der Tag gewesen sein, an dem wir die Insel Nr. 30 durch einen Zangenangriff eroberten.

Unser Vorgehen war weder heimtückisch, noch war es ein primitiver Racheakt. Mehrfach hatten wir den Dreißigern angeboten, in die Konföderation einzutreten, was sie jedoch starrsinnig ablehnten. Offensichtlich glaubten sie uns nicht, dass wir es ernst damit meinten. Nach dem endgültigen Scheitern der Verhandlungen hatte Chris mit den übrigen Kommandeuren der Konföderation verabredet, von zwei Seiten gleichzeitig einen Sturmangriff auf den störrischen Feind zu unternehmen.

Am vereinbarten Tag marschierte auf zwei Brücken der Insel Nr. 30 eine halbe Armee auf. Unter normalen Umständen hätten wir es uns nicht leisten können, zehn Kämpfer auf eine einzige Brücke zu entsenden, denn dann wären die übrigen zwei Brücken vollständig entblößt gewesen. Eine solche Einladung, einfach auf die andere Seite der Brücke zu spazieren und sich die Burg des Scharlachroten Schildes einzuverleiben, hätte sich keine der Nachbarinseln entgehen lassen. Dank der Konföderation hatten wir jedoch nichts dergleichen zu befürchten.

Zu zehnt, neun Jungen und Inga, standen wir vier Kämpfern der Nr. 30 gegenüber und fühlten uns unsagbar stark.

»Vielleicht überlegt ihr euch das Ganze noch mal?«, rief Tolik den Gegnern zu und tätschelte drohend sein Schwert.

Die Dreißiger waren nicht dafür bekannt, Feiglinge zu sein. »Wir gehen nicht in Gefangenschaft«, erwiderte einer von ihnen unerschrocken.

Von Gefangenschaft war eigentlich keine Rede gewesen, aber wir hatten jetzt keine Lust mehr, alles noch einmal von vorn zu erklären. Außerdem hatten wir die demütigende Niederlage, die uns die Insel Nr. 30 zugefügt hatte, noch nicht vergessen. Wenn man sich in der Übermacht wähnt, erinnert man sich gern an solche offenen Rechnungen.

Chris und Tolik eröffneten den Kampf. Ihre Gegner waren stark und leisteten heftigen Widerstand. Wir waren indes gar nicht auf einen schnellen Sieg aus, sondern hatten uns eine Zermürbungstaktik zurechtgelegt. Als zweites Kampfpaar stürzten Tolik und ich uns ins Gefecht, danach übernahmen Meloman und Sershan die Position an vorderster Front. Zwar wechselten sich auch die Dreißiger ab, sie hatten jedoch nur zwei Kampfpaaire zur Verfügung, während wir immer neue Kämpfer nach vorn schickten: Janusch und Ilja, Tom und den inzwischen ausgeruhten Timur. Nur Inga hatten wir unmissverständlich angewiesen, sich aus den Gefechten herauszuhalten.

Der entscheidende Durchbruch gelang ausgerechnet Tom. So etwas nennt man Anfängerglück, ich selbst hatte ja auch schon davon profitiert.

Zu zweit auf Timur konzentriert, hatten die Feinde seinen Partner völlig aus den Augen verloren, was nicht weiter verwunderlich war, denn Tom hielt sein Schwert wie einen Besen und wirkte ziemlich lächerlich. Er beherrschte bislang nur einige wenige Verteidigungstechniken wie »Grundhut« oder »Pflug«.

Als der Gegner ihm den Rücken zukehrte, fackelte Tom nicht lange und setzte einen nahezu perfekt geführten »Zornhau« an. Diesen Hieb hatte ihm Chris gestern erst im Training gezeigt. Die Verteidiger waren nun einer weniger.

Um die momentane Konfusion beim Feind auszunutzen, stürmten nun auch Chris, Tolik und Janusch wieder nach vorn, wobei sie sich beinahe gegenseitig umgerannt hätten. Sekunden später sank der nächste Gegner zu Boden. Dem dritten, der uns vor dem Gefecht noch so tapfer die Stirn geboten hatte, schlug Timur mit einem gewaltigen Hieb das Schwert aus der Hand.

»Ich ... ich ergebe mich!«, schrie er verzweifelt.

»Wir machen keine Gefangenen«, gab Timur eiskalt zurück.

Leise säuselnd zerschnitt Timurs Klinge die Luft, bevor sie mit einem grauenhaften Schmatzen ihr Ziel traf.

Taumelnd kehrte Tom aus der Kampfzone zurück. Sein Gesicht war kalkweiß, seine Lippen zitterten, und seine Augen stierten ins Leere. Aufmunternd gab ich ihm einen Klaps auf die Schulter, schließlich war doch alles gut gegangen. Tom schüttelte nur den Kopf und marschierte wie ferngesteuert die Brücke hinunter zurück zur Burg.

Langsam rückwärtsgehend, fasste der letzte Kämpfer der Nr. 30 das Schwert mit beiden Händen, während sein panischer Blick abwechselnd auf Chris und Timur fiel, die entschlossen auf ihn zugenommen.

»Lasst mich ... Ich ... ich erledige das selbst ... Ich will nach Hause«, stammelte er leise und rammte sich im nächsten Moment sein Schwert in den Bauch.

Wir erstarrten, und bleierne Stille legte sich über die Brücke. Nur das sanfte Rauschen des Meeres untermalte die schauerliche Szenerie. Mit aus den Höhlen tretenden Augen starrte der Junge auf die Klinge in seinem Bauch.

Erst als er zu Boden sank, begriff ich, was geschehen war: Auf manchen Inseln herrschte der Glaube, dass derjenige Teilnehmer des Spiels, der sich in einer ausweglosen Situation selbst tötet, auf die Erde zurückkehrt.

»Warum hast du gesagt, dass wir keine Gefangenen machen?«, platzte Meloman in die Stille hinein. »Nur deswegen hat er das getan!«

»Das habe ich doch nicht zu dem hier gesagt«, verteidigte sich Timur, »sondern zu dem anderen. Und den habe ich erkannt: Es war das Schwein, das den Pfeil auf Kostja abgeschossen hat.«

Hinter mir hörte ich Inga leise weinen und ging zu ihr.

»Dima, warum habt ihr das getan? ... Warum?«, fragte sie und sah mich vorwurfsvoll an.

Verärgert zuckte ich mit den Achseln. Immerhin hatte nicht ich die vier Jungen umgebracht, die sich im Übrigen ja selbst für den Kampf

entschieden hatten. Außerdem hatte Inga ganz genau gewusst, dass es heute auf der Brücke kein Spaziergang werden würde, als sie uns am Morgen überredete, sie mitzunehmen.

So ist es immer mit den Mädchen, selbst mit den allerkügsten: Zuerst setzen sie mit allen Mitteln ihren Willen durch, und hinterher darf man sich dann noch Vorwürfe anhören. Offenbar stellen sie sich alles immer viel romantischer vor, als es in Wirklichkeit ist.

»Jetzt werft sie doch endlich ins Meer«, rief Tolik. »Was stehen wir hier herum?«

»Wirf sie doch selbst runter«, giftete Sershan.

»Mache ich auch!«, erwiderte Tolik zornig und machte sich ans Werk.

Inga schloss die Augen. Mit einem Mal verstand ich, dass sie recht hatte. Nicht dass wir Jungen im Unrecht gewesen wären, aber in diesem Moment trafen zwei Wahrheiten aufeinander - und eine jede hatte ihre Berechtigung. Es hätte keinen Sinn gehabt, deswegen mit Inga zu streiten.

»Inga, ich kann es doch auch nicht ändern«, sagte ich schuldbewusst. »Es bleibt uns doch nichts anderes übrig. Vielleicht ist es am besten, wenn du mit Tom zur Burg zurückgehst.«

Sie nickte, ohne die Augen zu öffnen, drehte sich um und ging zögerlich los. Von unten blendeten mich plötzlich Lichtblitze, die sogar das Sonnenlicht überstrahlten: einer ... zwei, drei, vier Lichtblitze.

Mit zusammengekniffenen Lidern blickte ich Inga hinterher, die nun im Laufschrift zu Tom aufschloss. Vor meinen Augen schwammen immer noch bunte Kreise.

»Dima, wir müssen weiter!«, rief Tolik.

Als ich mich umwandte, sah ich, dass meine Gefährten auf der anderen Seite schon etwa hundert Meter hinuntergelaufen waren. Nur diese wenigen Meter trennten mich von ihnen - und einige rote Lachen auf dem rosa Marmor. Ohne auf den Boden zu sehen, lief ich ihnen nach.

Etwas in mir war zerbrochen.

Als wir den verbliebenen Verteidigern der Nr. 30, in zwei Gruppen aufgeteilt, in den Rücken fielen, legte ich mich ins Zeug wie alle anderen auch. Und nachdem wir die Brücken von Feinden gesäubert hatten, lachte ich genauso aufgedreht wie alle anderen. Schließlich drängten wir uns vor dem Tor der fremden Burg und verlangten johlend Einlass. Es war vermutlich das erste Mal, dass sich auf einer Insel eine derart zahlreiche, bewaffnete, siegestrunkene und, was das Erstaunlichste ist, einträchtige Meute versammelt hatte.

Doch obwohl ich mich also genauso verhielt wie alle anderen auch, klang es mir ständig in den Ohren: Wozu? Wozu?

Timur stieg durch ein Fenster in die Burg ein und öffnete das Tor von innen.

Wozu?

Um nach den restlichen Bewohnern der Insel zu suchen, schwärmten wir in der Burg aus. In einem großen Saal, der ein wenig an unseren Thronsaal erinnerte, stießen wir auf drei Mädchen und einen etwa dreizehnjährigen Jungen, dessen Arm verbunden war. Alle vier waren bewaffnet, und selbst die Schwerter der Mädchen blitzten stählen.

Wozu?

»Werft die Waffen weg!«, befahl Chris nachdrücklich. »Wir haben nicht die geringste Lust, euch zu töten.«

Klirrend landeten die Schwerter der Mädchen auf dem Boden. Nach kurzem Zögern warf der Junge seines dazu.

»Na also«, sagte Tolik. »Ihr geht fürs Erste auf verschiedenen Inseln in Gefangenschaft. Und dann sehen wir weiter.«

Wozu?

Nachdem Tom sich von dem Schock, auf der Brücke einen Kämpfer getötet zu haben, erholt hatte, machte er sich an die Reparatur des Bootes. Genauer gesagt: Er koordinierte die Reparatur des Bootes. Denn mit den eigentlichen Arbeiten waren hauptsächlich Sershan, Ilja und zwei handwerklich geschickte Jungen von der Insel Nr. 12 befasst. Tom dagegen hüpfte meist geschäftig um das Boot herum, das auf die Seite gedreht vor der Burgmauer im Sand lag, und gab in einem haarsträubenden englischrussischen Kauderwelsch seine Instruktionen. Einen Vorteil hatte dieses sprachliche Desaster immerhin: Indem Tom seine Anweisungen tapfer auf Russisch radebrechte, gelangen ihm so komische Wortschöpfungen, dass ihm niemand seinen zuweilen etwas wichtigtuerschen Ton übel nahm.

Nach einem erfrischenden Bad im Meer lag ich etwa zehn Meter vom Boot entfernt im Sand und genoss es, den anderen beim Arbeiten zuzusehen. Ein wenig fröstelte mich, denn die Sonne stand schon tief, und ein böiger Wind strich über meinen nassen Rücken.

Toms Handlanger waren gerade damit beschäftigt, einen behelfsmäßig aus Brettern zusammengezimmerten Kiel am Bauch des Bootes zu befestigen. Als sie fertig waren, begutachtete Tom kritisch das Ergebnis und nickte endlich zufrieden. Danach schlug er großmütig vor, eine Pause einzulegen, wurde jedoch umgehend von seinen Mitarbeitern überstimmt, die der Meinung waren, dass sie für heute genug geschuftet hätten.

Toms Proteste ignorierend, verschwanden die Jungen von der Nr. 12 und Sershan sogleich in Richtung Burgtor, während Ilja sich in meine Richtung verzog. Die Hände empört in die Hüften gestützt, blieb Tom neben seinem Boot zurück wie ein Kapitän ohne Mannschaft, schüttelte missbilligend den Kopf und trollte sich dann von der Baustelle.

Ilja ließ sich neben mir in den Sand plumpsen.

»Warum gehst du nicht ins Wasser?«, fragte ich.

»Ach ... Keine Lust.«

Melancholisch stocherte er mit dem nackten Fuß im Sand, bis eine kleine Grube entstand. Während er weiter wühlte, sickerte plötzlich trübes Wasser in den Hohlraum. Allem Anschein nach war es recht kalt, denn er fluchte und zog mit einem Ruck den Fuß heraus. Dann nahm er seine Brille ab und begann, mit einem Zipfel seines T-Shirts die Gläser zu polieren. Dass der verschwitzte, sandige Fetzen dazu geeignet sein sollte, die Sicht durch die Gläser zu verbessern, schien höchst zweifelhaft, trotzdem fuhr er eifrig damit fort. Er schien mir ein wenig verlegen zu sein.

»Es wäre ein Risiko, jetzt zu baden«, erläuterte er beflissen, »denn es könnte passieren, dass man versehentlich zum Himmel schaut, und dann gute Nacht.«

Damit hatte er gar nicht einmal unrecht. Die dritte und zweifellos auch dümmste Hauptregel des Großen Spiels besagte, dass man bei Sonnenuntergang nicht zum Himmel blicken durfte. Und eben in diesen Minuten war die Sonne dabei, am Horizont ins Meer abzutauchen.

»Ilja, wie heißt das noch mal genau in den Regeln? Dass man nicht nach oben oder dass man nicht zum Himmel schauen darf.«

»Nicht nach oben.«

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher.«

»Aber wozu nach oben schauen?«, fragte ich und deutete mit einer Kopfbewegung auf die spiegelnde Wasserpfütze, die sich in Iljas Grube gebildet hatte. »Man kann doch auch nach unten schauen und trotzdem ...«

»Richtig!«, fiel er mir begeistert ins Wort und sprang auf. Er hatte sofort verstanden, worauf ich hinauswollte, und für Unfug und Streiche jeder Art war er immer zu haben.

»Lauf zu Rita!«, rief ich. »Und leih dir ihren Schminkspiegel. Beeil dich, sonst ist es zu spät!«

Aufspritzender Sand flog mir ins Gesicht, als Ilja mit wirbelnden Beinen lossprintete. Schon nach wenigen Minuten kam er zurück, in seinem Schlepptau Sershan, dem er offenbar erzählt hatte, was wir vorhatten.

Den Trick mit dem Spiegel habe ich mir, ehrlich gesagt, nicht selbst ausgedacht. Ich habe in irgendeinem Märchen davon gelesen - leider fällt mir nicht mehr ein, in welchem. Auch da beobachtet der Held den Himmel mithilfe eines Spiegels, ohne nach oben zu sehen.

Ilja setzte sich neben mich in den Sand, legte Ritas Schminkspiegel vor sich hin und erklärte: »Ich werde hineinsehen.«

»Das würde dir so passen«, entgegnete Sershan entrüstet. »Wir wechseln uns ab.«

Da wir nicht genau wussten, welcher Moment während des Sonnenuntergangs der entscheidende war, mussten wir uns auf eine längere Wartezeit einstellen.

»Zwanzig, einundzwanzig ...«, zählte Sershan monoton. Als er bei hundertzwanzig angekommen war, schubste er Ilja weg und hockte sich selbst vor den Spiegel. »Wir wechseln uns alle zwei Minuten ab.«

Schweigend harrten wir aus. Ich warf einen Blick zur Burg, um zu sehen, ob nicht Schaulustige im Anmarsch waren, die sich wunderten, was wir hier trieben. Aber die anderen waren wohl noch nicht von den Brücken zurückgekehrt.

»Siehst du fliegende Untertassen?«, spöttelte Ilja.

»Nein, aber eine Bratpfanne ist soeben vorbeigeflogen«, erwiderte Sershan kühl.

»Wechsel! Du hast Pause«, verkündete Ilja triumphierend.

Jetzt war ich an der Reihe. Die Sonne war beinahe vollständig hinterm Horizont verschwunden, gerade versank der letzte Rest des rot glühenden Balls in den grauen Wellen des Meeres. Der Himmel verdunkelte sich, sah aber ganz gewöhnlich aus, wie immer.

Was sollte es dort auch schon Großartiges zu sehen geben? Das Raumschiff der Außerirdischen, das über dem Planeten schwebt? Oder eine lausige fliegende Untertasse? Und selbst wenn dort irgendwo ein Fünkchen aufleuchten würde, das uns die »geheime« Position ihrer Überwachungseinrichtung verraten hätte - war es wirklich nötig, so eine strenge Regel aufzustellen, um das zu verhindern? Ein Raumschiff konnte man schwerlich mit einer Armbrust abschießen, und dass wir beobachtet wurden, wussten wir ohnehin.

»Wechsel!«, rief Ilja, während ich mir die seltsame Regel noch einmal durch den Kopf gehen ließ.

Nun blickte Ilja wieder hoch konzentriert in den Spiegel. Sershan und ich sahen uns enttäuscht an. Am Wachturm verloschen die letzten Sonnenstrahlen; es wurde Abend.

»Was ist das denn?«, murmelte Ilja plötzlich verdattert. »Das ...«

Synchron stürzten Sershan und ich zu ihm und versuchten, in den Spiegel zu linsen; für einen Moment durchfuhr mich sogar das brennende Verlangen, nach oben zu schauen. Aber wir waren zu langsam.

Mit einem Mal war es wieder taghell geworden. Der kleine runde Spiegel spuckte wie ein Projektor eine extrem grelle, blendende Lichtsäule aus, die wie ein Festkörper aussah. Die Erscheinung dauerte etwa eine Sekunde. Dann knirschte das Glas, und der Spiegel zersprang in Iljas Händen. Er stieß einen gedämpften Schrei aus, fuhr mit dem Oberkörper zurück und hielt sich die Hände vors Gesicht. Seine Brille landete neben den geschwärzten Scherben des Spiegels im Sand. Ätzender Dampf verbrannten Amalgams hing in der Luft.

»Ilja!«, schrie ich, als ich bemerkte, dass er rücklings umkippte. Ich packte ihn an den Schultern. »Was ist mit dir?«

»Meine Augen ... sie tun so weh.« Er zitterte am ganzen Leib.

Unser Trick war in die Hose gegangen. Der durch den Spiegel etwas dilettantisch getarnte Blick nach oben hatte die Außerirdischen offenbar heftiger verärgert als die unverholene Absprache der konföderierten Inseln.

»Nimm die Hände weg, Ilja!«, rief ich besorgt.

Langsam zog er die Handflächen von seinem Gesicht. Seine Augen waren mit einem dichten roten Netz geplatzter Äderchen überzogen. Konsterniert sah er mich an.

»Überall schwimmen Sternchen vor meinen Augen«, sagte er verwirrt. »Aber ich kann dich sehen.«

Ilja genoss sichtlich seine Rolle als Held des Tages. Er lag auf dem Sofa im Thronsaal, während Rita und Inga um ihn herumscharwenzelten und darauf bestanden, alle paar Minuten den Umschlag auf seinen entzündeten, tränenden Augen zu wechseln. Wir anderen saßen daneben und diskutierten über den Vorfall.

Der Spiegel hatte Ilja das Augenlicht gerettet. Dadurch, dass er heiß und trüb wurde, reflektierte er nur einen kleinen Teil des auf ihn gerichteten Energiestrahls, der so stark war, dass er das Glas zerspringen ließ, als hätte man einen Stein darauf geworfen.

Das einzig Dumme war nur, dass Ilja das sorgfältig gehütete Geheimnis nicht richtig hatte erkennen können. Wie er erzählte, hatte er etwas Graues, Flaches im Spiegel gesehen, das von oben schnell näher kam. Dann leuchtete in der Mitte dieses grauen, rundlichen, von oben herabfallenden Körpers ein weißer Lichtstrahl auf.

Seine Schilderung ließ Raum für vielfältige Interpretationen. Timur zum Beispiel behauptete steif und fest, dass es sich nur um eine fliegende Untertasse handeln konnte. Mir dagegen erschien dies zu naheliegend, und ich vermutete kompliziertere Zusammenhänge hinter der Erscheinung. Im Laufe der hitzigen Debatte mussten Raumschiffe, laserbewaffnete Flugzeuge, ja sogar krötenartige Monster und Licht speiende Drachen als Erklärung herhalten.

Da Tom kaum ein Wort verstand, wurde ihm schnell langweilig, und er war froh, als wir unsere wilden Spekulationen endlich einstellten und zu seinem Thema, nämlich der Instandsetzung des alten Kahnes, übergingen.

In der Zwischenzeit hatten die Nachwuchsbootsbauer aus der halb verfaulten Nussschale eine kleine Jacht gezaubert. Aus Brettern hatten sie ein Oberdeck gezimmert, zudem den Mast verstärkt und den Kiel befestigt. Jetzt bestand Tom noch darauf, im Schiffsbauch eine kleine Kajüte einzubauen, in der vier Besatzungsmitglieder Platz zum Schlafen finden sollten. Obwohl dies die Inbetriebnahme unseres Bootes natürlich um einige Tage verzögern würde, gab es keinerlei Einwände gegen seinen Plan, denn eine Segeljacht ohne Kajüte wäre nur eine halbe Sache gewesen.

Bald kam die Sprache auf den ersten Einsatz unseres Bootes. Es war bereits beschlossene Sache, dass der ganze Archipel durchsegelt, alle Inseln auf einer Karte eingezeichnet und unterwegs neue Mitglieder für die Konföderation geworben werden sollten. Dass Tom der Kapitän sein würde, stand ebenfalls außer Frage. Wer jedoch die übrigen Besatzungsmitglieder sein würden, stand keineswegs fest, und mitfahren wollten fast alle.

Ehe sich die Diskussion in einen handfesten Streit auswachsen konnte, beendete sie Chris mit einem Machtwort. Er verließ wortlos den Saal und kam kurz darauf mit einer Handvoll Streichhölzer wieder zurück.

»Wir werden Hölzchen ziehen«, erklärte er. »Es sind vier kurze dabei, das ist die Besatzung.«

Es waren insgesamt acht Streichhölzer. Als Ersten ließ er Ilja ziehen: ein langes; als Nächster war Sershan an der Reihe, der es ihm mit einer gekünstelt schwungvollen Bewegung aus der Faust zog: auch ein langes; das erste kurze Hölzchen erwischte Timur; das zweite zog ich heraus und freute mich nicht einmal sonderlich, da ich irgendwie damit gerechnet hatte; jetzt streckte Tom die Hand aus, um zu ziehen, doch Chris zog seine Faust mit einem entrüsteten Blick zurück.

»Du fährst auf jeden Fall mit, Tom, schließlich bist du der Kapitän«, sagte er feierlich. »Und ich brauche auch kein Hölzchen ziehen, denn mein Schiff ist hier auf der Insel.«

»Wenn du nicht ziehst, ist aber ein Streichholz zu viel da«, bemerkte Sershan scharfsinnig.

»Von wegen«, intervenierte Inga. »Ich bin schließlich auch noch da!« Mit wild entschlossener Miene trat sie zu Chris und entwand seinen zusammengepressten Fingern ein kurzes Hölzchen.

»Frau an Bord ist Selbstmord«, fabulierte Sershan enttäuscht.

Das letzte kurze Streichholz zog Janusch.

FÜNF AUF DEM OZEAN

An einem kühlen Abend, als es bereits dämmerte und der böige Nordwind sich zu einer sanften Brise verflüchtigt hatte, stach unser kleines Schiff, dem wir auf Vorschlag unseres pffigen australischen Kapitäns den Namen *Aliens Nightmare* gegeben hatten, von der Küste der Insel Nr. 36 in See. Den ganzen Vormittag hatten Tom und seine Bootsbauer damit zugebracht, ihrem Werk den letzten Schliff zu geben. Daraufhin hatten wir Tom genötigt, sich vor der Abfahrt ein paar Stunden schlafen zu legen. Nun, da der Moment des Ablegens gekommen war, prüften Tom und Timur noch einmal Vorräte und Ausrüstung: Proviant, Trinkwasser, Ersatzsegel, Fernglas. Alle Besatzungsmitglieder waren mit winddichten Jacken ausgestattet, die extra auf allen Inseln der Konföderation zusammengesucht worden waren.

Zur Bewaffnung gehörten neben unseren Schwertern auch Armbrüste. Die größte von ihnen, ohnehin zu sperrig und zu schwer für eine wirksame Verwendung im Kampfgetümmel, war auf einer Art schwenkbarem Geschützturm vor der Kajüte montiert worden. Timur hatte hartnäckig versucht, die Armbrust so umzubauen, dass drei Pfeile gleichzeitig damit abgeschossen werden konnten. Irgendwo hatte er gelesen, dass es solche Armbrüste gibt. Aber seine Konstruktion schoss die Pfeile in alle möglichen Richtungen, nur gerade nicht dorthin, wohin man zielte. Schließlich blieb ihm nichts anderes übrig, als mit der bewährten Ein-Pfeil-Variante vorliebzunehmen.

Unsere zu einem kleinen Kriegsschiff umfrisierte Schaluppe glitt erstaunlich ruhig durchs Meer. Möglicherweise spielte der neue Kiel dabei eine Rolle, vermutlich gab es aber auch noch einen viel einfacheren Grund: Die *Aliens Nightmare* war schlichtweg überladen. Das Wasser strich gefährlich nahe an der Bordkante unter uns dahin, und einige kleinere Wellen hatten schon eine ordentliche Lache im Boot hinterlassen.

Etwa zwanzig Minuten lang standen wir neben Tom aufgereiht an Deck, als warteten wir auf etwas Außergewöhnliches, doch unsere Fahrt verlief vollkommen ruhig. Bei Einbruch der Dunkelheit verschwammen die Konturen der Burg in der Ferne, nur das Leuchtfeuer auf dem Wachturm trotzte mit seinem weißlichen Lichtschein der Finsternis. Unsere Gefährten hatten versprochen, es nun jede Nacht anzuzünden, damit wir im Fall eines Falles die Möglichkeit hätten, uns daran zu orientieren.

Die *Aliens Nightmare* segelte auf Kurs Südsüdost und drang allmählich immer tiefer in den Raum zwischen den Inseln Nr. 24 und Nr. 30 ein. In etwa einer Stunde sollten wir die Insel Nr. 27 passiert haben und in Höhe der Nr. 23 aufkreuzen, der letzten Insel der Konföderation. Auch mit unseren Verbündeten auf dieser Insel war abgesprochen, dass sie auf der Plattform ihres Wachturms ein Feuer entzünden sollten, an dem wir uns orientieren konnten. In Sichtweite dieses Leuchtfeuers wollten wir das Boot für den Rest der Nacht treiben lassen, bevor wir unseren Weg bei Tageslicht fortsetzen würden.

Als Erste verzog sich Inga in die Kajüte. Leise wünschte sie allen eine gute Nacht und Tom mit den Worten »*light watch*« eine angenehme Wache, womit sie bei unserem Kapitän eine gewisse Verwirrung auslöste. Sie hatte sich wohl nicht ganz korrekt ausgedrückt, obwohl alle anderen, einschließlich Janusch, sofort verstanden hatten, was sie meinte.

Zehn Minuten später streckte sich Timur, gab mir und Janusch einen Klaps auf die Schulter und sagte gähmend: »Kommt, wir hauen uns auch aufs Ohr.«

»Ja, gehen wir«, pflichtete ich ihm bei, zog meine Windjacke aus und streckte sie Tom hin. Der nickte schweigend und zog sie sich über, zusätzlich zu seiner eigenen. Diese Maßnahme schien ratsam, denn die Nacht auf dem zugigen Deck versprach noch um einiges frostiger zu werden als die ohnehin schon lausig kalten Nächte in unserer Burg.

Vorsichtig zwängten wir uns zwischen der linken Bordwand und der Kajütenwand hindurch nach achtern, was die *Aliens Nightmare* mit einem heftigen Schaukeln quittierte. Timur hütelte so nachdrücklich wie möglich, um uns anzukündigen, dann öffnete er vorsichtig die Kajütentür.

Inga lag schon in ihrer Hängematte. Auf dem Tischchen brannte eine winzige Kerze. Uns bückend, schlüpfen wir hinter Timur in die Kajüte.

»Ich wollte immer schon mal oben auf der linken Seite schlafen«, flüsterte Timur. Janusch nickte ihm zu und kroch in die untere Koje, während ich die Kerze auslöschte und mich in die letzte freie Hängematte schwang. Nachdem sich alle in eine bequeme Schlafposition gewälzt hatten, trat völlige Stille ein, nur das sanfte Rauschen des Wassers an der Bordwand war zu hören. Dann plötzlich rumpelte es an der dünnen Bretterwand, Tom musste sich von außen dagegen gelehnt haben.

»Hey, Käpten, nicht einschlafen!«, trompetete Timur.

Draußen rumpelte es erneut, offenbar ging Tom nun zum Steuerrad zurück. Janusch kicherte.

Kurz bevor ich einschlief, vernahm ich noch Ingas schlaftrunkene, aber ernste Stimme: »Wenn irgendetwas passiert, müsst ihr mich unbedingt aufwecken.«

Ich erwachte, als mich jemand an der Schulter rüttelte und mir leise ins Ohr flüsterte: »Di-ma, Di-ma.«

Mein erster Versuch, aus meiner Schlafstatt zu klettern, scheiterte kläglich, da ich mich in den Maschen der verflixten Hängematte verheddert hatte und wie eine Mumie eingewickelt dalag. Nachdem ich mich schließlich befreit hatte, setzte ich mich mit einem eleganten Beinschwung auf, wobei mein Schädel polternd gegen die Decke rumste.

»Pst!«, zischte Tom. »Du bist very laut.«

»Mist!«, hauchte ich, biss die Zähne zusammen und glitt aus der Hängematte. Niemand war aufgewacht. Es war keinerlei Geräusch zu hören, nicht einmal spritzendes Wasser. Unser Boot trieb ganz ruhig im Meer. Tom murmelte irgendetwas auf Englisch vor sich hin, was ich nicht verstand, ich bekam nur mit, dass er etwas von seinem Vater und von einem schönen Schiff sagte. Vermutlich fand Tom es wesentlich gemütlicher, mit seinem Vater auf einer Jacht vor Australien zu segeln als mit unserem improvisierten Boot auf einem fremden Ozean.

Nachdem Tom mir die beiden Windjacken gegeben hatte, kletterte er in die Hängematte, während ich so leise wie möglich die Kajüte verließ und an Deck ging.

Draußen herrschte noch tiefe Nacht, obwohl ich im Osten einen Hauch von Dämmerung wahrzunehmen glaubte. Im Süden durchbrach das Leuchtfeuer der Insel Nr. 23 das Dunkel. Der mit fremden Sternen geschmückte Himmel über mir schaukelte im Rhythmus des Bootes einschläfernd hin und her. Blinzeln suchte ich nach dem Auge des Außerirdischen, doch mein Blick verlor sich alsbald im Gewirr der funkelnden Muster. Ein kleiner Nachen mit ein paar Teenagern an Bord auf dem Ozean - was für eine Nichtigkeit angesichts der sich über mir dehrenden Unendlichkeit.

Schwer lag die Müdigkeit auf meinen Lidern, so schwer, dass sich aus meinem Unterbewusstsein ein verlockender, arglistiger Gedanke meldete: Warum nicht in die Kajüte gehen, Timur oder Janusch aufwecken und mich ablösen lassen? Schließlich konnten sie ja nicht wissen, wann Tom nach unten gekommen war und wie lange ich schon Wache gehalten hatte.

Entrüstet über diese niedere Anwandlung, lehnte ich mich über Bord und schöpfte mir einige Handvoll kühles Meerwasser ins Gesicht. Das salzige Nass brannte auf meinen Lippen, die völlig ausgetrocknet und aufgesprungen waren. Kühle und Schmerz vertrieben die Müdigkeit, der Gedanke, in die Kajüte zurückzugehen, löste sich in Luft auf.

Da das Boot keinerlei Anstalten machte, aus dem Lichtschein des Leuchtfeuers davonzutreiben, streckte ich mich auf der Holzbank am Achterdeck aus und legte mir eine mit Vorräten gefüllte Stofftasche unter den Kopf. Um nicht wieder müde zu werden, nahm ich mir vor, den Sternenhimmel des fremden Planeten zu studieren - und dann sah ich es, das Auge des Außerirdischen ...

Als ich morgens erwachte, dümpelte die *Aliens Nightmare* nur etwa hundert Meter vor der Küste der Insel Nr. 23 im flachen Wasser. Schlaftrunken erhob ich mich von meinem unbequemen Lager und sah mich um. Über der Burg, die sich genau in der Mitte der von niedrigen Büschen bewachsenen Insel befand, hing eine aus zwei Fetzen zusammengenähte, rot-blaue Flagge schlaff von ihrem Mast herab. Knapp darunter war ein schmales weißes Band befestigt, das Zeichen der Konföderation.

Erst jetzt bemerkte ich, dass unser Boot ganz langsam auf die Küste zutrieb und auf Grund zu laufen drohte. Eilig schlüpfte ich in die Kajüte und weckte Tom. Zu zweit setzten wir das Segel, das sich im schwachen morgendlichen Wind sanft blähte. Während ich das Segel an den Schoten festhielt, kurbelte Tom stürmisch am Steuerrad. Mit ächzendem Ruder drehte die *Aliens Nightmare* bei und entfernte sich langsam vom Ufer. Wir hatten keine Zeit zu verlieren, denn wir hatten uns vorgenommen, innerhalb eines Tages den gesamten Archipel zu durchqueren und alle Inseln zu kartieren.

Etwas später quietschte die Kajütentür, und Timur erschien an Deck. Von der grellen Sonne geblendet, kniff er die Augen zusammen, beugte sich über die Bordwand und wusch sich prustend das Gesicht. Dann legte er die flache Hand über die Augen, um sich vor der noch tief stehenden Sonne zu schützen, und spähte aufs Meer hinaus.

Tom steuerte das Schiff nach Norden. Wir segelten unter der Brücke hindurch, die die Insel Nr. 23 mit ihrer Nachbarinsel Nr. 16 verband. Letztere hieß die Insel der Blauen Spiegel, und es schien ratsam, sie in sicherer Entfernung zu passieren, da ihre Bewohner der Idee der Konföderation stets mit kategorischer Ablehnung begegnet waren. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, ihren Anführer, einen grimmigen Jungen namens Max, zu überzeugen, war der Beschluss gefasst worden, die Insel durch systematische Ausweitung der Konföderation zunächst zu isolieren und dann mit einem Angriff von drei Brücken gleichzeitig zu erobern.

Bei der damaligen Sitzung des Konföderationsrats war ich dabei gewesen und konnte mich erinnern, dass das Votum einstimmig getroffen worden war. Auf Achmets Frage, was mit den Gefangenen passieren sollte, hatte Chris wie selbstverständlich geantwortet: »Alle Mädchen und die Jungen unter zehn Jahren werden auf andere Inseln verteilt.« Damals hatte ich mich sehr darüber gewundert, dass niemand die Frage stellte, was mit den älteren Jungen geschehen sollte.

Inzwischen war auch Janusch aus seiner Kojе gekrochen. Er hatte sich neben mich aufs Kajütendach gesetzt und war damit beschäftigt, die Insel der Blauen Spiegel mit dem Fernglas zu inspizieren. Plötzlich stieß er mich mit dem Ellenbogen an, drückte mir schweigend das Fernglas in die Hand und deutete mit dem ausgestreckten Arm auf die Burg.

Auf dem flachen Dach eines Gebäudeteils, auf dem bei dieser Insel alle Brücken zusammenliefen, drängte sich eine Schar von etwa fünfzehn Mädchen und Jungen. Sie sahen unserem sich langsam entfernenden Schiff nach, schienen erregte Debatten zu führen und gestikulierten wild.

Obwohl wir schon etwas zu weit entfernt waren, als dass sie uns gut hätten sehen können, rief ich: »Timur, wir müssen die Flagge der Konföderation hissen. Vielleicht können wir sie damit überzeugen oder zumindest ein wenig beeindrucken.«

Mit gehisster Konföderationsflagge setzte die *Aliens Nightmare* ihren Weg fort.

Schon seit Tagesanbruch verspürte ich ein ungutes Gefühl, eine innere Unruhe, für die es eigentlich keine vernünftige Erklärung gab. Doch allmählich wurde mir klar, was der Grund dafür war: Die Sache lief einfach zu glatt!

Ohne den geringsten Zwischenfall hatten wir die Inseln der Konföderation passiert, eine geruhsame Nacht in dem friedlich dahintreibenden Boot verbracht und am Vormittag bereits fünf fremde Inseln umschifft und sorgfältig in unserer Karte verzeichnet.

Zu Mittag hatte Inga zusammen mit ihrem Hilfskoch Janusch ein derart üppiges Gelage aufgetischt, dass sich die Besatzung der *Aliens Nightmare* für mehrere Stunden in einen Haufen zufriedener, schläfriger Faulpelze verwandelte. Timur und Janusch hatten sich das Kajütendach ausgeguckt, wo sie sich im Schatten des Segels zur Ruhe legten. Tom hatte das Steuerrad festgestellt und es sich auf dem Bug bequem gemacht. Inga war auf der Flucht vor der Sonne in die Kajüte verschwunden.

Getrieben von meiner inneren Unruhe, hatte ich als Einziger beschlossen, mich nicht der Sorglosigkeit hinzugeben, sondern mich mit der Karte in der Hand auf das Achterdeck gesetzt. Obwohl wir noch nicht allzu viel gesehen hatten, reichte es aus, um den Archipel der Vierzig Inseln grob zu skizzieren.

Unser riesiges Gefängnis im Ozean erstreckte sich von Nord nach Süd in Form eines ovalen Kleckses, in dem die einzelnen Inseln ohne erkennbares System verstreut lagen. Vereinfacht konnte man sagen, dass der Archipel in der Breite fünf und in der Länge acht Inseln maß, auch wenn sich das tatsächliche Bild wesentlich komplizierter darstellen mochte. Ich war jedenfalls davon überzeugt, dass sich die Bewohner der Inseln noch nie ein so genaues Bild von der Inselgruppe gemacht hatten. Höchstens der Verrückte Kapitän.

Unwillkürlich sah ich mich nach allen Seiten um, es war jedoch weit und breit kein anderes Schiff zu sehen. Der Klipper des Verrückten Kapitäns, so es ihn denn überhaupt gab, kreuzte vermutlich irgendwo weit weg von den Inseln im Meer und wartete auf den nächsten Sturm. Für einen Wetterumschwung gab es allerdings nicht die geringsten Anzeichen.

Angetrieben von einem sanften, gleichmäßigen Wind, glitt die *Aliens Nightmare* behäbig durch den nahezu glatten Ozean, dessen Wasseroberfläche sich nur dezent kräuselte und smaragdgrün in der Sonne schimmerte. Das Wetter war perfekt - ein bisschen zu perfekt, wie eine innere Stimme mir sagte.

Gedankenverloren stand ich auf und betrachtete die Burg, an der wir gerade ziemlich dicht vorbeisegelten. Düster, eckig und grau ragte sie empor, fügte sich also nahtlos ins trübe Bild meiner besorgten Stimmung. Auch die Insel selbst, die nur aus Felsen zu bestehen schien und keine Spur von Pflanzenbewuchs aufwies, machte einen kalten, abweisenden Eindruck. Lediglich die rosafarbenen Brücken sahen einigermaßen hübsch aus. In den Fenstern der Burg war niemand zu sehen, und von der Brücke, unter der wir gleich hindurchsegeln würden, drang kein Laut herab.

»Sollen wir dort mal an Land gehen?« Ich deutete mit dem Arm auf das unwirtliche Eiland.

Tom zog unwillig die Schultern hoch und setzte ein gekünsteltes Lächeln auf. Er hatte offensichtlich nicht die geringste Lust, an dieser Küste an Land zu gehen.

»*Our island - next*«, schlug ich vor.

Tom nickte und streckte sich wieder aus. In diesem Augenblick hörte ich plötzlich ein Pfeifen, das allmählich lauter wurde und sich wie eine feine Nadel ins Ohr bohrte. Das Pfeifen erinnerte an das Geräusch einer herabfallenden Bombe, obwohl es viel leiser und dünner klang. Auch endete es nicht mit einer Explosion, sondern mit einem kurz aufeinanderfolgenden Ratsch ... Ratsch ... Tschock!

Nachdem es unser Segel aufgeschlitzt und eines der vielen Tuae, deren Namen ich mir nicht merken konnte, durchtrennt hatte, bohrte sich ein langes, schmales Schwert in die Holzbohlen unseres Decks.

Wie von der Tarantel gestochen, sprangen Timur und Janusch vom Kajütendach herunter. Tom stürzte zum Mast und machte sich an den heil gebliebenen Tauen zu schaffen. Timur griff sich eine Armbrust, legte sie an der Schulter an und zielte auf die Brücke hinauf, unter der wir soeben hindurchsegelt waren.

Auf der Brücke war niemand zu sehen. Die Übeltäter hatten sich offenbar flach auf den Brückenboden gelegt.

»Feige Schweine«, schrie ich, lief zu dem Schwert und zog es aus dem Holzboden. Noch immer funkelte es stählern und feindlich. Mit welchem Hass musste es wohl geschleudert worden sein, dass es sich den fremden Händen so lange widersetzte!

Das Segel war mit einem Ruck in zwei Hälften geschnitten worden und hing schlaff und wirkungslos von der Rahe. Die *Aliens Nightmare* dümpelte antriebslos in unmittelbarer Nähe der Brücke. Hektisch packte Tom das Ersatzsegel aus.

»Los! *Speed!*«, kommandierte er aufgeregt.

So schnell wir konnten, holten wir das kaputte Segel ein. Inga schleifte es auf das Achterdeck, während wir das Ersatzsegel, das Rita mühevoll aus diversen Fetzen zusammengenäht hatte, befestigten. Ohne seine Armbrust aus der Hand zu legen, zog Timur die Knoten an den Fallen fest.

Es erfolgte jedoch kein weiterer Angriff. Entweder hatten die Feinde keine Armbrüste und Bogen zur Verfügung, oder sie hatten Angst, selbst einen Pfeil abzubekommen. Auf uns herabfallende Schwerter brauchten wir nun nicht mehr zu befürchten, da uns die Strömung bereits ein Stück weit abgetrieben hatte.

Nachdenklich begutachtete ich die feindliche Klinge, die endlich ihren stählernen Glanz verloren hatte. Als unser Schiff wieder Fahrt aufgenommen hatte und sich in sicherer Entfernung von der Brücke befand, entspannte sich auch Timur, legte die Armbrust beiseite und kam zu mir herüber.

»Kein schlechtes Schwert«, brummte er anerkennend.

»Wohl wahr«, pflichtete ich ihm bei und fuhr mit dem Finger die fein geschliffene Schneide entlang. »Allerdings habe ich nicht die geringste Lust, mit seinem Besitzer Bekanntschaft zu schließen.«

Timur zwinkerte mir zu. »Der Archipel endet hier. Wenn wir an der nächsten Insel auch noch vorbeifahren, schippern wir ins offene Meer hinaus.«

»Wir sollten bei nächster Gelegenheit anlegen«, sagte ich, seine Gedanken erratend.

»Guter Plan«, erwiderte er und fügte, sich genüsslich streckend, hinzu: »Man kommt ja sonst auch ganz außer Form.«

Die *Aliens Nightmare* hielt direkt auf die nächste Insel zu, die zu den kleineren auf dem Archipel gehörte und auf den ersten Blick einen recht sympathischen Eindruck machte. Aus einem dichten Grüngürtel ragten die weißen Wände der Burg empor. Und an der Küste befand sich ein schmaler Sandstrand, auf dem sich eine kleine Schar Jungen versammelt hatte und uns entgegenstarrte.

Die warten schon auf uns, dachte ich.

SERGEJ VON DER INSEL NR. 4

Etwa dreißig Meter vor dem Strand der Insel wies Tom Janusch an, das Segel zu fieren, und kurbelte selbst am Steuerrad. Die *Aliens Nightmare* drehte sanft bei. So waren wir weit genug entfernt, um notfalls schnell wieder Fahrt aufzunehmen und zu flüchten, falls die Jungen sich ins Wasser stürzen und versuchen sollten, unser Schiff zu entern. Gleichzeitig waren wir nahe genug am Ufer, um uns mit den Bewohnern der Insel durch Zurufen verständigen zu können.

Tom machte den Anfang. Er stellte sich auf das Achterdeck und rief das unvermeidliche »*Do you speak English?*« zum Strand hinüber.

Nach einer kurzen Pause erfolgte die Antwort: »*Je parle un peu anglais. Parlez-vous français?*«

Eine Übersetzung erübrigte sich.

Tom wollte dem »ein wenig Englisch verstehenden« Franzosen gerade etwas zurufen, als Timur ihm zuvorkam: »Hey, kann denn keiner von euch ein bisschen Russisch?«

Ein dunkelhaariger, stämmiger Junge trat aus der Schar heraus nach vorn.

»Was heißt ein bisschen, ich bin Russe«, rief er.

»Der einzige?«, fragte Timur.

»Ja. Woher seid ihr?«

»Von der Insel Nr. 36.«

»Oho! Legt an.«

»Wir haben kein Anlegetau dabei«, log Timur grinsend. »Wir schlagen einen Austausch von Parlamentären vor. Einer von euch schwimmt zu uns rüber und einer von uns zu euch auf die Insel.«

Die Jungen am Strand berieten sich kurz.

»Einverstanden. Aber ohne Waffen.«

»Okay.«

Timur sah mich an. »Sollen wir Streichhölzer ziehen?«

»Was soll der Unsinn, Tim«, erwiderte ich. »Schließlich bist du uns hier mit Waffen viel nützlicher als ich.«

Inga, die hinter Timur stand, warf mir einen vernichtenden Blick zu, mischte sich aber nicht ein.

»Wo er recht hat, hat er recht«, sagte Janusch eifrig nickend.

Rasch zog ich mich bis auf die Badehose aus und sah zum Ufer hinüber. Dort hatten sie ebenfalls einen Unterhändler ausgewählt; es war der Junge, der Tom geantwortet hatte, dass er ein wenig Englisch verstünde.

Wir sprangen gleichzeitig ins Meer. Als ich unter Wasser die Augen öffnete, sah ich das schaukelnde Oval unseres Bootes, Stränge grünen Seetangs, die sich auf dem steinigen Grund in der Strömung schlängelten, und einen Schwarm winziger silbriger Fischchen. Die Sonne schien bis auf den Grund durchs klare Wasser. Vor mir konnte ich sogar das näher rückende Ufer sehen und Girlanden von Luftblasen an der Stelle, wo der französische Parlamentär ins Wasser gesprungen war.

Etwa auf halber Strecke zwischen unserem Boot und dem Strand tauchte ich auf, wenige Meter vor dem mir langsam entgegenschwimmenden Jungen. Auf gleicher Höhe angekommen, blieben wir, mit Armen und Beinen rudern, für einen Moment im Wasser stehen. Der Franzose hatte helle, etwas lockige Haare und sah nicht besonders kriegerisch aus. Unwillkürlich lächelten wir uns kurz zu, dann schwamm jeder seines Weges.

Als ich am Ufer aus dem Wasser stieg, begrüßte mich der dunkelhaarige Junge mit Handschlag. »Sergej«, sagte er lächelnd. »Für die anderen Serge, aber das gilt natürlich nicht für dich.«

»Dima.«

Obwohl Sergej nur wenig älter war als ich, wirkte er der Sprache und dem Benehmen nach auf mich sehr erwachsen. Er strahlte eine gewisse zerstreute Sanftmut aus, wie man sie bei Jungen selten findet, höchstens bei notorischen Einserschülern. Andererseits sah Sergej aber überhaupt nicht wie der typische Klassenbeste aus, dazu war er viel zu durchtrainiert, etwa so wie Chris und Tolik.

»Keine Sorge, wir haben nicht vor, euch zu bekriegen«, sagte er. »Unsere Insel ist friedliebend.«

»Unsere auch«, entgegnete ich und ließ den Blick über die um mich herumstehenden Jungen schweifen. Sie waren allesamt bewaffnet, und die meisten ihrer Schwerter glänzten metallisch.

»Das sehe ich«, sagte Sergej mit einem Anflug von Ironie und schaute mit zu Schlitzten verengten Augen an mir vorbei zum Boot hinüber.

Als ich mich, seinem Blick folgend, umdrehte, sah ich den Jungen, der eben an mir vorbeigeschwommen war, an Deck der *Aliens Nightmare* stehen. Hinter seinem Rücken stand Janusch mit blitzendem Schwert, während Timur ungeniert die Badehose des Jungen abklopfte, um zu überprüfen, ob er auch wirklich unbewaffnet war.

»Ähm, weißt du, wir haben gerade eine üble Erfahrung gemacht, als wir bei euren Nachbarn vorbeisegelten«, sagte ich verlegen. »Man hat von einer Brücke herunter ein Schwert auf uns geworfen.«

Sergej rückte sofort näher zu mir und sah mich ernst an.

»Verstehe«, sagte er. »Das waren die von der Insel Nr. 6, denen ist so was immer zuzutrauen. Woher kommst du?«

»Von der Nr. 36. Die Insel des Scharlachroten ...«

»Nein, woher aus Russland kommst du, nicht zufällig aus St. Petersburg?«

»Nein.«

»Schade. Darf ich vorstellen, André, Michel ...«

»Alles Franzosen?«, fragte ich neugierig.

»Die meisten.«

Es war bereits dunkel, als unser Schiff am Ufer festmachte.

Nicht dass ich nun völlig beruhigt gewesen wäre. Nach wie vor schien es mir durchaus denkbar, dass die Inselbewohner uns angreifen würden, aber nachts in Ufernähe zu treiben und sich auf einen improvisierten Anker zu verlassen, wäre noch gefährlicher gewesen, als an Land zu gehen. Denn der Wind wurde stärker, und, was noch bedenklicher war, am Horizont zogen dunkle Regenwolken auf. Das Wetter auf den Inseln konnte blitzartig umschlagen.

Wir hatten ausgehandelt, dass wir unsere Waffen behalten durften. Nachdem der Bug der *Aliens Nightmare* sich mit einem sanften Knirschen in den Sand gebohrt hatte, reichte mir Timur mein Schwert und meine Kleider. In jenem Moment überkam mich plötzlich ein eigenartiges Gefühl, als stünde ich nackt vor allen da.

Als Erstes schnallte ich mir den Gürtel mit dem Schwert um, erst danach schlüpfte ich in Jeans und T-Shirt. Unsicher blickte ich mich um. Timur und Tom waren damit beschäftigt, das Boot noch ein Stück weiter ans Ufer zu ziehen, während Inga, Janusch und die Jungen von der Insel mich schweigend beobachteten. Sie lachten nicht, nein. Sie verstanden mich!

Krampfhaft und voller widersprüchlicher Gefühle umklammerte ich den Griff meines Schwerts und wusste selbst nicht, warum. Ganz allmählich wurde das raue Holz in meiner Hand zu glattem Stahl.

Mit einer gewissen Erleichterung blickte ich zu Sergej und seinen Freunden. Noch hatte ich mich nicht in eine gefühllose Kampfmaschine verwandelt. Noch hielt ich mich. Noch!

Die Insel Nr. 4 wurde von ihren Bewohnern Kleine Bastion genannt. Die Funktion, die bei uns der Thronsaal übernahm, wurde hier von einer Rundkapelle erfüllt, in der mir als einzige Besonderheit eine kleine Ikone auffiel. Sicherlich hatte sie ein früherer Bewohner mit auf die Insel gebracht. Fast den ganzen Abend saß ich dort mit Sergej zu zweit zusammen, nicht weil wir allein sein wollten, sondern weil die Übrigen anderweitig beschäftigt waren.

Timur, der sich erstaunlich schnell mit einigen französischen Jungen angefreundet hatte, verschwand mit ihnen im Trainingssaal, wo sie eifrig die Schwerter schwangen.

Tom und der zehnjährige André, der auf der Erde ebenfalls gesegelt war, saßen zu Füßen der *Aliens Nightmare* am Strand, tauschten sich über Jachten aus und spannen Seemannsgarn.

Janusch hatte auf der Insel einen Landsmann getroffen, worüber er verständlicherweise völlig aus dem Häuschen war. Der Junge hieß Marek und stammte aus Danzig. Schon seit mehreren Stunden saßen sie in Mareks Kammer und unterhielten sich auf Polnisch.

Inga befand sich natürlich in Gesellschaft der auf der Insel lebenden Mädchen. Wie sie es schaffte, mit einer Französin, zwei dänischen Zwillingswestern und einer fünfzehnjährigen Schwarzen aus Sambia - oder war sie aus Simbabwe? - eine gemeinsame Sprache zu finden, war mir ein Rätsel. Einmal mehr legte sie eine jener Fähigkeiten an den Tag, die nur Mädchen gegeben zu sein scheint und ebenso unbegreiflich ist wie das Talent, aus Buchweizengrieß, Haferschleim und sonstigem Ekelzeug leckere Torten zu backen.

Die Rundkapelle hatte auch eine ähnliche Ausstrahlung wie unser Thronsaal, eine Mischung aus Adelspalais und Räuberhöhle. Das Gegengewicht zu einem Dutzend selbst zusammengemagelter Holzocker mit windschiefen Beinen bildeten zwei luxuriöse, mit edlem Samt bezogene Polstersessel, die mich hellauf begeisterten. Zwar war der früher vermutlich gelbe oder gar rote Bezug zu einem fahlen Hellgrau verblasst, und der Zahn der Zeit hatte deutliche Spuren an ihnen hinterlassen, dennoch waren sie unglaublich weich und bequem, worauf es bei einem Sitzmöbel schließlich ankommt. Wie ich es zu Hause im Fernsehsessel meiner Eltern gern tat, fläzte ich mich, das eine Bein über die Lehne geschwungen, genussvoll in einen davon hinein.

Sergej machte sich inzwischen an einem verglasten Schrank zu schaffen, aus dem er zwei kleine Tassen und ein Plastiksäckchen mit braunem Pulver hervorkramte.

»Trinkst du einen Kaffee?«, fragte er.

»Sehr gern«, erwiderte ich.

Sergej verließ kurz den Raum, um heißes Wasser aus der Küche zu holen, und bald darauf saßen wir uns Kaffee schlürfend gegenüber.

»Dima«, begann Sergej und sah mich unerwartet ernst an, »glaubt ihr denn bei euch auf der Insel wirklich daran, dass ihr mit eurer Konföderation Erfolg haben werdet und eines Tages nach Hause zurückkehren könnt?«

Das war eine schwere Frage, denn die Erfolgchancen der Konföderation waren bei uns eigentlich nie ein Gesprächsthema gewesen. Bei den Verhandlungen am Strand hatte ich Sergej erzählt, aus welchem Grund wir zu den nördlichen Inseln aufgebrochen waren.

»Ich weiß nicht recht«, antwortete ich zögerlich. »Natürlich glauben wir, dass wir eine Chance haben. Sonst könnten wir es ja gleich bleiben lassen.«

»Was du nicht sagst«, erwiderte Sergej grinsend. »Ich denke, man könnte auch gewissermaßen Konföderation »spielen«, mehr so aus Langeweile, weil einem das bisherige Spiel schon zum Hals heraushängt. Oder auch weil man in der Konföderation sicherer ist. Das heißt noch lange nicht, dass man auch an einen letztendlichen Erfolg glaubt.«

»Philosoph!«, sagte ich ironisch. Das war vielleicht etwas unklug von mir, denn Sergej war hier der Herr im Haus und ich nur ein Gast, noch dazu ein ungebetener.

Zum Glück reagierte Sergej nicht beleidigt.

»Tja, was bleibt einem hier schon anderes übrig, als zum Philosophen zu werden«, sagte er seufzend. »Auf unserer Insel ist es ziemlich ruhig. Und dem Präsidenten ist es laut Verfassung untersagt, sich an den Kämpfen zu beteiligen.«

»Du bist Präsident?«, fragte ich und starrte ihn mit offenem Mund an.

»Ja. Vor zwei Monaten wurde ich für eine weitere dreijährige Amtszeit wiedergewählt. Was wundert dich daran?«

»Ach ... nichts.«

»Siehst du, das ist das kleine Geheimnis der Inseln«, sagte Sergej und setzte abermals ein breites Grinsen auf. »Warum sind auf den meisten Inseln Fremde an der Macht?«

»Was für Fremde denn?«

»Na, die Insel Nr. 36 ist doch russisch. Euer Kommandeur aber ist Chris, ein Amerikaner.«

»Engländer!«, verbesserte ich.

»Spielt doch keine Rolle ... Und auf unserer Insel, wo fast alle Franzosen sind, wurde ich als Russe zum Präsidenten gewählt.«

»Und wieso?«

»Keine Ahnung. Deshalb sage ich ja: das kleine Geheimnis der Inseln.«

»Und worin besteht dann, bitte schön, das große Geheimnis?«

Sergej machte sich nicht lustig über mich. Es war einfach seine Art, sich zu unterhalten, dass er immer nur scheibchenweise mit dem herausrückte, was er sagen wollte, wie ein Lehrer in der Schulstunde, der seine Schüler auf diese Weise zum Mitdenken anregen möchte.

»Das große Geheimnis?« Sergej gab sich erstaunt über meine Frage. »Wozu sind sie da, die vierzig Inseln?«

Irgendwo in der Burg, hinter verschlungenen Korridoren und dicken Türen, in irgendwelchen Kammern, vielleicht in einem anderen Stockwerk, hörte man immer wieder leises Gelächter. Aus dem Trainingssaal drang kaum hörbar das dumpfe Klappern der Holz Waffen, wahrscheinlich demonstrierte Timur unseren Gastgebern gerade die Vorzüge des Kampfes mit zwei Schwertern gleichzeitig. Niemand in der Burg stellte sich irgendwelche dummen Fragen: wozu die Inseln gut waren, wie viele Sterne am Himmel stehen, oder wie viele Tage jeder von uns noch zu leben hatte. Nur ich musste mir mit dem phlegmatischen Präsidenten der Insel Nr. 4 den Kopf darüber zerbrechen. Was heißt musste? Theoretisch hätte ich auch zu Timur oder Tom oder sogar zu Inga gehen können.

»Sergej, wie denkst du darüber? Hältst du es für möglich, dass diese Außerirdischen uns erforschen?«, fragte ich.

»Natürlich nicht«, erwiderte er kopfschüttelnd. »Die Inseln existieren seit mindestens achtzig Jahren. Was sollte man so lange erforschen. Noch dazu unter vollkommen idiotischen Bedingungen.«

Sergej griff zum Wasserkocher und goss sich noch eine Tasse des löslichen Kaffees auf. Dabei machte er ein so zufriedenes Gesicht, als säße er, die Mathematikstunde schwänzend, mit seinem besten Schulfreund in einem Eiscafé.

»Um die menschliche Psychologie zu erforschen, müsste man eine ganze Gesellschaft erschaffen, und zwar eine sehr komplexe. Mindestens eine Stadt, besser einen Staat, noch besser einen ganzen Planeten. Was soll man auf diesen vierzig winzigen Inseln groß herausfinden? Außerdem sind uns sehr enge Rahmenbedingungen gesteckt. Wir sind gezwungen, uns ständig zwischen Extremen hin und her zu bewegen. Wir müssen kämpfen, aber nicht nach Sonnenuntergang. Töten ist erlaubt, Zusammenarbeit dagegen nicht. Siebzig Prozent sind Jungen, dreißig Mädchen. Allzu erwachsenes Verhalten ist unerwünscht: Das achtzehnte Lebensjahr hat hier noch keiner überstanden.«

»Warum ist es unerwünscht?«, fragte ich, und ein kalter Schauer lief mir über den Rücken. Noch drei Jahre, und das sollte es dann schon gewesen sein?

»Weißt du«, sagte Sergej mit leuchtenden Augen, »ich glaube, es geht um die Liebe.«

Zum ersten Mal schwang Unsicherheit in Sergejs Stimme mit, und er sah mich irgendwie Rat suchend an.

»Das musst du doch bemerkt haben, Dima. Sobald sich ein Junge und ein Mädchen verlieben, stürzen sich sofort die Knochenbrecher von sämtlichen Nachbarinseln auf sie. Entweder haben diese Trottel von Außerirdischen Angst vor der Liebe, oder sie wissen nicht, was das ist.«

Mir fiel ein, was Maljok gesagt hatte, als ich mitten in der Nacht vor der Tür seines Kerkers stand.

»Sie wissen auch nicht, was Freundschaft ist«, sagte ich.

»Gut möglich. Unter den Bedingungen hier kann man nur einfachste menschliche Regungen untersuchen. Gut und Böse, Mut und Feigheit, Niedertracht und Edelmut, Egoismus und Selbstaufopferung. Andererseits ist das doch fundamental! Das lässt sich genauso gut an hundert, oder wenn es sein muss, sogar an nur zwei Jungen und Mädchen erforschen. Die Bewohner auf den Inseln wurden aber schon mindestens fünfzigmal ausgewechselt.«

»Aber wozu?«

»Ich weiß es nicht, Dima.« Sergej stand auf und ging zum Fenster. »Ich habe das Gefühl, falls irgendjemand dahinterkommen würde, worum es in Wirklichkeit geht, dann hätten wir eine Chance zu siegen.«

»Und der Konföderation gibst du diese Chance nicht?«, fragte ich.

Sergej schwieg.

»Nun sag schon!«

Er wusste nicht viel über die Konföderation, nur das wenige, das ich ihm erzählt hatte. Sergej war auch nur ein ganz gewöhnlicher Junge, nicht besser als wir. Dennoch hatte ich plötzlich das Gefühl, dass seine Antwort die Wahrheit sein würde. Die einzige Wahrheit der Vierzig Inseln, eine Offenbarung, eine Prophezeiung.

»Das weiß ich nicht«, sagte Sergej betreten. »Wenn du wissen möchtest, ob unsere Insel sich der Konföderation anschließt - ja. Es ist wirklich eine Chance. Wir könnten versuchen, die Reihen der Konföderation von zwei Seiten her zu schließen.«

Auf einmal zog Sergej sein Schwert aus der Scheide, fasste es an der Klinge und streckte es mir hin.

»Siehst du«, sagte er leise, »es ist schon ein Spielzeugschwert geworden, reines Holz. Du bist für mich kein Feind mehr.«

Nachdenklich nahm ich das warme, blank gehobelte Holzschwert, ließ es durch meine Hand gleiten und gab es ihm wieder zurück.

»Wenn du aber wissen willst, ob ich an den Erfolg der Konföderation glaube ...«, fuhr Sergej fort und schüttelte den Kopf. »Diese Lösung scheint mir einfach zu billig. In den Spielregeln gibt es dieses Schlupfloch, und es ist nur natürlich, dass man es ausnützen möchte. Aber glaubst du ernsthaft, dass das noch nie jemand versucht hat?«

Unvermittelt schmetterte Sergej sein Schwert mit voller Wucht gegen die Wand, von wo es krachend zu Boden fiel.

»Du hasst diese Burg«, sagte ich erschrocken, »und deine Insel.«

»Ja! Ja, Dima. Denn all das hat der Feind erschaffen. Und wir können, ja wir dürfen diese Außerirdischen nicht mit außerirdischen Waffen besiegen. Sie können besser damit umgehen als wir.«

In diesem Moment wirkte Sergej hilflos und schwach. Seltsam, je klüger ein Mensch ist, desto schwerer fällt es ihm, eine Entscheidung zu fällen. Einfach gestrickte Geister handeln dagegen intuitiv und ohne die geringsten Selbstzweifel.

»Was könnte man denn sonst tun?«, fragte ich.

Sergej schwieg. In der Burg war es still geworden. Timur und die anderen hatten sich offenbar schon ausgetobt, Tom war noch nicht vom Strand zurückgekehrt, und Inga und Janusch waren ohnehin von der stilleren Sorte.

»Dima, müsst ihr in der Konföderation häufig töten?«

»Ja.«

Plötzlich hatte ich den Jungen vor Augen, der sich selbst das Schwert in den Bauch gerammt hatte.

»Bemüht euch, mit friedlichen Mitteln ans Ziel zu kommen. Sonst würden wir ja versuchen, mit Gewalt etwas Gutes zu erreichen, und das kann nicht funktionieren.«

»Wir?«, fragte ich erstaunt.

»Ja, wir. Ich gebe dir mein Wort, den anderen wird eure Idee gefallen.«

Sergej streckte mir die offene Handfläche hin, und ich klatschte sie ab.

»Sehr gut!«, rief ich.

In meiner Seele dagegen sah es lange nicht so heiter aus, wie es von außen scheinen mochte.

Dritter Teil Die ZerStörung

DER DESERTEUR

Am nächsten Morgen wurde ich von Janusch geweckt.

»Dima, aufstehen!«, rief er und rüttelte mich leicht an der Schulter. Seine Stimme fädelte gleichsam die bunten Fetzen meiner Träume einen nach dem anderen wie auf einer Schnur auf und zog mich daran allmählich aus dem Schlaf. »Dima, aufstehen!«

Blinzelnd setzte ich mich auf und betrachtete den Raum. Die Gastgeber hatten uns Jungen eine große Schlafkammer zur Verfügung gestellt, in der wir alle vier Platz fanden. Sie hatten das vermutlich deswegen getan, damit wir uns sicher fühlten und ruhig schlafen konnten. Die Franzosen von der Insel Nr. 4 gefielen mir immer besser.

»Schlafen die anderen noch?«, fragte ich.

»Ja«, sagte Janusch grinsend, »wie die Murmeltiere.«

Timur kauerte, in seine Decke gewickelt, dicht an der Wand und schnarchte leise in sein Kissen. Tom lag fast quer im Bett, einer seiner dünnen Arme hing auf den Boden herab. Von Zeit zu Zeit zuckten seine Finger von dem kalten Boden zurück, um sich dann langsam wieder zu strecken und erneut den Stein zu berühren.

»Aufstehen, ihr Faulpelze!«, krächte ich und schälte mich mit viel Überwindung aus der Decke.

Unsere Kammertür sah äußerst originell aus: In zwei dicken Stahlösen, die ursprünglich sicherlich für einen Riegel gedacht waren, steckte eines von Timurs Schwertern. Die Konstruktion war ziemlich einbruchssicher, denn erstaunlicherweise war das Schwert selbst für uns metallisch geblieben, als wüsste es um seine Bestimmung.

Während Tom und Timur grummelnd und gähmend aus ihren Betten krochen, ging ich zum Fenster hinüber. Gemessen an unserer Insel mit ihrem dünnen Buschwerk und verbranntem Gras, war die Insel der Franzosen der reinste Urwald. Der Raum, in dem man uns untergebracht hatte, befand sich im obersten Stockwerk eines der Burgtürme, dennoch war der Blick aus dem Fenster durch riesige Bäume verstellt. Als ich vorsichtig die Läden öffnete, sank ein biegsamer grüner Zweig auf das Fensterbrett herab. Durch seine Blätter hindurch schimmerte das Meer.

»Mann, was die hier für eine frische Luft haben«, hörte ich hinter mir Timur sagen. »Wir sollten sie fragen, ob sie uns nicht ein paar Kubikmeter davon abgeben.«

»Gute Idee«, pflichtete ich ihm bei. »Wir stecken sie in einen großen Sack und nehmen sie mit.«

Über eine Wendeltreppe, die sich wie ein Bohrer durch den gesamten Turm wand, stiegen wir zum Hauptgebäude hinunter. Die Treppe war so eng, dass wir geduckt und hintereinander gehen mussten. Und es fiel nur wenig Licht durch die schmalen Schießscharten. Timur, der sich vorneweg durchs Dunkel tastete, blieb mit seinen sperrigen Schwertern ständig an Mauervorsprüngen hängen und kommentierte diese belanglosen Pannen mit unsäglichen Flüchen.

Was wohl aus Timur geworden wäre, wenn ... Oder besser gesagt, was würde wohl aus seinem Doppelgänger auf der Erde werden? Womit war er wohl gerade beschäftigt?

Und womit war ich selbst wohl gerade beschäftigt? Als ich mir diese Frage stellte, biss ich mir unwillkürlich auf die Lippe.

Am Ende der Treppe angekommen, gelangten wir in einen hellen Gang, der zum Speisesaal führte. Es war nicht besonders schwierig, sich in der fremden Burg zu orientieren, da sie zwar in vielen Details von der unseren abwich, aber im Wesentlichen doch sehr ähnlich aufgebaut war.

Wir kamen rechtzeitig zum Frühstück. Die Mädchen holten gerade die Lebensmittel aus einem Schrank hervor, und mir fiel auf, dass das Versorgungssystem genau dasselbe war wie bei uns. Selbst der Schrank, in den die Lebensmittel jede Nacht teleportiert wurden, war eine genaue Kopie desjenigen in unserer Burg.

Als Gast war Inga natürlich vom Tischdecken befreit, und es war ihr anzumerken, dass sie dieses Privileg genoss. Entspannt am Tisch sitzend, plauderte sie mit Sergej. Im Speiseraum waren noch drei weitere Jungen von der Gastgeberinsel, die uns ein bisschen misstrauisch beäugten, als wir zu viert zur Tür hereinkamen. Natürlich wäre es leichtsinnig gewesen, uns völlig unbeaufsichtigt in der Burg zurückzulassen.

Vier Jungen waren also in der Burg geblieben, während die Übrigen die Brücken bewachten. Die Übrigen? Das hätte ja bedeutet, dass sie zu sechst drei Brücken bewachen mussten. Zu zweit einen ganzen Tag lang eine Brücke zu halten war eine fast unmögliche Aufgabe!

Die Situation machte mich stutzig. Entweder die Franzosen hatten uns irgendetwas verheimlicht, oder uns war selbst etwas Wichtiges entgangen.

Sergej winkte mir freundlich zu, mechanisch winkte ich zurück. Nachdem wir uns alle an den Tisch gesetzt hatten, frühstückten wir mit großem Appetit und unterhielten uns über alle möglichen Belanglosigkeiten. Aus dem Augenwinkel beobachtete ich Janusch, der schon wieder mit Marek zusammensteckte.

Als ich einen fragenden Blick von Inga auffing, hielt ich es nicht mehr aus: »Sergej, haltet ihr zu zweit auf den Brücken Wache?«

Nachdem er meine Frage ins Französische übersetzt hatte, tauschte Sergej ratlose Blicke mit seinen Gefährten und zuckte mit den Achseln. Dann begriff er plötzlich, was mich stutzig gemacht hatte. »Nein, nein, wir haben nur zwei Brücken«, sagte er. »Die dritte wurde vor langer Zeit gesprengt.«

Die in der Mitte zerstörte Brücke bestand überhaupt nicht aus Marmor!

Als ich auf allen vieren bis zur Abbruchstelle vorgekrochen war, bot sich mir ein merkwürdiges Bild. Die Bruchkante verlief tief gezähnt, als hätte ein Monster davon abgebissen. Viel erstaunlicher jedoch war die Beschaffenheit der Bruchfläche: Unter der rosaroten Marmorfassade befand sich kein Steinmaterial, sondern ein Konglomerat aus winzigen grauen Kügelchen, die wie Styropor zusammengeklebt schienen. Das Geräusch, das entstand, als ich neugierig mit dem Schwert dagegen klopfte, klang allerdings nicht hohl, sondern ganz so, wie man es beim Klopfen auf Stein erwartet hätte.

»Angeblich ist das kurz nach dem Krieg passiert«, sagte Sergej. »Damals landete wohl einer auf der Insel, der auf einer Kiste Dynamit saß.«

»Und sie haben nie versucht, die Brücke zu reparieren?«, erkundigte ich mich.

»Die Außerirdischen? Nein.«

Ich blickte nach unten und glaubte, durch das tiefe Blau des Meeres hindurch rosa-graue Steinbrocken schimmern zu sehen.

Die Bewohner der Kleinen Bastion hatten es wahrlich nicht schlecht getroffen. Ihre Insel war ein kleines Schmuckstück, und sie mussten viel weniger kämpfen als wir. Die »feindliche« Hälfte der Brücke, die zur Insel Nr. 6 gehörte, war etwa zwanzig Meter entfernt und somit unerreichbar.

»Anscheinend gab es damals überhaupt viele Waffen auf den Inseln«, erläuterte Sergej. »Die Jungen, die aus Europa auf die Inseln kamen, vor allem die aus Frankreich, Deutschland und Russland, waren oft bewaffnet. An Einschusslöchern in der Burgmauer kann man noch genau sehen, dass hier mal ziemlich viele Kugeln durch die Gegend gepfiffen sein müssen.«

»Und die Außerirdischen haben nicht eingegriffen?«, fragte ich verwundert.

Sergej beugte sich über den abgesprengten Rand der Brücke und blickte nachdenklich hinab. »Soweit ich weiß, nicht. Die Sache hat sich wohl von selbst erledigt, als die Patronen zu Ende waren.«

»Wozu brauchen sie uns dann überhaupt, wenn ihnen völlig schnuppe ist, was wir so treiben?«, dachte ich laut nach.

Sergej wusste keine Antwort. Meine Weggefährten und einige der Franzosen standen ein paar Meter hinter uns. Es war nichts für schwache Nerven, hier oben herumzuturnen, denn auch die Brückenbalustrade war bei der damaligen Explosion stark in Mitleidenschaft gezogen worden.

»Weißt du, was«, sagte Sergej schließlich. »Manchmal habe ich den Eindruck, dass die uns einfach vergessen haben.«

Die Abreise von der Insel hatten wir für den Nachmittag geplant. Zusammen mit Timur und dem kleinen André, der sich als Exkursionsführer angeboten hatte, unternahm ich nach dem Frühstück einen Spaziergang im Wald.

Die Bäume, die hier wuchsen, waren nicht »irdisch«, jedenfalls hatte ich noch nie solche Bäume gesehen. An einigen von ihnen hingen winzige, kirschähnliche Früchte. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und stopfte mir ein paar davon in die Hosentasche. Es war zwar unwahrscheinlich, dass diese stattlichen Gewächse auf dem sandigen Boden unserer Insel gedeihen würden, aber wer weiß, dachte ich mir, ausprobieren kostet bekanntlich nichts. Wie André mir erklärte, waren die Früchte ungenießbar, dafür waren die Bäume mit wunderschönen rosa Blüten geschmückt. Ich wollte schon nach einem in Reichweite hängenden Ast greifen, um einen blühenden Zweig für Inga abzupflücken, doch dann war es mir irgendwie peinlich, und ich ließ es bleiben.

Timur hatte keinen Blick für die Naturschönheiten der Insel, oder besser gesagt: Er hatte einen ganz speziellen Blick dafür. Aus dichten Stauden schnitt er mit dem Schwert einige kräftige, biegsame Ruten heraus. »Ich werde mir einen Bogen bauen«, erklärte er begeistert.

Nachdem uns André eine halbe Stunde lang über gewundene Pfade durch die üppige Vegetation geführt hatte, fiel mir auf, dass noch etwas anderes an diesem Wald nicht irdisch war: Er war totenstill und wie ausgestorben! In den Wäldern, wie ich sie von der Erde kannte, war die Luft von Vogelgezwitscher erfüllt, bald rief ein Käuzchen in der Ferne, bald schimpften aufgebraute Häher, ganz zu schweigen vom Gesumme geschäftiger Hummeln und lästiger Fliegen. Im Wald der Insel Nr. 6 dagegen bildete das sanfte Rauschen des Windes in den Baumkronen die einzige Geräuschkulisse.

Nichts Böses ahnend, kehrten wir gegen Mittag zur Burg zurück. Der Wind stand günstig, und nur die Tatsache, dass wir alle schon wieder Hunger verspürten, hielt uns davon ab, sofort aufzubrechen.

Die Schwierigkeiten erwarteten uns am Ufer, das der Burg zu Füßen lag, und zwar ausgerechnet in Person von Janusch und Inga. Janusch schaute betreten drein, Inga irgendwie beleidigt und ein bisschen traurig. Etwa zehn Meter von ihnen entfernt stand Marek an einen Baum gelehnt. Als wir näher kamen, flüsterte Janusch Inga schnell etwas zu, woraufhin sie nickte, ihn jedoch nicht anblickte.

»Also ... hört mal«, begann sie, noch bevor wir sie begrüßt hatten. »Wir haben eine hervorragende Idee, wie wir die Konföderation hier auf der Insel festigen könnten.« Ihre Stimme klang flach und nicht sehr überzeugend. »Wir sollten einen ... ähm ... Botschafter auf der Insel zurücklassen.«

Einen kurzen Moment dachte ich über Ingas Worte nach, dann nickte ich und sagte: »Soso, und dieser Botschafter ist natürlich Janusch, nicht wahr?«

Timur, der auch sofort begriffen hatte, worum es eigentlich ging, zog ein grimmiges Gesicht.

»Die Sache gefällt mir nicht, Janusch«, sagte er, einen Blick auf Marek werfend. »Das riecht gewaltig nach Fahnenflucht.«

»Hört zu ... ähm ...« stammelte der Botschafterkandidat.

»Ich höre dir zu«, unterbrach ihn Timur friedfertig, »aber denk dran, ich bin nicht Inga, auf die Mitleidstour brauchst du mir nicht zu kommen.«

Janusch brachte kein Wort mehr heraus. Stattdessen setzte er sich auf den Boden und stützte den Kopf auf die Knie. Dabei rutschte sein zigfach geflicktes T-Shirt aus der Jeans und entblößte sein braun gebranntes Kreuz, auf dem direkt über der Wirbelsäule eine lange Narbe verlief.

»Mit Gewalt werden wir dich nicht mitschleifen«, sagte ich ruhig, »davon hätte niemand etwas. Du musst dich selbst entscheiden.«

»Bitte, lasst mich hier bleiben«, presste Janusch hervor.

»Dass du mit deinem Landsmann zusammenbleiben willst, verstehe ich ja. Kann gut sein, dass es auf dem ganzen Archipel nur zwei Polen gibt«, sagte Timur. Dann deutete er mit einem Seitenblick auf Marek und fügte mit eisiger Stimme hinzu: »Aber warum kommt er nicht mit uns?«

»Er kann nicht«, erwiderte Janusch leise.

»Er kann nicht«, echote Inga. »Das seht ihr doch selbst, Timur, er kann wirklich nicht.«

Marek, der angespannt zu uns herüberblickte, war ein gut aussehender, kräftiger Junge und genauso alt wie Chris. Das war es also ...

»Dann ernennen wir Janusch eben zum Botschafter«, sagte ich zu Timur. »Wenn er unbedingt hierbleiben will ...«

Der Hüne mit den zwei Schwertern warf uns einen verächtlichen Blick zu, drehte sich um und stapfte zum Boot davon.

Die Szene ließ mich ratlos zurück. Wieder einmal prallten hier zwei Wahrheiten aufeinander. Einerseits hatte Timur völlig recht: Der Verlust eines erfahrenen Kämpfers würde unsere Insel zweifellos schwächen. Andererseits konnte man aber auch Janusch verstehen, der sich endlich wieder in seiner Muttersprache unterhalten konnte.

Jemand tippte mir auf die Schulter, und ich drehte mich um. Sergej und Tom waren zu uns getreten. Unser Kapitän hielt die zu einem Rohr zusammengerollte Karte des Archipels in der Hand.

»Ich habe noch einige Ergänzungen vorgenommen«, verkündete Sergej strahlend. »Natürlich nur Dinge, die ich sicher weiß. Und zu jeder mir bekannten Insel habe ich euch so eine Art Steckbrief dazugeschrieben.«

»Danke, Sergej«, sagte ich, um dann mit sorgenvoller Miene hinzuzufügen: »Sergej, da ist noch eine Sache, die ich mit dir besprechen muss. Janusch möchte auf eurer Insel bleiben. Wärt ihr damit einverstanden?«

»Aber sicher doch«, erwiderte Sergej, der sich nicht besonders zu wundern schien. »Er ist uns willkommen. Es ist wegen Marek, oder?«

»Natürlich«, bestätigte ich und senkte unwillkürlich den Blick, denn in gewisser Weise empfand auch ich es als verletzend, dass Janusch uns verließ. »Gibt es viele Polen auf den Inseln?«

»Nein, nicht viele«, entgegnete Sergej. »Die Auswahlkriterien sind ziemlich undurchsichtig. Je größer ein Land, desto mehr Jungen und Mädchen stellt es auf den Inseln. Aber auch das Entwicklungsniveau scheint eine Rolle zu spielen. So sind zum Beispiel drei oder vier Inseln von Japanern dominiert, von Indern dagegen nur zwei.«

Ein merkwürdiges System, dachte ich, und mir kam ein flüchtiger, nicht ganz ausgereifter Gedanke, den ich jedoch nicht weiter verfolgte.

»Komm, steh auf«, sagte ich aufmunternd zu Janusch. »Uns erwartet ein Festessen zu Ehren des ersten Botschafters auf den Vierzig Inseln.«

Die Wachhabenden der Insel Nr. 4 kehrten zum Mittagessen in die Burg zurück. So konnten wir uns von jedem Einzelnen in aller Form verabschieden. Die französischen Jungen küssten Inga einer nach dem anderen schmatzend die Hand. Dabei verbeugten sie sich so tief, dass ich mir nicht sicher war, ob sie diese Geste ernst meinten oder einen übermütigen Scherz mit ihr trieben. Inga jedenfalls schien diese Form der Verabschiedung als völlig angemessen zu empfinden, denn sie ließ die Zeremonie mit würdevoller Miene und stoisch-herablassendem Augenklimpern über sich ergehen.

Von Janusch verabschiedeten wir uns jeder auf seine Weise. Tom, der für seine Entscheidung, auf der Insel zu bleiben, vollstes Verständnis hatte, flüsterte ihm gut gelaunt etwas zu. Inga winkte ihm flüchtig mit der Hand und kletterte auf den Bug unseres Schiffs. Timur ging wortlos an ihm vorbei, als würde er gar nicht existieren.

Als die Reihe an mir war, drückte ich ihm die Hand. »Na gut, Jan«, sagte ich etwas verlegen und versuchte zum Abschied einen Scherz: »Im Fall eines Falles kannst du ja wieder zurückschwimmen.«

Janusch nickte eifrig, und für einen Moment hatte ich das Gefühl, dass er im nächsten Moment ins Boot springen würde. Mein Gefühl jedoch trug.

Die Franzosen halfen uns, die *Aliens Nightmare* aus dem Sand ins Wasser zu ziehen. Zuletzt kletterten Timur und ich, nass bis zum Gürtel, an Bord des in den Wellen schaukelnden Schiffs und setzten sofort das Segel. Da wir noch im Windschatten des Hochufers der Insel lagen, nahmen wir nur langsam Fahrt auf.

»Auf Wiedersehen«, rief Sergej uns hinterher. »Lasst euch nicht unterkriegen!«

Janusch schaute uns schweigend nach. Neben ihm stand Marek und hielt eines der dänischen Mädchen an der Hand. Es muss Helga gewesen sein.

»Ich will nach Hause«, seufzte Timur plötzlich laut auf. »Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie mir das alles hier zum Hals heraushängt.«

Inga hatte sich zu uns aufs Achterdeck gesellt, saß im Schneidersitz neben mir und Timur und sah uns traurig an.

»Bis nach Hause ist es noch ein weiter Weg, Tim«, sagte sie. »Wir müssen zuerst die Außerirdischen besiegen.«

Timur wandte sich ab und starrte mit bedrückter Miene aufs Meer hinaus. »Ich habe nicht das Zuhause auf der Erde gemeint, Inga, sondern unsere Insel.«

TOD AUF DER INSEL DER TAUSEND STEINE

Die Flaute ereilte uns etwa in der Mitte des Archipels, als bereits die Nacht hereinbrach und die Inseln in der Umgebung nur mehr schemenhaft zu erkennen waren. In den Fenstern einer Burg in der Ferne flackerten schummrige Lichter wie vom Himmel gefallene, verlöschende Sterne. Stille und Wärme umgaben unser Schiff, als plötzlich eine dünne Melodie über das Wasser tänzelte. Irgendwo auf einer Insel spielte jemand Gitarre.

»Wie lange würde es wohl dauern, bis zu unserer Insel zu rudern?«, fragte Inga und setzte geschäftig hinzu: »Natürlich würde ich auch mithelfen.«

»Bis zum Morgen könnten wir es schaffen«, sagte ich mit einem sorgenvollen Blick auf unsere selbst geschnitzten Ruder, die wie überdimensionale Kochlöffel aussahen. »Aber ich glaube, es ist vernünftiger, die Nacht in der Kajüte zu verbringen, so wie vorletzte Nacht. Vielleicht lebt der Wind morgen wieder auf.«

Mein Vorschlag fand einhellige Zustimmung, denn die Aussicht, eine ganze Nacht lang durch die Finsternis zu rudern, war auch für die anderen wenig verlockend. Nachdem unser Versuch, den Anker zu setzen, am zu kurzen Tau gescheitert war, krochen wir alle vier in die Kajüte. Das war nicht sonderlich bequem, aber halbwegs gemütlich. Tom kletterte in seine Hängematte, während wir anderen uns auf dem Boden niederließen. Mit flinken Handgriffen fabrizierte Inga aus unseren Vorräten mehrstöckig belegte Brote und goss uns aus einer Feldflasche kalten, gesüßten Tee ein. Minutenlang kauten wir schweigend an unserem Nachtstuhl.

»Janusch ist ein Deserteur«, murmelte Timur plötzlich und zog ein grimmiges Gesicht. »Du hättest ihn nicht unterstützen dürfen, Inga.«

»Ich hatte eben Mitleid mit ihm«, beharrte Inga, »weil er sich bei uns nie richtig wohlfühlt hat. Alle haben sich über ihn lustig gemacht.« Sie versetzte mir einen bissigen Blick. »Das gilt auch für dich, Dima.«

Widersprechen konnte ich nicht, denn Inga hatte recht: Janusch hatte sich ständig Sticheleien gefallen lassen müssen, und auch ich war an den Späßen auf seine Kosten nicht unbeteiligt gewesen. Außerdem hatten wir ihm oft vorgehalten, er sei nur deshalb so schweigsam, weil er zu faul sei, Russisch zu lernen. Und dass bei seinen sprachlichen Verrenkungen alle Umstehenden regelmäßig in Gelächter ausbrachen, war vielleicht nicht böse gemeint, aber vermutlich trotzdem kränkend für ihn.

Kaum merklich wiegte sich unser Boot auf dem Wasser. Die Kerze auf dem kleinen Kajütentischchen flackerte im Rhythmus der schaukelnden Bewegung und ließ die verzerrten Schatten unserer Köpfe gespenstisch an den Bretterwänden umhertanzen. Auf unsere Lider legte sich bleischwere Müdigkeit, und ein Besatzungsmitglied nach dem anderen verschwand in seine Schlafstatt.

Als Letzter kroch ich in meine Koje, streckte die Hand aus und drückte die Kerze zwischen meinen mit Spucke befeuchteten Fingern aus. Mit einem kurzen, dumpfen Zischen verlösch die Flamme. Für diese Nacht verzichteten wir auf einen Wachposten an Deck, ohne dass wir darüber gesprochen hatten.

»Gute Nacht«, flüsterte ich in die plötzliche Finsternis.

»Gute Nacht«, gab Inga zurück. »Ein bisschen Wind morgen früh könnte nicht schaden.«

Bis zum Mittag herrschte völlige Windstille. Wir schlugen die Zeit tot, indem wir in der Sonne dösten, uns mit Hechtsprüngen über Bord erfrischten, Tom ein paar neue russische Ausdrücke beibrachten und uns als Fischer versuchten. Hinterher konnte Tom den komplizierten Satz »Im Namen der Konföderation, werft die Waffen weg!« unfallfrei aussprechen, und Timur hatte ein sage und schreibe fünf Zentimeter langes Fischlein gefangen.

Als die Tatenlosigkeit uns ernstlich anging, auf die Nerven zu gehen, erhob sich ein schwacher Wind. Zu unserer Überraschung machte Tom keinerlei Anstalten, das Segel zu setzen. Stattdessen erklärte er uns in seinem mit englischen Worten durchsetzten gebrochenen Russisch, dass der Wind aus der falschen Richtung wehe und er zwar auf einer Jacht gegen den Wind kreuzen könne, nicht aber auf einem »schwimmenden Waschzuber mit Leintuch«. Diese wenig schmeichelhafte Bezeichnung hatte sich Sershan für die *Aliens Nightmare* ausgedacht, als er nach sechsstündigen Schleifarbeiten wunde Finger hatte und nicht besonders gut auf das Boot zu sprechen war. Tom äußerte sich zum ersten Mal so abschätzig über sein »Baby«. Offensichtlich wurmte es ihn, dass sich der schwimmende Waschzuber nicht so steuern ließ wie das moderne Boot, das er von zu Hause gewohnt war.

Etwa seit einer halben Stunde trieb die *Aliens Nightmare* in den immer höher werdenden Wellen, ein Zustand, der für uns noch wesentlich frustrierender war als die Flaute zuvor. Dann zog sich plötzlich auch noch der Himmel zu.

Von Osten her schob sich eine mächtige, violettgraue Wolkenwand heran und stülpte dem Archipel Insel für Insel ihren finsternen Schatten über. Auf der Oberseite der Wand schossen gewaltige, quellende Gewittertürme in die Höhe, während sich von der Unterseite bis zur Meeresoberfläche ein gelblicher Schleier spannte, wie man ihn nur vor schweren Gewittern beobachten kann. Die Ränder der heranstürmenden Wolkenberge glühten orangerot, als ob dahinter ein Feuer brennen würde. In das Gewittergelb mischten sich graue Regenschleier, während aus der schwarzen Wolkenmasse erste Blitze aufs Wasser herab zuckten. Sekunden später hörte man in der Ferne verhaltenes Grummeln.

»Sieht nach einem Sturm aus«, sagte ich überflüssigerweise.

Minutenlang standen Tom und ich nebeneinander vor der Kajüte und beobachteten das Spektakel am östlichen Himmel. Als ich mich gegen die Kajütenwand lehnte, bemerkte ich, dass sie bedrohlich nachgab. Wie konnte man sich nur auf einem derart notdürftig zusammengezimmerten Kahn aufs Meer hinauswagen? Was waren wir für Narren!

Der nächstliegende Schritt wäre nun gewesen, umzukehren und wieder die Insel Nr. 4 anzusteuern. Leider führte für uns kein Weg dorthin zurück, denn der Wind trieb unser Boot gnadenlos nach Westen auf eine kleine Insel zu, die mit niedrigem Buschwerk und einzelnen Baumgruppen bewachsen war. Das Eiland hatte die Form eines Halbmondes, und an seinem entfernten Ende erhob sich eine schwerfällig wirkende Burg, die an

ihren Ecken von breiten, niedrigen Türmen begrenzt war. Menschen waren nicht zu sehen.

Tom zog unsere selbst gezeichnete Karte hervor und breitete sie aus. Der stärker und stärker werdende Wind zerzte wütend daran, während die ersten Wasserfontänen über die Bordwand spritzten. Leider mussten wir feststellen, dass uns über die Insel, auf die wir zutrieben, nichts bekannt war. Westlich davon folgten noch zwei weitere unbeschriebene Inseln und dann der offene Ozean.

Mit sorgenvoller Miene blickte Tom zum Himmel. »Sehr schlecht. *Very bad.*«

»Wir müssen wohl oder übel an dieser Insel anlegen«, sagte Timur achselzuckend. »Was denkt ihr?«

Es blieb keine Zeit, die Lage groß zu diskutieren. Als wir das Segel gesetzt hatten, tat die *Aliens Nightmare* einen gewaltigen Ruck und schoss sofort wie eine Rakete über das Wasser. Tom, inzwischen klatschnass, klammerte sich fest ans Steuerrad, um den Kurs zu halten. Das Anlanden auf der Insel Nr. 4 war noch ein Kinderspiel für ihn gewesen, aber dieser mit Macht einsetzende Sturm stellte seine Segelkunst auf eine harte Probe.

In atemberaubendem Tempo hielt unser Boot auf die fremde Insel zu, an deren Ufern immer noch niemand zu sehen war. Angestrengt beobachtete ich die Brückenbögen, die im Moment noch wie Regenbögen vor den dunklen Wolkenmassen leuchteten. Wenn auf diesen Brücken jemand Wache hielt, musste er uns längst bemerkt haben. Aber weit und breit war keine Menschenseele zu sehen.

Etwa hundert Meter vor der Insel holten Timur und ich auf Toms Anweisung das Segel ein. Die *Aliens Nightmare* war nun ein Spielball der aufs Ufer zurollenden Wellen, die sie abwechselnd hochhoben und dann wieder fallen ließen. Schließlich, als sich der Kiel des Bootes mit einem jähen Knirschen in den Grund bohrte, purzelten wir alle vier, überrascht von der abrupten Vollbremsung, über das Deck.

Timur war gerade über Bord gesprungen, um das Boot weiter ans Ufer zu bugsieren, als der nächste gewaltige Brecher es erneut anhub und zehn Meter weiter zum Strand schleuderte, wo es etwas zur Seite geneigt liegen blieb. Fluchend watete Timur durch die schäumenden Fluten hinterher.

Nachdem ich mein am Gürtel baumelndes Schwert zurechtgerückt hatte, sprang ich über die Bordwand ans Ufer, drehte mich um und streckte Inga die Hand hin, um ihr herunterzuhelfen. Mich ignorierend, zog sie es jedoch vor, selbstständig auszusteigen und landete prompt in der nächsten Welle, die sie schmatzend in die Horizontale beförderte.

Beleidigt und schadenfroh wandte ich mich ab und sah mich am schmalen Strand um, der von feinem Kiesel bedeckt war. Etwa zehn Meter vom Wasser entfernt war die Insel dicht mit niedrigen, stacheligen Sträuchern bewachsen. In der Ferne ragten die breiten Türme und das Gemäuer der Burg empor, die alle paar Sekunden in den ständig über den Himmel zuckenden Blitzen grell aufleuchtete.

»Hilf uns gefälligst, Dima!«, schnauzte mich Inga von hinten an.

Zu viert zogen wir die *Aliens Nightmare* weiter ans Ufer, wobei die Bordwände jämmerlich knirschend über die spitzen Kiesel scheuerten. Danach befestigte Tom das Tau mit dem Anker geschickt an einem der wuchtigen Felsblöcke am Strand, kehrte zum Boot zurück und machte sich daran, das Segel zu fixieren. In der Zwischenzeit kletterten Timur und ich auf den glitschigen Rücken eines riesigen Felsblocks, um die Umgebung genauer zu inspizieren.

Es war ein trostloser Anblick: steiniger, ausgemergelter Boden, beinahe laubfreies, dorniges Buschwerk, vom Wind zerzauste, verkrüppelte Bäume und, wo man auch hinsah, Felsblöcke und gestaltlose graue Erdhügel.

»Es würde mich nicht wundern, wenn die Bewohner hier alle an Schwermut zugrunde gegangen wären«, sagte ich und sprang vom Felsen auf den harten Boden herunter.

Timur stand immer noch auf seinem Aussichtspunkt und spähte misstrauisch in die Umgebung. Die Schwerter in seiner Hand glänzten nicht nur metallisch, sondern flimmerten geradezu in einem blendenden hellblauweißen Licht. Die hinter uns auflodernden Blitze spiegelten sich in den Stahlklingen.

»Für gewöhnlich stirbt man aber nicht an Schwermut«, entgegnete er mit finsterner Miene. »Eher im Gegenteil.«

Plötzlich zog er seinen Dolch aus dem Gürtel, wiegte ihn ein paarmal in der Hand und schleuderte ihn dann blitzartig und ansatzlos mitten in die karge Prärie. Es war ein gezielter Wurf, Timur musste etwas bemerkt haben, was mir entgangen war.

Mit einem leisen, dumpfen Tschock bohrte sich die Klinge in einen der grauen Erdhügel. Eine Sekunde lang rührte sich nichts, dann ertönte ein kurzer, unterdrückter Schrei. Der Hügel ruckte, sah eine Sekunde wie zusammengestaucht aus und flog dann auseinander. Unter dem abgeworfenen Tarnumhang erhob sich ein hagerer, halb nackter Junge, in dessen Hals eine tiefe Wunde klaffte. In seinem breitknochigen, schlitzaugigen Gesicht waren weder Schmerz noch sonst irgendwelche Emotionen abzulesen. Langsam hob der Junge sein Schwert, als stünden wir in seiner unmittelbaren Reichweite, starrte Timur mit einem verzerrten, böartigen Lächeln an und fiel dann wie in Zeitlupe vornüber mit dem Gesicht auf den steinigen Boden.

»Jetzt sind wir angekommen«, flüsterte Timur und glitt von seinem Felsen herab.

Lautlos und flink sprangen nun weitere versteckte Kämpfer zwischen den Büschen hervor. Es waren sechs Jungen, alle nackt bis zum Gürtel, gelbhäutig und mit Schwertern bewaffnet. Drei von ihnen hielten wie Timur zwei Schwerter gleichzeitig in den Händen.

Rasch warf ich einen Blick zurück. Inga stand bei unserem Boot und verfolgte mit bangen Blicken das Geschehen. Tom steuerte, langsam rückwärtsgehend, auf die *Aliens Nightmare* zu, die wir weit ans Ufer gezogen hatten und deren Segel zusammengerollt und vertäut an Deck lag. Es würde mindestens fünf Minuten dauern, das Boot wieder flott zu machen. Nur Timur und ich konnten Inga und Tom diese fünf Minuten Zeit verschaffen.

»Ihr müsst fliehen!«, schrie ich, für einen Augenblick zu ihnen gewandt, während ich gleichzeitig meine Waffe aus dem Gürtel zog.

Wenn Zeit dazu gewesen wäre, hätte ich noch viel mehr zu sagen gehabt: dass wir keinerlei Chance gegen diese Übermacht hatten und uns ebenso gut gleich ins stürmische Meer stürzen konnten; dass Janusch uns mit seinem Absprung schmähsch im Stich gelassen hatte; dass ich keine Lust hatte, im Kampf mit fremden Jungen zu sterben, dass wir uns jetzt aber auch nicht einfach ergeben konnten; und außerdem, dass Inga nie mit uns mitfahren hätte dürfen.

Selbst als ich mich wieder den Feinden zugewandt hatte, spürte ich Ingas Gegenwart in meinem Rücken. Vielleicht war das auch gut so, denn

Ich schwor mir, den Kampf nicht aufzugeben, ehe die *Aliens Nightmare* sich vom Ufer entfernen würde.

All diese Gedanken schossen mir in den wenigen Sekunden durch den Kopf, bevor sich die schlitzäugigen Jungen, die meiner Überzeugung nach Japaner waren, auf uns stürzten.

Als Ausgangsstellung wählte ich den »Pflug«, der sich im Kampf gegen mehrere Gegner gut eignet, da er die Feinde auf Distanz hält. Allerdings besteht bei dieser defensiven Kampftechnik die Gefahr, dass die Arme durch die ständigen Paraden bald ermüden. Fünf Minuten musste ich unbedingt durchhalten, nur fünf Minuten!

Die Angreifer teilten sich auf, drei gingen auf mich los, die drei übrigen kümmerten sich um Timur. Überraschenderweise machten sie nicht den Versuch, uns zu umgehen und zum Boot vorzustößen. Ob sie dies für unfair erachteten?

Nachdem ich eine ganze Lawine von Hieben der Angreifer aufs Schwert bekommen hatte, begannen meine Unterarme unerträglich zu schmerzen. Deshalb änderte ich meine Taktik und wechselte zur Angriffstechnik »Windmühle« über, die Fechtmeister Timur höchstpersönlich entwickelt hatte. Dabei ging ich ein wenig in die Knie und zielte mit kreisendem Schwert auf die nackten Füße meiner Gegner. Die flinken Japaner sprangen reaktionsschnell hoch und entgingen so meiner Klinge.

Na wartet, dachte ich, man kann sich schließlich nicht ewig in der Luft halten. Blitzschnell vollzog ich eine Drehung auf den Fersen und wiederholte die »Windmühle«. Jetzt musste die Klinge ja wenigstens einen von ihnen erwischen. Leider täuschte ich mich. Die herabsausenden Körper der Jungen vollführten im letzten Moment eine Rolle vorwärts, und so entgingen ihre Beine erneut meinem Hieb. Zwar hätte mein Schwert ihnen dabei beinahe die Köpfe abgetrennt, aber »beinahe« zählte nicht bei diesem Spiel. Als ich die dritte »Windmühle« ansetzte, hatten die Jungen ihren Salto vorwärts schon in den Stand gebracht, und mein Schlag landete scheppernd auf ihren abwehrbereiten Schwertern.

Frustriert wechselte ich wieder in die Grundhut. Für einen Moment hatte ich einen Blick zurück zum Schiff gewagt, und was ich dort gesehen hatte, versetzte meinem Kampfgeist einen herben Dämpfer.

Tom hatte keineswegs die Ankerleine durchtrennt und war auch nicht damit beschäftigt, das Boot aus dem Kies aufs Wasser zu hieven. Stattdessen wühlte er in einem der auf dem Achterdeck liegenden Ausrüstungssäcke. Hatte er womöglich sein Schwert an Bord vergessen? Und Inga war dabei, uns zu Hilfe zu eilen.

»Macht, dass ihr hier wegkommt!«, schrie ich, während die Klingen der Japaner auf mich herabsausten. Es war zwecklos. Tom und Inga hätten uns nie im Stich gelassen, so wie ich das umgekehrt auch nicht getan hätte. Jetzt mussten wir eben bis zum Ende kämpfen. Drei Jungen und ein stures Mädchen gegen sechs durch den Tod ihres Gefährten bis aufs Blut gereizte Feinde.

Es war inzwischen sehr dunkel geworden, und die schwarze Wolkenwand hatte sich längst auch über die Insel der Japaner geschoben. Nur das kalte Licht der Blitze schälte unsere wie in Stein gemeißelten, reglosen Gestalten in den seltsamsten Posen aus der Finsternis heraus.

Ein Blitz: Timur pariert mit dem einen Schwert einen Hieb, während er mit dem zweiten selbst zum Schlag ausholt. Es donnert, dann zuckt ein neuer Blitz: Timur wird noch immer von drei Angreifern bedrängt, aber von seiner hoch über dem Kopf geführten Klinge spritzen dicke, dunkle Tropfen. Wieder rollt ein Donner. Mein angreifender Gegner gibt sich eine Blöße, ich versuche, ihn mit einem Stich zu treffen - daneben. Nur mit Mühe kann ich mich selbst unter seiner todbringenden Klinge wegducken. Wieder blitzt es: Inga befindet sich bereits zwischen Timur und mir. Einer meiner Gegner lässt von mir ab und wendet sich ihr zu. Timurs Kontrahenten dagegen nehmen von Inga nicht die geringste Notiz. Sie haben schnell gemerkt, dass von Timur die größte Gefahr ausgeht.

Mehrere Blitze schlugen hintereinander in unmittelbarer Nähe des Kampfplatzes ein und tauchten das Geschehen in flutendes Licht. Als hätten sie nur auf diese prächtige Beleuchtung gewartet, überschlugen sich nun die Ereignisse.

Einen kräftigen Hieb, den ich weit ausholend mit einer Hand führte, stoppten meine zwei verbliebenen Gegner mit einer präzise koordinierten Bewegung, indem sie mir ihre Schwerter gleichzeitig entgegenstemmten. Hätte ich in diesem Augenblick ein zweites Schwert oder wenigstens einen Dolch in der freien Hand gehabt, wäre es für einen der beiden schlecht ausgegangen, mein Dolch aber steckte im Gürtel. Noch während ich mein Schwert wieder in eine Verteidigungsstellung zurückführte, schraubte sich einer der japanischen Jungen wie eine gespannte Feder in die Luft. Seine Bewegung glich eher einem Flug als einem Sprung. Ich hatte keine Chance mehr zu reagieren.

Ein dumpfer Schlag traf mich mit unfassbarer Wucht im Gesicht. Mir wurde schwarz vor Augen, meine Ohren fingen zu dröhnen an, aber ich fühlte keinen Schmerz und blieb bei Bewusstsein. Es gelang mir sogar, blind zurückzuschlagen, allerdings erzielte ich damit nicht die geringste Wirkung bei meinem Gegner, der erneut wie eine Feder in die Luft sprang und mir diesmal einen heftigen Fußtritt gegen die Brust versetzte.

Die Wucht des Stoßes warf mich rückwärts zu Boden, und ich schlug mit dem Hinterkopf gegen einen Stein. Rasender Schmerz schoss durch meinen gesamten Körper. Ich fühlte, wie mir Blut aus der Nase rann, und hörte mein Herz wild in der Brust hämmern. Das Schwert war mir aus der Hand gefallen und lag unerreichbar weit entfernt auf dem Boden. Halb bewusstlos nahm ich das Geschehen um mich herum wie durch einen dichten Schleier wahr. Ich sah Timur zu Boden gehen, wusste aber nicht, ob er gerade einem besonders heimtückischen Schlag auswich oder getroffen worden war. Ich sah, wie der Karatekämpfer, der mich zu Boden befördert hatte, sein Schwert über die Schulter schwang und auf mich zuing. Nur Inga konnte ich nirgends sehen, und das war das Schlimmste. Plötzlich kam mir der Gedanke, dass sie sie wohl nicht töten würden. Allerdings wusste ich nicht, ob das gut oder schlecht war.

Im blauen Licht eines Blitzes erstarrte das gezückte Schwert meines Gegners über meinem Gesicht. Da ich keine Kraft hatte, mich zu wehren, schloss ich einfach die Augen und blieb reglos liegen. Ich wusste, dass die starre Silhouette des Jungen mit dem Schwert nur ein Trugbild war, eine schöne Illusion, die mir durch das schneidende Blitzlicht geschenkt worden war. Der junge Japaner zögerte nicht, er schlug zu. Im selben Augenblick würde ein ohrenbetäubender Donner den Himmel zerreißen und meinen Schrei ersticken. Gleich ...

Ein gewaltiger Knall hämmerte gegen mein Trommelfell. Doch war dies kein Donner, sondern das kurze, peitschende Krachen eines Pistolenschusses. Dicke Tropfen spritzten auf mein Gesicht. Kein Regen, sondern heiße, salzige Tropfen.

Ich öffnete die Augen. Der japanische Junge hielt sich die Hände an die Brust und stürzte auf mich herab. Zwischen seinen zusammengekrampften Fingern sah ich für einen Moment das kleine Einschussloch, aus dem ein pulsierender Blutstrahl schoss.

Mit letzter Kraft rollte ich mich zur Seite, und neben mir schlug der leblose Körper des Jungen auf den Boden. Mühsam den Kopf hebend, sah ich mich um.

Tom stand nur ein paar Schritte von mir entfernt, die Beine gespreizt, die Arme nach vorn gestreckt. Mit der Linken stützte er die rechte Hand, in

der er eine mattschwarze, kleine Pistole hielt. Aus dem Lauf quoll graublauer Rauch.

BESUCH BEIM VERRÜCKTEN KAPITÄN

Unter dem Eindruck von Toms Schuss entschlossen sich unsere Gegner zum schnellen, aber geordneten Rückzug. Dicht aneinandergedrängt, tauchten ihre schwarzen Silhouetten ins Gebüsch, dessen Zweige sich raschelnd hinter ihnen schlossen. Das Gewitter hatte sich zu einem lodernden, grollenden Inferno verstärkt, und der Wind schien aus allen Richtungen gleichzeitig über die Insel zu fegen.

Timur rappelte sich hoch und hielt sich mit der Linken den rechten Oberarm.

»Haben wohl Schiss bekommen, die Dreckskerle«, knurrte er und ging auf Tom zu, der immer noch wie angewurzelt dastand und seine Pistole anstarrte. »Wo hast du denn die her?«

Tom antwortete nicht. Mit versteinertem Gesicht ließ er seine Waffe sinken, die wie eine jener harmlosen Spielzeugkanonen aus Plastik aussah, mit denen als Cowboys verkleidete Buben in der Faschingszeit kleine Mädchen und Senioren terrorisieren. An der Echtheit dieser Pistole konnte jedoch kein Zweifel bestehen, denn wenige Meter von Tom entfernt lag der tote Junge auf dem Boden.

Timur nahm Tom die Waffe aus der Hand und inspizierte sie seelenruhig, als bemerkte er nicht, dass Blut in dickem Strom aus seinem Arm quoll. Dafür bemerkte es Inga, die zum Glück unversehrt aus dem Gefecht mit dem Japaner hervorgegangen war. Eilig zog sie das Verbandszeug aus der Tasche ihrer Windjacke und begann, Timurs Arm, der von der Schulter bis zum Ellenbogen aufgeschlitzt war, zu verbinden. Abwesend beobachtete ich sie dabei.

Mich fröstelte ein wenig, und in meinem Kopf wummerte der Schmerz wie eine schwere, zwischen den Schädelknochen rotierende Bleikugel. In rascher Folge lohten Blitze über den schwarzen Himmel, und die einzelnen Donnerschläge verschmolzen zu einem gewaltigen, ununterbrochenen Grollen, während der heulende Wind mir die ersten schweren Regentropfen ins Gesicht peitschte. Gedankenketten spukten durch meinen Kopf, um sich alsbald in den hämmernden Schmerzen und im apokalyptischen Lärm der Elemente wieder aufzulösen.

Inga und Tom zogen mich hoch und stellten mich vorsichtig auf die Beine. Mein Blick traf auf Ingas riesige, glänzende Augen, die mich aus ihrem verschreckten, nassen Gesicht anstarrten. Weinte sie, oder kam das vom Regen?

»Dima ... Dimotschka, was ist mit dir?«

»Nichts, alles in Ordnung«, presste ich hervor und versuchte, meinen jämmerlichen Zustand zu überspielen. Ich bückte mich sogar nach meinem am Boden liegenden Schwert, doch Tom kam mir zuvor und hob es für mich auf. Inga schaute mich prüfend an, ihr konnte man nicht so leicht etwas vormachen.

»Was stehen wir hier blöd rum?«, schrie Timur plötzlich wie aus heiterem Himmel. »Wollt ihr etwa warten, bis sie mit Verstärkung wiederkommen?«

»Bei dem Sturm können wir doch nicht weg«, entgegnete Inga, ohne den Blick von mir zu wenden, »und diese Typen sind erst einmal geflohen.«

Timurs Gesicht verzog sich zu einer zornigen Maske. »Sie sind nicht geflohen!«, donnerte er. »Ihr Ehrenkodex verbietet es ihnen, wegzulaufen. Sie haben sich zurückgezogen, ja, aber es wird nicht lange dauern, dann sind sie wieder zurück.«

»Was für ein Ehrenkodex denn? Wovon sprichst du, Tim?«, fragte Inga entgeistert.

»Stellt keine dummen Fragen, ich erklär's euch später. Helft mir jetzt, den Kahn wieder flottzumachen!«, herrschte Timur uns an, rannte zum Ufer und stemmte sich mit brachialer Gewalt gegen die Bordwand unseres Schiffs. Der Effekt war gleich null, denn es war ja vertäut. Tom eilte ihm kopfschüttelnd zu Hilfe.

»Inga, halt die Augen auf und warne uns, wenn du jemanden siehst«, rief ich ihr zu, während ich mit einem Schnitt das straff gespannte Tau unseres selbst gebauten Ankers kappte, der ohnehin nur ein besserer Angelhaken war und uns bisher nicht viel genützt hatte. Mir war klar, dass jede Sekunde zählte, denn Timur war nicht der Typ, der grundlos in Panik verfiel.

Zu dritt schleppten wir die *Aliens Nightmare* in die brodelnde Suppe aus Wasser, Schaum und vom Grund aufgewirbeltem Sand. Kaum hatte das Boot die ersten Wellen unter dem Kiel, begann es heftig zu schwanken und drehte sich mit der Breitseite in den Wind. Bis über die Hüfte im Wasser watend, konnten wir nur mit vereinten Kräften verhindern, dass die Brandung uns das Boot aus den Händen riss und es wieder zurück an den Strand warf.

»Inga!«

Wie gebannt ins Gebüsch starrend, lief Inga langsam rückwärts ins Wasser. Als sie mit dem Rücken gegen meine Schulter stieß, sagte sie leise: »Dima, dort ist jemand. Ich hab's genau gesehen.«

Das Boot lag in diesem Moment zwischen zwei Wellen einigermaßen ruhig, daher packte ich Inga unter den Knien und um die Schulter und hob sie über die Bordwand an Deck. Sie war so perplex, dass sie nicht einmal protestieren konnte.

Als ich selbst an Bord geklettert war, stand Tom bereits hinter dem Steuerrad, und Timur zog mit wirbelnden Händen an der Leine, um das Segel zu setzen.

»Tim, warte«, rief ich ihm zu und schob mich, gegen den Sturm ankämpfend, zu ihm hinüber. »Das bringt nichts, der Wind ist zu stark.«

Timur fuhr zu mir herum und durchbohrte mich mit weit aufgerissenen Augen.

»Hilf mir gefälligst!«, brüllte er mir ins Ohr. »Wir kommen sonst nicht lebend von hier weg. Mach schon!«

Stöhnend vor Anstrengung, befestigten wir das heftig schlagende Segel mit den Schoten.

Tom hatte keine Chance, das Steuerrad zu halten. Die *Aliens Nightmare* trieb führungslos am Ufer entlang und entfernte sich dabei nur quälend langsam von der Insel, während ein Brecher nach dem anderen über die Bordwand schwappte. Ohne die von Tom akribisch abgedichtete Deckbeplankung wäre das Schiff längst vollgelaufen und gesunken.

Nachdem das Segel fixiert war, krochen Timur und ich auf allen vieren zur Kajüte. Dort hatte sich Inga an die Bretterwand gekauert, um nicht von einer Welle über Bord gespült zu werden.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie, als wir völlig außer Atem bei ihr ankamen.

Timur machte eine wegwerfende Handbewegung, die allerdings nicht sehr überzeugend geriet, da sich gleichzeitig sein mit Blut und Wasser durchtränkter Verband löste und das Ende der Binde in der Luft wedelte.

»Wir müssen unbedingt deinen Verband wechseln«, rief Inga entsetzt.

»Wozu denn?«, erwiderte Timur stoisch.

Während die schäumenden Wellen pausenlos wie salzige Duschen über uns hereinbrachen, prasselte nun auch noch sintflutartiger Regen auf uns herab.

Inga saß, die Arme um die Beine geschlungen, zwischen mir und Timur. So war die Gefahr, dass sie von Bord gespült wurde, relativ gering. Zusätzlich war Timur die geniale Idee gekommen, sich lang auszustrecken, die Füße gegen den Mast zu stemmen und sich mit der Schulter an der Kajütenwand abzustützen. Ich tat es ihm gleich, denn in dieser Stellung waren wir ziemlich sicher vor den heimtückischen Wasserfontänen, und Inga konnte sich an uns festhalten.

Die *Aliens Nightmare* hatte sich etwa fünfzig Meter vom Ufer entfernt, aber im Licht der pausenlos aufflammenden Blitze konnten wir noch deutlich die Gemäuer der fremden Burg erkennen.

»Wie konnte ich das nur vergessen«, sagte Timur schuldbewusst. »Die Insel der Tausend Steine.«

»Woher kennst du sie denn?«, fragte ich neugierig.

Timur kam nicht dazu, mir zu antworten. Über der rechten Bordwand, die sich bis zur Wasseroberfläche abgesenkt hatte, erschien im Licht des nächsten Blitzes plötzlich ein menschliches Gesicht, aus dem uns eisige, hasserfüllte Augen anblickten. Die eine Hand in die Bordwand gekrallt, nach Luft schnappend, hob der Schwimmer die andere Hand aus dem Wasser und holte aus.

»Kopf runter!«, schrie Timur.

Während wir uns so tief wie möglich duckten, kippte das Boot auf die andere Seite, und etwas schoss knapp über unsere Köpfe hinweg und bohrte sich mit einem hämmernenden Geräusch in die Bretter.

Vorsichtig drehte ich den Kopf nach oben. In der Kajütenwand steckten drei kleine Stahlscheiben, die bis zur Hälfte ins harte Holz eingedrungen waren. Sie maßen etwa fünf Zentimeter im Durchmesser, und ihre Kanten waren scharf wie Rasierklingen.

Den Dolch in der Hand robbte Timur zur Bordwand, wo er aber niemanden mehr entdeckte. Einen Moment lang verharrte er, dann fuhr er herum und schrie: »Tom! Vorsicht!«

Wie als Antwort auf seinen Zuruf fiel ein Schuss.

Und dann noch einer. Und noch einer.

Hinter der Kajüte konnten wir nicht sehen, was sich am Achterdeck tat, und sich bei diesem Sturm dort hinzuwagen wäre einem Selbstmord gleichgekommen. Sekunden später wurden alle weiteren Geräusche vom ohrenbetäubenden Dröhnen des Donners übertönt.

Als der Lärm endlich nachließ, in ein Grummeln überging und wir wieder das Prasseln des Regens und das Heulen des Windes vernahmen, schrie Inga verzweifelt: »Tom!«

»*All right!*«, antwortete endlich unser Kapitän.

Die nächste an Deck klatschende Welle nahmen wir überhaupt nicht wahr. An den Mast, an herumhängendes Takelwerk und ineinandergekrallt, brachen wir in hysterisches Gelächter aus.

»Guter Junge«, rief Timur erleichtert.

Wir hatten gut daran getan, uns nicht in die Kajüte zu verkriechen. Nachdem wir etwa zwei Stunden durch den Sturm getrieben waren, hielt sie den Böen nicht länger stand und stürzte ein.

Zuerst barsten die Bretter der Seitenwände, dann stürzte wenig später die ganze Kajüte wie ein Kartenhaus zusammen. Herumfliegende Splitter zerkratzten mir die Schulter.

Der Wind ließ für einen Augenblick nach. In seiner apokalyptischen Monstrosität hätte dieser Sturm auf den Vierzig Inseln einem Gemälde von Iwan Aiwasowki alle Ehre gemacht. Im Sekundentakt flammten Blitze auf, und um unser Boot herum türmten sich gischtschäumende Wellenkämme empor. Es schien unausweichlich, dass uns früher oder später eines dieser wogenden Wassergebirge unter sich begraben würde. Die Zeit indes verrann, und unser Boot hielt sich verbissen über Wasser. Man hätte meinen können, auf der *Aliens Nightmare* liege ein geheimnisvoller Zauber. Wie über dem Schiff des Verrückten Kapitäns.

Bei diesem Gedanken suchte ich unwillkürlich den Horizont ab. Das Wetter war ideal für den Klipper des abtrünnigen Seemanns. Doch vorläufig waren wir allein auf dem Meer.

Wind und Strömung trieben uns in einer gigantischen Schleife um den gesamten Archipel herum. Dass wir auf diese Weise im Kreis fuhren, wurde mir klar, als ich bemerkte, dass die dunklen Schatten der Inseln immer auf der Steuerbordseite an uns vorbeizogen, während auf der Backbordseite bis zum Horizont nur offenes Meer lag.

Wir hatten schon mehrere Inseln passiert, und wenn ich richtig orientiert war, mussten wir in Kürze an der Insel Nr. 4 vorbeikommen. Über den

Bretterhaufen, ehemaligen Kajüte hinweg spähte ich aufs Achterdeck zu Tom hinüber. Der Kapitän war schon längst nicht mehr Herr seines Schiffs. Er war nur dort geblieben, weil es reichlich riskant gewesen wäre, in den schweren Orkanböen zu uns nach vorn zu kommen. Das Steuerrad hatte er losgelassen. Wie von Geisterhand bewegt, drehte es sich knarrend hin und her. Als Tom meinen Blick auffing, schüttelte er resigniert den Kopf, wie um mir zu sagen, dass es unmöglich sei, eine der Inseln anzusteuern.

Wenigstens gingen wir nicht unter!

Unsere heroische Fahrt glich mehr und mehr einer Parodie. Um uns herum heulte schauerlich der Sturm und jagte ausgefranste Wolkenberge über den Himmel. Grelle Blitze züngelten aufs Meer herab. Die unentwegt heranrollenden Wellenbrecher waren von geradezu biblischem Ausmaß, sodass es kein Wunder gewesen wäre, hätten sie die Burgen mitsamt ihren Bewohnern einfach von den Inseln gespült.

Trotz des gewaltigen Infernos blieben wir nahezu ungeschoren, wenn man einmal darüber hinwegsaß, dass wir im strömenden Regen und den ständig über Bord schwappenden Wellen langsam aufzuweichen begannen. Unter Deck plätscherte Wasser, das an der Stelle in den Schiffsbauch eindrang, wo unsere Kajüte zusammengebrochen war.

Wenn ich auch nicht viel Ahnung hatte von der Seefahrt, so war eines doch völlig klar: In einem so mörderischen Orkan wären auch große, moderne Schiffe in Seenot geraten. Unsere Nussschale indes schwamm immer noch. Der Sturm gerierte sich viel schrecklicher, als er in Wirklichkeit war. Das Ganze erinnerte an einen jener indischen Filme, in denen die Gegner eine halbe Stunde lang mit allem, was nicht niet- und nagelfest ist, aufeinander eindreschen und danach unverehrt und allenfalls mit leicht verrutschten Frisuren wieder auseinandergehen. Reines Theater.

»Dima!«

Inga sah mich schweigend an. Die nassen, zerzausten Haare hingen ihr in Strähnen übers Gesicht.

»Was ist?«

»Gib mir deine Hand!«

Fest schloss Inga ihre Hand um meine Finger und wandte sich wieder ab. Für einen Augenblick verstand ich nicht, was geschah. In mein Bewusstsein sickerten nur lose Details: ihre schmalen Schultern, auf denen das durchnässte T-Shirt klebte; die Windjacke, die sie zusammengerollt und um den Bauch gebunden hatte; ihre angewinkelten Beine, die sie gegen das in die Deckplanken gerammte Schwert stemmte. Dann begriff ich.

»Hab keine Angst, Inga«, flüsterte ich und spürte, wie Melancholie und Zärtlichkeit sich in meine Stimme legten. »Hab keine Angst.«

Sie rückte näher an mich heran und legte den Kopf an meine Schulter. Noch fester hielt sie meine Hand.

»Dima, lass mich nicht allein...«

Angesichts der Lage, in der wir uns befanden, war diese Bitte gewissermaßen absurd, denn wie hätte ich sie mitten auf dem Meer verlassen sollen? Trotzdem erlaubte ich mir nicht einmal den Ansatz eines Lächelns.

»Natürlich nicht, Inga... Ingulja... Ich bin ja da.«

Meine Lippen waren nahe daran, etwas so Unvorstellbares und Verrücktes zu flüstern, wie man es nur in einem solchen Moment aussprechen konnte, da unser Schicksal an einem seidenen Faden hing und die Worte im Donnern der Wellen untergingen.

»Hab keine Angst... Du siehst ja, es passiert uns nichts.«

Sie reckte ein wenig den Kopf, und unsere Blicke trafen sich wie damals auf der Brücke, als wir einander erkannt hatten.

»Inga...«

Mein Herz hämmerte bis zum Hals, ich konnte nicht weitersprechen, und die Worte, die mir auf der Zunge lagen, gerannen zu einem wirren Gedankenstrom.

Ich bin froh, dass du bei mir bist. Es ist niederträchtig, aber ich bin froh, dass du auf die Insel geraten bist. Ich bin ein mieser Egoist, aber ich bin glücklich, dass du mit mir in diesem verwunschenen Nachen hockst. Du weißt, dass ich glücklich darüber bin, und wirst es mir verzeihen. Denn es geht dir genauso.

»Der Sturm wird vorbeigehen, und ich werde es wieder nicht gesagt haben...«, hauchte ich stimmlos.

»Ich verstehe nichts!«, flüsterte Inga und wiegte fragend den Kopf.

»Ich weiß«, sagte ich, ohne die Stimme zu heben. »Ingulja, dein Name ist wie ein Stück Eis, durchscheinend und schneidend kalt. Ich habe Angst, ihn wärmer zu machen, als ob er schmelzen könnte. Glaub mir, wir kommen hier raus, aber dann werde ich wieder verstummen. Nur deswegen rede ich jetzt, weil du nichts verstehst.«

»Ich verstehe dich«, flüsterte sie. »Aber sprich trotzdem weiter.«

Mein Körper begann zu zittern. Natürlich verstand sie mich, unsere Gesichter berührten sich ja fast. Oder das, was ich gesagt hatte, konnte von keinem noch so lauten Geräusch übertönt werden.

In meinem Augenwinkel erhob sich die schwarze Wand der nächsten Monsterwelle, die sich auf unser Boot zuwälzte. Doch anstatt im Schlund des Ungetüms zu verschwinden, machte die *Aliens Nightmare* einen Satz nach oben, und schon im nächsten Moment bäumte sich der schaumige Wasserrücken hinter dem Achterdeck, während wir sanft hinabglitten. Es war einfach unglaublich. Für einige Sekunden sah ich der davonrollenden Riesenwalze hinterher, deren Grollen noch über unserem Deck waberte.

Dann, als ich mich wieder nach vorn wandte, gefror mir das Blut in den Adern: Aus den Wellengebirgen erhob sich ganz langsam, die weißen Segel stolz gebläht, der Klipper des Verrückten Kapitäns.

Das Schiff war riesig, viel größer, als ich es von der Nacht auf dem Wachturm in Erinnerung hatte, und es sah so echt aus, dass mir augenblicklich klar war: Es konnte unmöglich auf den Inseln gebaut worden sein. Sollten sich die Außerirdischen tatsächlich die Mühe gemacht haben, es von der Erde hierher zu schaffen? Und wenn ja, wozu?

»Da ist er!«, rief Timur begeistert. »Jetzt sind wir gerettet!«

Wieso gerettet?

Ergriffen beobachtete ich, wie der scharfe, metallbeschlagene Bug des Schiffs die Wellen durchpflügte. War das nun ein Klipper oder eine Brigantine oder ein gewöhnlicher Schoner?

Ich weiß es nicht. In den auf den Inseln kursierenden Legenden, Märchen und Träumen wurdest du stets Klipper genannt. Du hast auf deinen Sturm gewartet, auf deinen Orkan, der die grausame, ungerechte Welt auslöschen würde. Als Fata Morgana, als märchenhafte Erscheinung spuktest du in unseren Seelen, die in den steinernen Zellen der Burgen eingesperrt waren. So schlecht es uns auch erging, wir wussten immer: Du bist da. Und so ließen wir den Mut nicht sinken, verließen nicht die Brücken und legten die Waffen nicht nieder. Denn Feiglinge sind dir verhasst. Du nimmst nur die Mutigen bei dir auf. Also auch uns...

Der Klipper segelte auf Parallelkurs und holte uns langsam ein. Er sah genauso aus, wie er in den Legenden beschrieben wurde. In den Bordwänden befanden sich quadratische Luken für die Kanonen. In den Kajüten am Achterdeck brannte schwaches Licht. An Deck lagen mit Segeltuch abgedeckte Beiboote aufgereiht. Als ich bemerkte, dass eines der Beiboote in der Reihe fehlte, kroch mir ein kalter Schauer über den Rücken. Waren wir womöglich mit einem Beiboot dieses Klippers unterwegs?

Tom stieß Freudenschreie aus und rief mit begeisterter Stimme etwas auf Englisch, was wir nicht verstanden. Timur, Inga und ich verfolgten schweigend, wie der Klipper langsam näher kam.

Warum kannst du nicht an einer der Inseln festmachen, Verrückter Kapitän? Wenn die Außerirdischen so mächtig sind, dass sie dich vom Kurs abbringen können, warum versenken sie nicht einfach dein Schiff? Brauchen sie dich womöglich?

Solange in den grauen Wellen die Silhouette deines Klippers aufscheint, solange wir an dich glauben, wird sich das Leben auf den Inseln nicht ändern. Obwohl auf dir die Hoffnung gründet und der Traum von einem neuen Leben, bist du zur Verkörperung eines alten Lebens geworden, zu seinem Gesetz und seiner Religion. Wieso begreifst du diese bittere Wahrheit nicht, Kapitän? Deine Sturheit und dein Wille, dein Hass und deine Liebe - dies alles ist längst zu einem nützlichen Werkzeug der Außerirdischen geworden.

»Tom, versuch, näher ranzukommen!«, schrie Timur zum Achterdeck hinüber.

Kaum mehr als zwanzig Meter trennten uns noch. Ich hatte gehofft, dass uns der Rumpf des großen Schiffs gegen den Wind abschirmen würde, dies war jedoch nicht der Fall. Die *Aliens Nightmare* wurde herumgeworfen wie zuvor. Mir fiel auf, dass von der Bordwand des Klippers Strickleitern herabhingen, genauer gesagt waren das Sturmleitern, die aus dicken Seilen und Sprossen aus Holz bestanden. An Deck huschten im schummrigen Licht von Laternen einige Schatten umher. Der Verrückte Kapitän hatte seine Fahrt merklich verlangsamt und pflügte jetzt genau neben uns durchs Meer.

»Tom!«

Unser Boot schlingerte kaum merklich, während uns ein Wellenkamm seitlich erfasste und eine kalte Lawine über das Deck spülte. Langsam rückte die vor uns aufragende, gleichmäßig gebogene, mit gelblichgrauen Ablagerungen besetzte Bordwand des Klippers näher.

Wozu brauchen dich die Außerirdischen, Verrückter Kapitän?

Ich dachte nicht darüber nach, was ich tat. Bruchstücke von Gedanken, eine verschwommene Besorgnis und das unbestimmte Gefühl, dass hier etwas nicht stimmte, all dies pulsierte in meinem Kopf, der allmählich begann, stoßweise Kommandos an meine wie Federn gespannten Muskeln zu senden. Mit einem entschlossenen Ruck stand ich auf, ohne Ingas Hand loszulassen.

»Ich gehe ein paar Schritte...«

Ingas Finger legten sich fester um mein Handgelenk. Es nützte nichts. Mich losreißend, hob ich die Arme und streckte sie aus. Vor mir gab es nur Dunkelheit und schwache Lichtschimmer auf dem sich vor uns aufbauenden Schiffsrumpf. Und hinter mir zwei verwunderte Augenpaare, Tom nicht gerechnet, denn der kämpfte selbstvergessen mit dem Ruder.

»Tim, pass auf Inga auf.«

Kopfüber sprang ich ins Wasser, das mich mit eiskaltem Griff umfing und mir sofort in Nase und Ohren drang. Prustend tauchte ich auf. Durch die Wasserpfropfen in meinen Ohren hindurch, die meinen Kopf in einen dumpf dröhnenden Klangkörper verwandelten, drang Ingas Stimme. Es war zu spät, umzukehren. Ich wollte unbedingt als Erster an Bord des Klippers klettern und diesen Menschen sehen, der dort hinter dem Steuerrad stand.

Seltsam - die Wellen, die zuvor noch so furchterregend ausgesehen hatten, erwiesen sich als beherrschbar. Nach ein paar Schwimmszügen erreichte ich schon die Bordwand, an der das ausgefranste Ende der Sturmleiter wie angeklebt schien. Rhythmisch schlugen Wellen gegen den Rumpf und verschwanden wieder, ohne zu spritzen.

Kräftig mit den Beinen rudern hob ich die Arme aus dem Wasser und versuchte, die raue Bretterwand zu fassen zu bekommen. Das in der Strömung hängende Holzschild riss an meinem Gürtel.

Meine Hände glitten durch die Bordwand des Schiffs, ohne den geringsten Widerstand zu spüren. Wie durch eine Fata Morgana. Was er in Wirklichkeit ja auch war, der stolze Klipper des Verrückten Kapitäns.

DIE GROSSE TÄUSCHUNG

Es ist ein äußerst merkwürdiges Gefühl, wenn die Hände an der Stelle, wo die Augen unbeirrt einen realen, festen Körper sehen, ins Leere greifen. Für einen quälend langen Augenblick schien es mir, als hätte die mit spitzen Bruchstücken von Muschelschalen besetzte, unaufhaltsam auf mich zukommende Bordwand meine Hand einfach abgeschliffen und ausradiert wie Schmirgelpapier. Doch ich fühlte keinen Schmerz, und es floss auch kein Blut, obwohl meine Arme bereits bis zum Ellenbogen in der hölzernen Wand verschwunden waren.

Instinktiv riss ich den Kopf zurück, um mein Gesicht zu schützen, aber das Gespensterschiff glitt bereits durch mich hindurch. Als körperloser Schatten fiel das glitschig schimmernde, zerfurchte und verwitterte Holz auf meine Netzhaut. Die Augen zusammenkneifend und einen Schrei unterdrückend, bemerkte ich, dass ich ins kalte Wasser zurücksank, und begann, wild mit den Armen zu rudern. Durch meine geschlossenen Lider drang ein kaltes bläuliches Licht, wie das gleichförmige Flimmern eines Fernsehers, der auf einen toten Kanal eingestellt war. Für Momente tauchte ich in eine atemlose Stille.

Als sich meine Augen wieder öffneten, war ich auf alles gefasst. Es hätte mich nicht gewundert, mich in einem dreckigen Laderaum wiederzufinden, in dem echte Wellen plätscherten und in blaue Flammen gehüllte Gespenster herumspukten, oder in einem silbergrauen, Funken sprühenden Nebel aufzutauchen, der im Bauch des falschen Schiffs waberte.

Die Realität erwies sich als wesentlich einfacher. Sie war allerdings von jener Einfachheit, die heftiger schockiert als irgendeine fantastische Unglaublichkeit. So wie ein stumpfes Taschenmesser in der Hand eines betrunkenen Schlägers mitunter gefährlicher erscheint als ein großkalibriges Maschinengewehr.

Der Klipper leuchtete von selbst, besser gesagt, seine Hülle. Von innen sah sie aus wie ein dünner blauer Film, den man zu einem riesigen Spielzeugschiff aufgeblasen hatte. Über mir, an Deck, liefen ebenso illusorische, »aufgeblasene« Menschen umher. Lasurblau schimmernde Segel wölbten sich im Wind. Aus dem blauen Film geformte Laternen bargen amorphe Klumpen gelben Lichts.

Eine Attrappe! Der Klipper des Verrückten Kapitäns war nichts anderes als eine holografisch dargestellte Attrappe, ein Trugbild, eine elektronische Fata Morgana, ein in eine hübsche Form gegossener Betrug!

In der Mitte des aufgeblasenen Spielzeugs schwamm der Schöpfer des infamen Blendwerks, eine runde Plattform mit einem Durchmesser von fünf Metern, die etwa fünfzig Zentimeter aus dem Wasser herausragte und sich langsam drehte. Ein Hybride aus Spezialschiff und Projektor, ein als antiker Segler getarntes fremdplanetarisches Gerät.

Überwältigt von den Eindrücken, trieb ich in den Wellen dahin und beobachtete, wie die Plattform näher kam. Sie schwamm geradewegs auf mich zu, mechanisch und gleichgültig. Von einem obskuren Programm gesteuert, bewegte sie sich auf einer vorbestimmten Bahn, ja das kaltblütige Monstrum nahm vermutlich noch nicht einmal wahr, dass da ein lebendiger Mensch seinen Weg kreuzte.

Mich trennten nur noch wenige Meter von der Plattform, als ich bemerkte, dass sich in einigem Abstand um sie herum kleine Wasserkämme kräuselten, so als zöge ein Schwarm kleiner Fischchen in einem fröhlichen Reigen darum herum. Muntere, unermüdliche Fischchen, die von Zeit zu Zeit mit den stählernen Schneiden ihrer Flossen das Wasser durchstießen ...

In einer großen Welle kam die Plattform ins Schwanken und neigte sich ein wenig. Dabei tauchte etwa eine Armlänge von mir entfernt einer der Teilnehmer des Reigens auf: eine lange, gleichmäßig gebogene, in der Form an einen Elefantenstoßzahn erinnernde Metallstange, an deren Spitze ein Kranz kurzer, rotierender Messer abstand.

Das System war simpel: Ein herannahender Schwimmer wurde von einer der unter Wasser rotierenden Stangen erfasst und geriet dann unweigerlich in die messerscharfen Klingen.

Mir blieben nur Bruchteile von Sekunden, um instinktiv das Richtige zu tun: Blitzartig warf ich die Arme nach vorn, griff hinter die Messer und krallte mich an der vor mir aufragenden Stange fest. Mit einem heftigen Ruck zog sie mich um die Plattform herum durchs Wasser. Wenn ich jetzt losgelassen hätte, wäre es aus mit mir gewesen, denn in meinem Rücken rauschte schon der nächste mit gierig rotierenden Messern bestückte Stoßzahn heran. Gegen die Strömung ankämpfend, hangelte ich mich an der Stange entlang langsam zum Rand der Plattform vor. Aus meinen Armen und Händen schwand schnell die Kraft, und in jeder Faser meines Körpers spürte ich noch die Folgen des aufreibenden Gefechts gegen die Japaner. Beinahe wären meine Beine, die ich nachzog, in die Messer geraten - erst im letzten Moment konnte ich sie anziehen.

Die Metallstange war im unter Wasser befindlichen Teil der Plattform auf einem runden Sockel verankert. Als ich das Ende der Stange erreicht hatte, wurde ich fast vollständig unter Wasser gedrückt und musste krampfhaft nach Luft schnappen, wenn der Wellengang meinen Kopf für einen Moment freigab. Es schien nahezu unmöglich, auf die rutschige Oberfläche der Plattform zu gelangen. Ich warf meine rechte Hand nach oben, um mich an dem schmalen Vorsprung festzuhalten, rutschte jedoch sofort wieder ab und konnte mich nur mit Mühe mit der Linken an der Stange festhalten. Es musste doch irgendwie zu schaffen sein, auf die verdammte Plattform zu klettern. Andererseits: Was würde mir das bringen?

Die nächste größere Welle wogte heran und hob mich sanft nach oben. Entschlossen stieß ich mich vom Sockel der Stange ab und versuchte, mich von der Welle hochziehen zu lassen. Einen zweiten Versuch würde ich nicht haben. Entweder - oder.

Eine aus der Plattform herausstehende Rippe drückte schmerzhaft gegen meinen Brustkorb. Ich lag auf der nassen, kalten Metallplatte, wo die Welle mich unsanft abgesetzt hatte. Meine Beine hingen ins Wasser, während sich meine Hände zitternd vor Anstrengung an einem Vorsprung festklammerten.

Glück gehabt! Aufatmend robbte ich zur Mitte der Plattform, die nicht ganz so glatt war, wie ich befürchtet hatte. Auf ihrer Oberfläche befanden sich ohne ersichtliche Ordnung unterschiedlich hohe Rippen und schmale, zwei bis drei Zentimeter hohe durchsichtige Rohrstützen, aus denen die bläulichen Lichtreflexe der Fata Morgana in einem Funkenwirbel herausrudelten.

Die Plattform lag viel ruhiger im Wasser als unser Boot. Es gelang mir sogar, mich aufzurichten. Tiefend und in der eisigen Umarmung des

Windes vor Kälte zitternd, stand ich vor einer zauberhaften Kulisse. Warum nur konnte eine so heimtückische und grausame Lüge von so berauschender Schönheit sein, viel schöner, als die Wirklichkeit hätte sein können?

Anstelle verfaulten Holzbalken und Deckpaneele umgab mich in bunten Farben schillerndes Segeltuch, und anstelle eines modrigen Lagerraumgeruchs umwehte mich der mit feinem Ozon und Meersalz getränkte Wind. Jede Bewegung der Segel und jedes Schwanken des Klippers gebaren neue türkisfarbene Lichtblitze und Salven violetter, blauer und grellweißer Funkenregen.

Vielleicht lag es daran, dass sich hinter jeder Lüge ein Traum verbirgt. Eine echte Lüge muss schön sein, sonst glaubt sie keiner. Nur die Wahrheit kann sich den Luxus leisten, hässlich zu sein.

»Dima! Dimka!«

Wie aus der Ferne drangen Stimmen durch den Lärm des Windes und der Wellen. Während ich noch die bizarre Kehrseite der Fata Morgana mit ihren mörderischen Messern betrachtete, hatte ich die *Aliens Nightmare* für einen Augenblick völlig vergessen - dabei näherte sie sich bereits der »Bordwand« des Klippers. Timur und Inga standen auf dem Achterdeck am Steuerrad, Tom hantierte an irgendwelchen Tauen am Mast.

Mit einem Schlag begriff ich, was nun passieren würde. Der Bug unseres Boots würde das holografische Phantom berühren und durchstoßen. Einen Moment später würde sich die *Aliens Nightmare* mit seiner nichts ahnenden Besatzung im Innern des Klippers wiederfinden. Schrecken und Begeisterung würden folgen, Momente der atemlosen Verzauberung, in der die fantastische Schönheit des Blendwerks alles überstrahlen würde. Und dann würde das Boot durch den blauen Nebel hindurch auf die Plattform zutreiben.

Die stählernen Rammsporne würden die dünnen Bretter unseres Boots in Stücke hacken. Dieser Höllenapparat war nichts anderes als eine rotierende Fräse. Meine Freunde würden entweder von den Wellen weggespült und ertrinken oder das Schicksal des Bootes teilen. Wer sich wie durch ein Wunder auf die Plattform würde retten können, wäre auch verloren. Denn der Clipper des Verrückten Kapitäns würde niemals an Land gehen.

Sollte ich nun schreien? Oder ins Wasser springen und versuchen, zum Boot zu schwimmen? Hilflos blickte ich mich um. Um die Plattform herum pflügten die tödlichen Stoßzähne durchs Wasser. Von oben konnte man sie ausgezeichnet sehen. Es mochten acht oder zehn dieser stählernen Rammsporne sein. An einem davon hingen Bruchstücke halb verfaulten Holzbalken, die mit rostigen Drahtseilen zusammengebunden waren, und Teile einer Beplankung, die der Rammsporn durchstoßen hatte.

Es waren die Überreste eines Floßes. Wir sind nicht deine ersten Opfer, Verrückter Kapitän!

An der Stelle, an der die *Aliens Nightmare* die durchsichtige Hülle des Klippers berührte, drifteten dunkle, konzentrische Kreise auseinander, wie bei einer Pfütze, in die ein Stein geworfen wurde.

Auf einmal spürte ich durch die Jeans hindurch den kalten Stahl meines Schwerts.

Es war das erste Mal, dass ich einen so heftigen und blindwütigen Hass empfand, dass das Spielzeugschwert sich ganz von selbst in eine scharfe Waffe verwandelte. Noch niemals zuvor, weder auf der Erde noch auf den Inseln, hatte mich eine solche Welle von Abscheu und Zorn erfasst. Es war die hilflose Wut eines betrogenen und gedemütigten kleinen Jungen.

Aber immerhin hatte dieser Junge noch sein Schwert!

Mit grimmiger Entschlossenheit streckte ich die Klinge vor mir aus: Sie strahlte ein reines, eisig blaues Licht aus - war das eine Spiegelung oder leuchtete sie von selbst?

Eines habt ihr mich gelehrt, ihr verfluchten Inseln: zu hassen. Zu hassen und zu töten. Selbst in meine Liebe mischt sich Hass hinein. Jetzt werdet ihr ihn zu spüren bekommen!

Mit beiden Händen fasste ich das Schwert und holte weit aus, indem ich es hinter meinen Rücken schwang. Dabei ging ich ein wenig in die Knie, um das Schwanken der Plattform auszubalancieren. Und dann hieb ich mit aller Kraft auf die nasse Metallplatte zu meinen Füßen ein.

Das schrille Kreischen splitternden Metalls zerschnitt die Luft, während zu beiden Seiten der sich in die Platte bohrenden Klinge Fontänen orangegelber Funken aufstiegen. Mein Schwert hatte die Verkleidung der Plattform aufgeschlitzt.

»Dima!«

Die leuchtende Hülle der Schiffsattrappe erzitterte und veränderte ihre Farbe, wie eine Seifenblase, die man kräftig anpustet. Dann zog sie sich langsam zur Plattform hin zusammen, schrumpfte wie ein aufgeblasenes Gummitier, aus dem man den Stöpsel herausgezogen hatte.

Unser Boot war nur noch zehn Meter von der Plattform entfernt und hatte den zerstörerischen Rammspornen ausgerechnet die Breitseite zugewandt.

»Na, wie gefällt dir das?«, zischte ich. »Damit hast du nicht gerechnet, was?«

Den zweiten Schlag führte ich gezielt im spitzen Winkel zum schon vorhandenen Riss. Die Hebelwirkung der langen Klinge nutzend, gelang es nun erstaunlich leicht, ein dreieckiges Stück der Verkleidung aufzubiegen. Darunter quoll eine eklige blassrosafarbene Masse hervor. Es zischte, und an der Oberfläche des zähflüssigen Breis traten Gasblasen hervor, schwoilen an, zerplatzten.

Die *Aliens Nightmare* rückte immer näher.

»Pass auf!«, schrien meine Gefährten so laut, als wäre ich weit entfernt, und ohne die geringste Ahnung davon, in welcher tödlicher Gefahr sie selbst schwebten.

Mit einem Ruck zog ich die Klinge aus der klebrigen Masse. Der Stahl meines Schwerts glühte und verkohlte den rosa Schleim, der an ihm haften geblieben war.

Plötzlich hoben sich die gebogenen Rammsporne der Plattform wie Spinnenbeine synchron aus dem Wasser und schwenkten nach innen. Die rotierenden Messer an ihren Spitzen zerschnitten wie Propeller die Luft und verursachten dabei ein helles, markerschütterndes Summen. An einem der in die Luft ragenden Stoßzähne hing als schmutzigweiße Girlande ein menschliches Skelett.

Ich hatte keine Zeit, mich darüber zu entsetzen. Mit verzweifelten Schlägen hieb ich auf die Sockel zweier Spinnenbeine ein. Funken sprühend, knickten sie ab und fielen mir vor die Füße. Dabei versanken die Messer gurgelnd in dem schäumenden rosa Brei, der aus der aufgeschlitzten

Metallabdeckung ausgetreten war. Der Spinnenkörper begann zu vibrieren.

Mit einem Satz sprang ich an den äußersten Rand der Plattform, wo die *Aliens Nightmare* gerade in unmittelbarer Nähe vorbeiglitt.

»Spring!«, schrie Tom und streckte mir die Hand entgegen.

Sekunden später stand ich an Deck unseres Bootes und beobachtete mit aufgerissenen Augen, wie die heil gebliebenen Spinnenbeine sich ebenfalls auf die Plattform niedersenkten.

»Gut gemacht«, sagte Timur, der sich auf die andere Bordseite geworfen hatte, um die Wucht meines Sprunges auszubalancieren.

Mit unsicheren Schritten torkelte er zurück. Er wirkte ungewohnt schlaff, und seine sonst so gesunde Gesichtsfarbe war einem fahlen Grau gewichen.

»Ist dir schlecht?«, fragte ich.

Timur nickte. Erschrocken stellte ich fest, dass sein Gesicht mit einem Mal blau wurde. Ebenso bei Inga und Tom. Und auch die Planken unseres Bootes waren von einem bläulichen Schein überzogen.

Eine Welle grellen blauen Lichts ergoss sich über uns, und wie aus dem Nichts erhob sich ein warmer Wind. Für einen Augenblick sahen wir noch einmal den Klipper des Verrückten Kapitäns: Als lächerlich kleines, höchstens ein Meter großes Spielzeugmodell hing er über der von rosa-weißem Schaum überzogenen Plattform. Dann ertönte ein dumpfes Plopp, und auch der letzte Überrest des gigantischen Blendwerks war verschwunden. Zurück blieb nur ein rosa schimmernder Haufen, aus dem tote, stählerne Spinnenbeine kreuz und quer herausragten.

»Wir hatten gedacht, du bist unter das Schiff getaucht«, sagte Inga leise. Ich dachte, sie würde noch etwas sagen, aber sie schwieg.

Stattdessen rief Timur: »Schaut!«

Um uns herum hatte das Meer Feuer gefangen. Auf der Wasseroberfläche züngelten blassblaue Flammen. Es sah aus, als hätte jemand selbst gebrannten Wodka aufs Meer gegossen und ihn angezündet. Schaumflocken, die sich von den Wellenkämmen lösten, verwandelten sich in sprühende Funkenwolken, die nach wenigen Augenblicken verglühten.

Für kurze Zeit war es taghell geworden.

»Die Wunder gehen weiter«, stellte Inga ziemlich ungerührt fest. »Der Klipper hat sich in einen rostigen Metallhaufen verwandelt, und der Sturm...«

Der Sturm war einfach vorbei. Das blaue Licht und die Flammen auf dem Meer verloschen, die Wellen glätteten sich. Unser Boot segelte wieder durch die Dunkelheit wie zuvor, nur die monströsen Riesenwellen waren verschwunden. Ein feuchter, böiger Wind legte die Meeresoberfläche in sanfte Falten. Der ganze Spuk war mit einem Mal verpufft.

Lüge. Alles Lug und Betrug. Nachdenklich hielt ich die Hand über die Bordwand ins kalte Wasser und schöpfte mir eine Handvoll davon ins Gesicht. Ein schönes Märchen glaubt man leichter, wenn es schauerlich erzählt wird. Der Klipper des Verrückten Kapitäns, der im strahlenden Sonnenschein über ein spiegelglattes Meer segelte - das hätte doch kein Mensch geglaubt!

Alles Lug und Betrug!

»Setz das Segel, Tom«, rief ich und marschierte zum Steuerrad. »Wir sind gar nicht mehr weit von unserer Insel entfernt. Bei diesem Wind kannst du doch bestimmt auch einen Waschzuber mit Leintuch segeln, nicht wahr?«

Die stählerne Klinge meines Schwerts war wie eine eisige Kruste an meinem Oberschenkel festgefroren.

DIE REVOLTE DIE REVOLTE

Der Himmel wollte sich nicht aufhellen, obwohl wir das unerklärliche Gefühl hatten, dass die Nacht zu Ende ging. Vielleicht kam es daher, dass wir einfach nicht mehr schlafen konnten. Ein Hauch von Morgendämmerung lag über dem Meer.

Die *Aliens Nightmare* passierte noch die Küsten von zwei oder drei Inseln, dann konnten wir vage die wohlbekannten Formen der Festung auf der Insel Nr. 24 ausmachen. Das Ruder hart backbord gelegt, steuerte Tom das Boot unter einer der Brücken hindurch. Die uns umgebende Düsternis schien sich noch zu verdichten. Endlich hoben sich vor dem flackernden Hintergrund eines fernen Wetterleuchtens die eckigen Konturen unserer Burg ab.

In jenen Augenblicken, als wir uns der Insel näherten, beschlich mich eine Regung, die ich nicht zulassen wollte, nicht zulassen durfte: das Gefühl, heimzukommen. Während es sich mit seiner schmeichlerischen Wärme in mir ausbreitete, empfand ich es als kaum verzeihliche, beschämende Schwäche. Denn die Burg des Scharlachroten Schildes war mitnichten mein Zuhause, sondern mein Gefängnis!

In voller Fahrt rammte sich das Boot in den flachen Sandstrand. Wir hatten die Entfernung völlig falsch eingeschätzt. Die Wucht des Aufpralls schleuderte mich mitten in die Überreste unserer Kajüte, während Tom und Inga sich am Mast festhalten konnten. Timur dagegen flog in hohem Bogen über Bord und landete direkt am Ufer. Nachdem ich mich mühsam aus dem Brettergewirr befreit hatte, kletterte ich aus dem Boot und stapfte eilends durch den Sand zu Timur. Unter normalen Umständen hätte man sich um ihn keine Sorgen machen müssen, aber jetzt, da er verwundet war, wollte ich so schnell wie möglich nach ihm sehen.

Mit gezogenem Schwert stand er am Strand und blickte sich um.

»Tim, es ist alles in Ordnung, das ist doch unsere Insel«, sagte ich und legte ihm vorsichtig die Hand auf die Schulter.

Er nickte und ließ zögerlich das Schwert sinken, während er weiter misstrauisch in die Dunkelheit spähte. Hinter uns mühten sich Tom und Inga damit ab, das Boot ans Ufer zu ziehen. Mir kam überhaupt nicht in den Sinn, ihnen zu helfen, denn ich war völlig auf Timur fixiert, der offenkundig nicht ganz bei sich war.

»Dima«, flüsterte er mit schwacher Stimme, »du denkst jetzt wahrscheinlich, ich spinne, weil ich auf unserer eigenen Insel mit gezogenem Schwert herumlaufe. Aber weißt du, für mich ist die Konföderation die einzige Chance.«

Am Horizont flimmerten die schmalen Lichtbänder des Wetterleuchtens, und über uns am Himmel zogen die phosphoreszierenden Schatten dicker Haufenwolken hinweg.

»Diese Insel ist für mich nicht die erste, verstehst du?«, fuhr Timur halblaut fort. »Selbst wenn sie nach den Regeln des Großen Spiels den Sieg erringen würde, brächte mir das überhaupt nichts. Denn ursprünglich bin ich auf der Insel der Tausend Steine gelandet, wo uns die Japaner fast umgebracht hätten. Dort habe ich ein halbes Jahr gelebt und versucht zurechtzukommen. Aber dann habe ich es nicht mehr ausgehalten und mich auf die Suche nach Landsleuten gemacht. Immer am frühen Morgen, wenn die Brücken nur noch durch einen schmalen Spalt getrennt, aber noch keine Brückenwachen postiert waren, habe ich mich von Insel zu Insel vorgearbeitet. Nur Chris weiß, wie ich auf unsere Insel gekommen bin. Und Chris behält es für sich. Behalte du es auch für dich, okay?«

»Warum erzählst du es mir dann?«, flüsterte ich.

»Damit du mich verstehst. Ich werde bis zum Ende für die Konföderation kämpfen, weil ich keinen anderen Ausweg habe. Ich habe das Gefühl, dass ich besonders vorsichtig sein muss.«

Obwohl Timur meine Geste nicht sehen konnte, nickte ich. Inzwischen kam Inga zu uns gelaufen. Tom war noch auf dem Boot zugange und suchte nach Vorratssäcken, indem er die Kajütenbretter auseinanderzog. Das hätte er sich wohl sparen können - im Sturm war alles von Bord gespült worden.

Obwohl wir nicht allzu weit von der Burg an Land gegangen waren, brauchten wir unerwartet lange für den Weg. Mag der Orkan auch eine Illusion gewesen sein, der Regen hatte sich tatsächlich sintflutartig über die Inseln ergossen. Im kalten, nassen Sand sanken unsere Füße ein, und mehrfach mussten wir kleine Senken umgehen, die sich in morastige Sümpfe verwandelt hatten. Schon nach wenigen Minuten waren wir völlig entkräftet, und ich bereute es, dass ich nicht vorgeschlagen hatte, bis Tagesanbruch am Boot zu warten. Aber was soll's, dachte ich, irgendwann geht jeder Weg einmal zu Ende.

Schließlich erreichten wir die Burgmauer. Im Halbdunkel der schwindenden Nacht wirkte das Mauerwerk blassgrau, als hätte der Regen die rosa Farbe einfach abgewaschen. Das Tor stand offen.

»Ganz schön leichtsinnig«, bemerkte Timur abschätzig. »Sollen wir ihnen einen ordentlichen Schrecken einjagen?«

Niemand reagierte auf diesen Vorschlag, und sicherlich war auch Timur weniger nach lauten Szenen zumute als nach einem warmen, weichen Bett. Wir alle wünschten uns in diesem Moment nichts sehnlicher, als uns so schnell wie möglich auf die erstbeste freie Pritsche fallen zu lassen.

Erstaunlicherweise war auch die Tür am Haupteingang der Burg nur angelehnt, und durch den Spalt drang gelbes, flackerndes Licht. Wie auf Kommando blieben wir alle gleichzeitig stehen. Inga öffnete die Lippen, schien etwas sagen zu wollen, doch dann schloss sie wortlos den Mund wieder.

»Dima«, flüsterte Timur, »gehst du mal nachsehen?«

Ich nickte. In der Erwartung, sie würde wieder zu funkeln beginnen, blickte ich auf die Klinge meines Schwerts, doch sie tat nichts dergleichen. Das war im Grund nicht weiter verwunderlich, denn ihre Beschaffenheit hing ja einzig und allein von meinem Gemütszustand ab, und ich fühlte weder Wut noch Angst noch Misstrauen, sondern lediglich bleischwere Müdigkeit, die jede andere Regung in mir überlagerte.

Vorsichtig, möglichst keine Geräusche verursachend, schlich ich zur Tür und lugte durch den offenen Spalt.

Mitten im Gang, direkt vor dem schmalen Gatter, das in den Keller führte, brannte ein Lagerfeuer, an dem Rücken an Rücken zwei Jungen saßen. Als ich die vertrauten Gesichter erkannte, überkam mich ein Anflug von Ärger, sei es über den misstrauischen Timur, sei es über mich selbst, weil mich schon jeder Schatten beunruhigte.

Mit dem Fuß stieß ich die Tür auf und trat ein. Die Jungen sprangen erschrocken auf, einer von ihnen so panisch, dass er mit einem Bein versehentlich im Feuer landete und einen spitzen Schrei ausstieß. Das war Maljok.

Der zweite Junge zog langsam sein Schwert. Das Licht, das von der Klinge reflektiert wurde, glitt in flimmernden Streifen über seine hervorstehenden Wangenknochen und eine lange, verkrustete Narbe auf seiner Stirn. Als wir unsere Reise auf der *Aliens Nightmare* antraten, hatte Achmet, der Kommandeur der Insel Nr. 24, diese martialische Kampfspur noch nicht über der Nasenwurzel getragen. Nun schöpfte ich erneut Verdacht.

»Hallo«, sagte ich zu Maljok gewandt. »Haben sie dich doch schon wieder rausgelassen! Bist du bekehrt?«

Auf Maljoks Gesicht erschien ein dünnes Lächeln.

Dann sprach ich Achmet an: »Wie geht's? Ist alles in Ordnung? Warum hältst du bei uns Nachtwache? Du bist doch ein Gast. Ist Chris bei euch auf der Insel?«

Achmet erstarrte, nur seine Finger spielten nervös am Griff seines Schwerts. Maljok, der sich abgewandt und die Hände hinter dem Rücken verschränkt hatte, machte nicht einmal den Versuch, seine Waffe zu ziehen.

»Wir sind hundemüde, Achmet«, sagte ich mit einem gespielten Lächeln und ging auf ihn zu. »Jetzt wollen wir nur noch ins Bett. Morgen erzählen wir euch dann alles.«

Als ich nur noch zwei oder drei Schritte von ihm entfernt war, zog ich mein Schwert, sprang mit einem flinken Satz übers Feuer und drückte Achmet die Klinge an den Hals.

»Lass dein Schwert fallen«, zischte ich und blickte herausfordernd in seine vor Hass funkelnden Augen. »Na los, mach schon! Wirf es weg!«

Aus dem Augenwinkel beobachtete ich Maljok. Er blickte uns unsicher an, dann wich er zur Wand zurück und setzte sich scheinbar teilnahmslos auf den Boden.

»Ich zähle bis drei«, sagte ich kühl und hoffte wirklich, dass er sich kampfflos fügen würde. »Eins... zwei...«

Mit einer behäbigen Bewegung riss Achmet den Kopf zurück, um meiner Klinge zu entgehen, sprang gleichzeitig einen Meter zurück und streckte sein Schwert mit beiden Händen vor sich aus. Mein Versuch, ihn mit einer bloßen Drohung zu entwaffnen, hatte sich als schwerer Fehler erwiesen. Es wäre besser gewesen, kurzen Prozess mit ihm zu machen. Jetzt schwang er seine Waffe zur Seite und kam auf mich zu.

Die Klinge schräg vor den Kopf haltend, erwartete ich seinen Angriff, als von der Tür her das leise schnalzende Geräusch einer sich entspannenden Feder erklang. Achmet würgte ein Röcheln hervor, ließ sein Schwert fallen und fasste sich mit beiden Händen an die Kehle. Seine dünnen Finger ertasteten das kurze, befiederte Ende eines Armbrustpfeils, der in seinem Hals steckte. Dann rollte er mit den Augen, verzerrte den Mund zu einem ungläubigen Lächeln und sank ganz langsam in sich zusammen.

In der Tür stand Tom und hielt die Armbrust in der Hand, mit der er soeben den Pfeil abgefeuert hatte. Er hatte gut daran getan, die leiseste unserer Waffen einzusetzen, denn mit einem Pistolenschuss hätte er das ganze Verschwörerpack aufgeweckt.

»Wo sind unsere Freunde?« Meine Frage galt Maljok, obwohl ich immer noch kein Auge von Achmet ließ, der sich auf dem Boden zusammenkrümmte. Bei so einem konnte man nie wissen.

»Im Keller«, erwiderte Maljok fast gelangweilt. »Keine Sorge, sie haben sich selbst verbarrikadiert.«

Erst jetzt bemerkte ich, dass das eisenbeschlagene Gatter, das in den Keller führte, mit zwei dicken, kurzen Holzbalken verrammelt war.

»Und wie viele von diesen... anderen sind in der Burg?«

»Zwei von den Vierundzwanzigern und drei von den Dreißigern. Sie sind oben.«

Timur schlüpfte zur Tür herein. Als er Maljok erblickte, entfuhr ihm ein leiser Fluch.

»Du schon wieder!«, fauchte er ihn an.

»Was heißt schon wieder?«, erwiderte Maljok entrüstet.

»Hast dir schon wieder neue Herren gesucht, was?«

Man merkte Timur an, dass er innerlich kochte und Maljok am liebsten angeschrien und in der Luft zerrissen hätte. Doch er war zu geschwächt, und seine Stimme blieb kraftlos, was in der heiklen Situation nicht das Schlechteste war. Denn in einem offenen Kampf hätte er uns in seiner derzeitigen Verfassung nicht viel helfen können.

»Tom, hol deine Knarre raus«, wies ich unseren Australier trocken an, nicht ganz sicher, ob er mich verstehen würde.

Doch er verstand mich hervorragend und zog seine Pistole aus dem Gürtel. Maljok, dem schon beim Wort »Pistole« die Kinnlade heruntergefallen war, marschierte ungestüm auf Tom zu.

»Wow! Lass mal sehen!«, gurrte er mit leuchtenden Augen.

Timur und ich tauschten einen Blick aus.

»Du spinnst wohl, Kleiner, das ist kein Spielzeug für dich«, sagte Timur giftig.

Maljok hatte offenbar noch gar nicht registriert, dass sich Toms Pistole auch gegen ihn hätte richten können. Womöglich hielt er sich immer noch für einen Kämpfer der Insel Nr. 36?

»Wie kommt es, dass du mit denen zusammen bist?«, blaffte ich ihn an.

Er zuckte mit den Schultern. »Die Unseren haben sich nicht getraut, während Achmet mit seinen Leuten die Burg besetzt hat. Sie haben mich gefragt, warum ich im Kittchen sitze. Chris hat es ihnen offenbar nicht gesagt. Da habe ich ihnen eben irgendeine Geschichte erzählt. Sie haben sich kurz beraten und mir dann vorgeschlagen, auf ihre Seite zu wechseln. Na ja, und...«

»Jaja, ich habe schon verstanden«, polterte Timur. »Wenn Tolik oder Meloman so gehandelt hätten, wäre das in Ordnung gewesen. Aber du hättest die Bande auch allein erledigen können. Zumindest hättest du während der Nachtwache Achmet ins Jenseits befördern und die Unseren befreien können.«

Maljok schüttelte heftig den Kopf und grinste uns zufrieden und selbstsicher an.

»Hätte ich nicht! Ich habe das Kämpfen verlernt«, sagte er beinahe triumphierend.

Wenn Maljok uns nicht anlog, so hatte diese Veränderung bereits am zweiten oder dritten Tag nach seiner Enttarnung stattgefunden. Als er am Morgen in seinem Verlies aufwachte, hatte er eine merkwürdige Leere und ein beklemmendes Verlustgefühl in sich verspürt, so als ob er etwas sehr Wichtiges vergessen hätte. Was dahintersteckte, bemerkte er erst viel später, als er wieder ein Schwert zur Hand nahm und einige Hiebe simulierte. Er konnte sich zwar noch an die Bewegungsabläufe und Kampftechniken erinnern, aber die leichtfüßige Wendigkeit und Schnelligkeit, die ihn zu einem der besten Kämpfer auf den Inseln gemacht hatten, waren ihm abhandengekommen. Offensichtlich konnten die Außerirdischen Fähigkeiten, die sie einem verliehen hatten, auch wieder zurücknehmen.

Während Maljok uns dies alles erzählte, entfernten wir die Balken, mit denen das Kellergatter von außen verrammelt war. Dann stiegen wir die Treppe hinunter, hämmerten gegen die Kellertür und riefen nach unseren Freunden.

Endlich ertönte die gedämpfte Stimme von Chris: »Was wollt ihr?«

»Wir sind's, macht auf!«, antwortete Timur lakonisch.

Rumpelnd wurden auf der anderen Seite die Barrikaden entfernt. Dann öffnete sich die Tür, in der mit misstrauischer Miene unser Kommandeur erschien. Er kniff die Augen zusammen, geblendet vom Licht unserer Fackel. Einen Augenblick lang musterte er Timur und mich, die Hand am Griff seines Schwerts. Dann lächelte er erleichtert und schloss uns beide gleichzeitig in die Arme. Timur stieß einen Schmerzensseufzer aus, da Chris direkt in seinen zeretzten Arm gegriffen hatte.

»Ich wusste, dass ihr zurückkommt. Deswegen haben wir auch ausgeharrt.«

Wir traten in den Kellerraum, wo sich hinter Chris Tolik, Meloman, Ilja, Rita und Tanja drängten.

Iljas linker Arm war vollständig verbunden und hing in einer Schlinge, während Melomans rechte Hand bis zu den Fingerspitzen in einem dicken Verband steckte.

Als er meinen fragenden Blick auffing, sagte er seufzend: »Ich musste einen Schwerthieb abwehren - mit der Hand.« Völlig übergangslos fügte er empört hinzu: »Und seit einem Tag sind die Akkus von meinem Disc-Man leer. Wir haben zwar ein Feuer gemacht, aber damit funktioniert das Aufladen nicht.«

Lediglich Tolik trug keinerlei Verband. Als ich jedoch sein Gesicht sah, seine weißen, zerbissenen Lippen und seinen kalten, bösen Blick, war mir schlagartig klar, dass auch er eine Rechnung offen hatte. Die Rache wird fürchterlich, dachte ich.

»Wo ist denn Sershan, der alte Nörgler?«, fragte ich launig und hoffte, Tolik damit ein wenig aufmuntern zu können. Doch im selben Moment begriff ich, dass ich die falsche Frage gestellt hatte.

»Den haben sie als Ersten getötet.«

Toliks Stimme war genauso böse und kalt wie sein Blick. Meine Hände begannen zu zittern, und mit diesem Zittern stieg eine lähmende Verbitterung in mir auf. Sershan, der alte Streithahn und Schwarzseher, war mir kein so enger Freund gewesen wie Tolik oder Timur. Aber auf dem glatten Brückenmarmor hatten wir Seite an Seite ums Überleben gekämpft.

Die Rache wird fürchterlich.

»Und die anderen...?« Ich verstummte, denn Toliks Gesichtsausdruck ließ befürchten, dass Sershan nur der Erste auf der Liste war.

»Lera.«

Lera? Ich würgte an der von Rauch getränkten Kellerluft. Ein zehnjähriges Mädchen? Selbst wenn alle Jungen auf einer Insel umgebracht wurden, krümmte man den Mädchen in der Regel kein Haar.

»Aus Versehen? Mit einem Pfeil?«, fragte ich in der vagen Hoffnung, dass es kein feiger Mord gewesen war. Es ist schwer, sich die Schlechtigkeit ehemaliger Freunde einzugestehen. Händeringend suchen wir nach Rechtfertigungen für ihr schändliches Verhalten.

»Mit dem Schwert, als wir in den Keller flüchteten und Lera ein Stück zurückblieb.«

Die Rache wird fürchterlich.

»Und Olja?«

»Sie ist in Gefangenschaft, sitzt im Turm, wo ich vorher eingesperrt war«, antwortete Maljok, der uns in den Keller gefolgt war.

»Ist alles in Ordnung mit ihr?«, fragte Rita besorgt.

Maljok zuckte mit den Achseln. »Schon. Sie haben ihr was zu Essen gebracht und so... Nur hat sie immer geweint, wenn Achmet und Boris sie verhört haben.«

»Verhört?«, fragte Rita entsetzt und riss die Augen auf. »Verhört?«, schrie sie beinahe hysterisch.

Chris sprang zu Maljok, packte ihn an den Schultern und schüttelte ihn heftig. »Bub... Du dummer Bub!«

Völlig verduzt versuchte Maljok, sich loszureißen. Chris ließ ihn von selbst los, holte schon aus, ließ die Hand dann aber doch wieder sinken und wandte sich zornrot von ihm ab. Stattdessen baute ich mich vor Maljok auf.

»Was habt ihr denn? Was habe ich denn getan?«, wimmerte er.

Kommentarlos schlug ich ihm mit der flachen Hand hart ins Gesicht. Aber ich verstehe, dachte ich. Ja, ich verstehe vollkommen. Du kannst ja nichts dafür, Maljok, dass du als kleiner Junge auf die Insel gekommen bist. Und du kannst auch nichts dafür, dass die Insel des Scharlachroten Schildes von Chris mit englischer Strenge geführt wird, sodass Kinder nicht wissen, was sie nicht zu wissen brauchen. Es ist nicht deine Schuld. Aber...

Die Rache wird fürchterlich.

DIE BEFREIUNG

Gegen Abend kehrte ich von der Ostbrücke zurück. Den ganzen Nachmittag über hatte ich dort am höchsten Punkt nackt ausgezogen in der Sonne gelegen. Mein Holzsword hatte ich mit meiner Kleidung umwickelt und mir als Kissen unter den Kopf geschoben. Es gibt sicher bequemere Orte für ein Sonnenbad, doch die Verrenkungen zwischen Kajüte und Mast der *Aliens Nightmare* hatten meine Ansprüche in dieser Hinsicht auf ein Minimum reduziert.

Sowohl unsere Burg als auch die Burg der Insel Nr. 30 hatte ich von hier oben bestens im Blick. Wenn jemand dort unten aufgetaucht wäre, hätte ich genug Zeit gehabt, mich in aller Ruhe anzuziehen und auf mögliche unangenehme Überraschungen vorzubereiten. Doch die Insel Nr. 30, die von der Konföderation ausgelöscht worden war, lag immer noch wie ausgestorben da. Ich stellte mir vor, in welcher misslichen Lage sich der Junge wiederfinden würde, den es als Nächsten von der Erde dorthin verschlagen würde.

Auf den gefährlichen Brücken hielten die anderen Jungen Wache. Mir wurde eine Verschnaufpause gegönnt, obwohl ich schon den gestrigen Tag, den ersten nach unserer Rückkehr auf die Insel, vollständig verschlafen hatte.

Nur einmal, gegen Abend, war Mädchengeflüster durch den dicken Vorhang des Schlafes zu mir durchgedrungen. Inga und Rita waren in meine Kammer gekommen, um nach mir zu sehen. Offenbar hatte Inga sich darüber Sorgen gemacht, ob ich nicht doch etwas zu tief entschlummert war. Ich hatte den Eindruck, dass sie sich zu mir herabbeugte, mich lange ansah und dann mit den Lippen meine Stirn berührte. Das war natürlich nur ein Traum.

»Gehen wir, lassen wir ihn schlafen«, flüsterte Rita schließlich.

Für einen Augenblick wollte ich lachen und ihnen sagen, dass ich überhaupt nicht schlief, um schon im nächsten Augenblick wieder in eine tiefe Besinnungslosigkeit zu versinken, die bis zum nächsten Morgen andauern sollte.

Als ich erwachte, fühlte ich mich müde, und mein Kopf schmerzte. Das kommt vor, wenn man allzu lange schläft. Zum Glück hatte ich keine Gelegenheit dazu, in Selbstmitleid zu versinken, denn Timur fühlte sich noch viel schlechter als ich und fiel für den Wachdienst definitiv aus. Die restlichen Kämpfer waren gerade genug, um die Brücken zu bewachen.

Nachdem Chris meine zerknitterte Visage erblickt hatte, schickte er mich umstandslos auf die Ostbrücke, für die ohnehin nur der Form halber ein Wachposten vorgesehen war. Tom und Tolik entsandte er zur Westbrücke, was völlig ausreichend erschien, da sie mit der Pistole bewaffnet waren. Er selbst machte sich mit Ilja, Meloman und Maljok zur Südbrücke auf. Trotz aller Verluste waren wir immer noch einsatzfähig.

Bei Einbruch der Dämmerung zog ich mich an und machte mich, noch etwas dösig vom langen Sonnenbad, auf den Rückweg zur Insel. Vor allen anderen traf ich dort ein. Die Burg lag in ungewohnter Stille. Am Wehrgang, wo gewöhnlich das angeregte Stimmengewirr der abendlichen Heimkehrer zusammenfloss, schlug mir eine irritierende Lautlosigkeit entgegen. Auf der Suche nach Gesellschaft irrte ich durch die kühlen Gänge und spähte in verlassene Räume.

In Timurs Kammer endlich erblickte ich die Mädchen. Sie hatten sich am Fenster zusammengedrängt, während Timur auf seinem Bett lag und schlief. Auch hier herrschte Stille im Raum, aber eine lebendige Stille, erfüllt vom Atem des Schlafenden, vom gedämpften Flüstern einer kaum vernehmbaren Unterhaltung und vom Rascheln lockerer Kleidung, die ein sanfter Luftzug in Bewegung versetzte. Als ich eintrat, drehten die Mädchen mit einem Ruck die Köpfe in meine Richtung, und ich bemerkte sofort den verängstigten, fast panischen Ausdruck in Oljas Gesicht. Nachdem ich mich um ein beruhigendes, sanftes Lächeln bemüht hatte, verließ ich den Raum wieder.

Diese Dreckskerle, dachte ich, diese verdammten Bestien!

Boris, Achmets Freund und Helfer, hatte ich selbst getötet. Dabei war mir gar nicht bewusst gewesen, dass dies mein erster Mord war. Es war das erste Mal, dass ich mit dem Schwert auf jemanden einschlug mit der festen Absicht, ihn ins Jenseits zu befördern. Er war der Erste, den ich nicht in einem Duell Mann gegen Mann getötet hatte.

Nachdem wir unsere Freunde befreit hatten, waren wir in die Kammer eingedrungen, in der die ganze Bande der Besatzer schlief. Selbst Timur, der sich kaum noch schleppen konnte, war mitgekommen, und auch Rita und Inga. Sogar der unselige Maljok mit seiner aufgeplatzten Lippe war uns hinterhergetrottet, obwohl er die Welt nicht mehr verstand, nachdem ihm zuvor im Keller meine Handfläche ins Gesicht geflogen war.

Einer der fünf Jungen hatte nicht geschlafen, offenbar war er als Wache eingeteilt. Als er sein Schwert hob, schoss Tom sofort. Der Knall war so gewaltig in dem kleinen Raum, dass mir danach die Ohren dröhnten. Der Junge breitete die Arme aus und flog spektakulär rücklings gegen die Wand, wie im Film.

Eine Kugel ist eben ein ganz anderes Kaliber als ein Schwert oder ein Pfeil. Die Vorstellung von einem winzigen, unsichtbaren Bleigeschoss, das diskret ein Leben auslöscht, ist völlig falsch. Tatsächlich wirkt ein Schuss aus nächster Nähe wie der ungebremste Faustschlag eines Schwergewichtlers.

An allen anderen vorbei stürzte ich mich voller Hass zu dem Bett, aus dem uns Boris völlig entgeistert anstarrte. Früher hatte er auf mich den Eindruck eines schweigsamen, ja sogar schüchternen Jungen gemacht. Jetzt flüchtete er wie ein gehetztes Tier in den hintersten Winkel des Bettes, hielt schützend die Decke vor sich und fing an, mit erstickter Stimme etwas hervorzustammeln. Meine Ohren waren immer noch betäubt - wie durch dicke Watte drangen seine Worte zu mir durch.

»Gib mir ein Schwert, das ist nicht fair...«

»Nein.«

»Du wirst doch nicht auf einen Unbewaffneten...«

»Und ob!«

Kaltblütig stach ich ihn ab. Dann warf ich Chris, der hinter mir stand, einen fragenden Blick zu. Mit einem flüchtigen Kopfnicken billigte er meinen Mord. Das »ritterliche« Spiel war endgültig vorbei. Vermutlich war es schon mit dem ersten Schuss aus Toms Pistole zu Ende gegangen, spätestens jedoch in dem Moment, als zwei Halbstarke ein völlig hilfloses kleines Mädchen vergewaltigt hatten.

»Bringt sie alle auf eine Brücke«, befahl Chris knapp.

»Auf welche?«, fragte Tolik.

»Egal. Bringt sie auf eine der Brücken und werft sie ins Meer.«

Tolik sah mich fragend an, als sei ich auch Kommandeur und als erwarte er von mir einen Befehl.

»Wenn sie Widerstand leisten, tötet sie vorher«, sagte ich gleichgültig.

Möglicherweise würde ich diesen Spruch noch bereuen; nicht seinen Inhalt, sondern die Gleichgültigkeit, mir der ich ihn hingeworfen hatte. Bisweilen unterscheidet sich niederträchtige Grausamkeit von einer aufgenötigten Härte nur durch ein winziges Detail, durch einen bestimmten Tonfall oder einen Gesichtsausdruck. Leider kommt es auch vor, dass diese Unterschiede vollständig verschwimmen.

Nachdem ich Timurs Kammer verlassen hatte, verzog ich mich in meine eigene und ließ mich auf mein Bett fallen. Eine tiefe innere Leere und Schwermut legten sich auf mein Gemüt, ich hatte weder Lust zu schlafen noch zu essen noch irgendjemanden zu sehen.

Nach zehn Minuten kam Chris zu mir herein. Er setzte sich auf das zweite Bett und sah mich lange an. Vor einer halben Ewigkeit, an meinem ersten Morgen auf der Insel, hatte Maljok mich so angeschaut. Damals hatten wir das Lächeln noch nicht verlernt.

»Chris, erzähl mir, wie alles passiert ist«, bat ich ihn. »Ich habe noch gar nicht richtig kapiert, was geschehen ist.«

Der Kommandeur stützte das Kinn in die Hände, wiegte resigniert den Kopf und senkte den Blick auf den Boden.

»Wenn ich das so genau wüsste«, begann er. »Gestritten haben wir uns ja eigentlich immer mal wieder, schon bevor ihr in See gestochen seid. Und dieses Mal war eigentlich auch nichts Außergewöhnliches vorgefallen.«

Chris erzählte mir die ganze Geschichte. Achmet hatte eine der morgendlichen Besprechungen im Zorn verlassen, nachdem ein Streit über eine völlige Lappalie ausgebrochen war. Es hatte sich lediglich darum gedreht, auf welcher Brücke einer »unbeugsamen« Insel Achmets Kämpfer im Auftrag der Konföderation angreifen sollten. Untertags hatte dann Tolik von Bekannten erfahren, dass Achmet sich mit den Kommandeuren von zwei weiteren Inseln der Konföderation getroffen hatte, um etwas mit ihnen zu besprechen. Am Abend war Achmet zurückgekehrt, angeblich um sich mit Chris auszusöhnen. Dass er anderes im Schilde führte, hatte Sershan als Erster bemerkt, als er auf den Wehrgang hinaustrat und sah, dass von allen drei Brücken gleichzeitig Kämpfer von den Nachbarinseln anrückten.

Es war völlig aussichtslos gewesen, sich dieser Übermacht entgegenzustellen, die meisten hatten es gerade noch geschafft, sich in den Keller zu flüchten und sich dort zu verbarrikadieren.

Während ich Chris zuhörte, überkam mich das idiotische Gefühl, als wäre ich bei diesen Geschehnissen dabei gewesen, so bekannt schien mir alles, was er erzählte. Es war tatsächlich ein ganz banaler Streit gewesen, eine ganz normale Intrige, und ein ganz gewöhnlicher Kampf hatte diese Palastrevolution vollendet.

»Chris«, unterbrach ich die Erzählung des Kommandeurs, »eigentlich hätte das auch schon früher passieren können.«

Chris stand auf, streckte sich und warf sich aufs Bett. »Hätte passieren können, sagst du? Es musste früher oder später passieren. Zweifelsohne.«

»Wenn nicht Achmet, dann hätte eben ein anderer versucht, die Macht an sich zu reißen«, sagte ich und setzte mich halb auf.

»Zwei-fels-oh-ne«, erwiderte Chris gedehnt. »Die Außerirdischen haben sich keinen Kopf gemacht wegen der Konföderation, denn sie wussten, dass sie auseinanderfallen würde. Vierzig Inseln. Vierzig verschiedene Gewohnheiten und Regeln. Inseln, die wie Demokratien geführt werden, und solche, die wie Diktaturen funktionieren. Internationale Inseln und national einheitlich besetzte. Kleine Buben und Hünen wie ich. Wir wollen zwar alle wieder nach Hause, richtig. Aber wir wollen noch viel mehr. Und das nicht erst auf der Erde, sondern schon hier. Warten will keiner. Um keinen Preis.« Chris gähnte. Dann setzte er unvermeidlich hinzu: »Zwei-fels-oh-ne.«

»Was hast du denn immer mit deinem ›zweifelsohne‹?«, fragte ich leicht gereizt. »Fällt dir kein anderes Wort dazu ein?«

Chris lachte. »Siehst du, selbst so ein harmloser Tick wie die Angewohnheit, ein bestimmtes Wort zu wiederholen, kann uns zum Streiten bringen.«

»Nicht wirklich, Chris«, entgegnete ich.

Wir schwiegen für einige Augenblicke.

»Schade um Sershan«, sagte Chris dann unvermittelt. »Wir haben uns immer darüber lustig gemacht, dass er an allem zweifelt und mit allen streitet. Aber genau das hat uns gerettet. Tolik hatte Sershan noch Vorwürfe gemacht, weil er so misstrauisch war und nicht glauben konnte, dass Achmet sich wirklich mit uns aussöhnen will. Sershan war deshalb eingeschnappt, aber er beharrte darauf, dass etwas faul sei an der Sache. Wie recht er doch hatte.«

»Stimmt, er hat immer mit allen gestritten«, wiederholte ich nachdenklich.

»Wir sind zu wenige auf der Insel, als dass wir alle gleich sein könnten«, fuhr Chris kryptisch fort. »Jeder hat ein oder zwei Charakterzüge, die ihn letztlich zu einem bestimmten Typ machen. Sershan war ein Skeptiker. Timur ist ein Soldat und Trainer. Romka - den hast du ja gar nicht richtig kennengelernt - war ein Spaßvogel.«

»Ein Spitzbube«, präzierte ich.

»Ja.«

»Und Tolik?«

»Tolik?« Chris dachte nach. »Der... hmm... wie soll ich sagen? Er ist ein Anpassungskünstler. Jedenfalls tut er so, als wäre er hier zu Hause, verstehst du? Als er die Regeln der Großen Spiels erfuhr, hat er sich schnell daran gewöhnt, hat schnell fechten gelernt, schneller als alle anderen. Und normalerweise lebt er am unbeschwertesten von allen, geht baden, angelt Fische, denkt sich irgendwelche Spiele aus. Wenn es unausweichlich ist, zu kämpfen, dann kämpft er, und das sehr tapfer. Wenn es ohne Kampf abgeht, umso besser. Und er streitet sich nie mit jemandem. Höchstens mit Sershan hat er sich ab und zu mal in die Wolle gekriegt.«

»Vielleicht macht er es ja genau richtig?«, warf ich halblaut ein.

Chris sagte dazu nichts. Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: »Und dich, Dimka, kann ich am allerwenigsten einschätzen. Dabei ist es meine Aufgabe, zu verstehen, wie meine Leute ticken. Bei dir schaffe ich das aus irgendeinem Grund nicht.«

»Bei mir ist eben keine Eigenschaft besonders ausgeprägt, vielleicht bin ich in jeder Hinsicht eine graue Maus«, scherzte ich selbstironisch.

»Nein, an dir ist schon auch etwas Besonderes«, entgegnete Chris ernst. »Ich komme nur nicht dahinter, was.«

»Spielt das denn eine Rolle?«

»Weiß ich nicht. Die Fähigkeiten von Timur oder Tolik genauso wie meine Neigung, die Fäden in der Hand zu halten, sind für die Außerirdischen jedenfalls kein Problem, da wir uns innerhalb der Spielregeln bewegen. Man müsste irgendwo ein Schlupfloch finden und aus diesem Kreis ausbrechen. Es muss irgendwo eine Schwachstelle geben.«

»Zwei-fels-oh-ne«, murmelte ich.

Wir mussten lachen, und meine Stimmung hatte sich etwas aufgehellt.

Plötzlich öffnete sich die Tür, als hätte jemand das Ende unseres Gesprächs abgewartet. Tolik spähte herein und sah uns Hilfe suchend an.

»Was ist los?«, fragte Chris ungeduldig.

»Kommt mit und seht selbst«, schlug Tolik vor. »Ist ein ulkiger Anblick.«

Was Tolik als »ulkigen« Anblick bezeichnete, konnte man höchstens aus sicherer Entfernung so nennen und das auch nur mit einigem Sarkasmus. Die Bewohner der Insel Nr. 27 fanden es sicher überhaupt nicht ulkig.

Als wir hinter Tolik her auf den Wachturm stiegen, hatten sich dort bereits alle außer Timur versammelt. Die gewaltige schwarze Rauchsäule, die kerzengerade in den Himmel stieg, war sicherlich auf dem ganzen Archipel weithin sichtbar, die Quelle des Qualms konnte man jedoch nur vom Wachturm aus erkennen: Es war die Burg der Insel Nr. 27.

»Von Bränden auf den Inseln habe ich noch nie etwas gehört«, sagte Chris erstaunt und bahnte sich einen Weg zum besten Aussichtsplatz auf der Plattform.

»Die Außerirdischen?«, mutmaßte Ilya vorsichtig.

Chris schüttelte den Kopf. »Nein, das waren Jungen von einer anderen Insel.« Er hatte sich ganz am Rand der Plattform aufs Geländer gestützt und starrte gebannt auf die gigantische Rauchwolke.

»Der Machtkampf geht weiter«, sagte er resigniert.

Noch nie hatten wir uns so hilflos und schuldig gefühlt wie im Angesicht der brennenden Burg. Schweigend blickten wir auf das Spektakel, das nicht zuletzt das Werk unserer Machenschaften war. Denn schließlich war die Konföderation unsere Idee gewesen. Ein schöner Traum, der jetzt diejenigen auffraß, die an ihn geglaubt hatten. Dass wir selbst darunter zu leiden hatten, war schon schlimm genug, dass es jetzt auch noch andere traf, erfüllte uns mit heftiger Bitterkeit.

Ich konnte nicht einschlafen. Nachdem wir in ziemlich getrübler Stimmung und ohne großen Appetit zu Abend gegessen hatten, gingen wir rasch auf unsere Zimmer. Wir waren inzwischen so wenige, dass jeder eine eigene Schlafkammer hatte, nur dass sich darüber keiner freuen konnte. Rastlos wälzte ich mich von einer Seite auf die andere, zählte bis hundert, dachte mir alle möglichen Geschichten aus - es half alles nichts.

Auf den Inseln stürzte man von einem Extrem ins andere: Einmal schlief man zwanzig Stunden wie ein Toter, dann wieder quälte einen die Schlaflosigkeit. Und als meine streunenden Gedanken endlich zerfaserten und in der Bewusstlosigkeit des Schlafes zu versinken begannen, hörte ich plötzlich einen Schrei.

Es war ein schwacher, kurzer, aber völlig realer Schrei. Schlagartig war ich wieder hellwach geworden, setzte mich langsam auf und horchte: erneut Stille. Ohne eine Kerze anzuzünden, tastete ich nach meinem Schwert und zog es aus der Scheide. Der Schrei war aus dem Nachbarraum gekommen, wo Tom schlief, dessen war ich mir absolut sicher.

Geräuschlos drückte ich die Klinke meiner Tür und schlüpfte in den Gang hinaus, wo es noch dunkler war als in meiner Kammer. Mit der Linken an der Wand entlang tastend, in der Rechten das Schwert, schlich ich zu Toms Schlafkammer, drückte die Klinke und ließ die Tür langsam aufschwingen.

Im Raum flackerte ein schwaches gelbliches Licht. Tom hatte die Kerze nicht ausgemacht. Normalerweise handelte man sich damit Ärger ein, aber in diesem Fall war ich dankbar für seine Sorglosigkeit. Der kleine Australier lag in Seitenlage auf seinem Bett, die Decke lag auf dem Boden. Er schien ganz friedlich zu schlafen, sein gleichmäßiger, tiefer Atem war gut zu hören.

»Tom, hast du was geträumt?«, flüsterte ich.

Er schwieg. Als ich näher herantrat, sah ich, dass seine Augen weit aufgerissen waren und sich seine Lippen Geräuschlos bewegten. In seinen schwarzen, riesigen Pupillen spiegelte sich die im schwachen Luftzug züngelnde Flamme der Kerze.

»Tom?«

Ein Lächeln spielte um seinen Mund. In sich versunken, lächelte er über etwas, das mir verborgen blieb. Mit einem Mal wurde mir klar, dass man ihn in diesem Moment stoßen, zupfen oder schlagen hätte können, er wäre davon nicht aufgewacht. Der Schlaf, den er schlief, war kein gewöhnlicher.

Die Tasche, mit der Tom auf der Insel gelandet war, lag neben seiner Decke auf dem Boden. Sie enthielt nichts Interessantes mehr. Die Bücher, Hefte, Stifte und der primitive Taschenrechner waren längst ins Gemeinschaftseigentum übergegangen. Nur die Pistole hatte er bis zu unserer Schiffsreise erfolgreich versteckt. Eine vernünftige Erklärung dafür, wie er auf der Erde an die Pistole gekommen war, hatte er uns bis zuletzt vorenthalten.

Zerstreut hob ich die Tasche auf und wog sie in der Hand. Für eine dünne Stofftasche fand ich sie bemerkenswert schwer.

Es ging mich ja eigentlich nichts an, doch meine Neugier obsiegte. Schon beim ersten Ruck riss das hellblaue Innenfutter auf, und zwar genau an der Stelle, an der die starke Maschinennaht durch eine von Hand genähte Zickzacknaht ersetzt worden war. Aus dem Zwischenraum fielen kleine, durchsichtige Plastikbriefchen heraus, in die ein mehlfines, weißes Pulver eingeschweißt war.

Kopfschüttelnd legte ich die Briefchen in die Tasche zurück. Das weiße Pulver knirschte, wenn man es in den Plastikbeutelchen zusammendrückte, es musste extrem trocken sein. Ich fragte mich, wozu es gedacht war, zum Einnehmen, Schnupfen oder Spritzen. Letzteres war eher unwahrscheinlich, denn Tom besaß keine Spritze. Ich hob die Decke vom Boden auf und deckte den in rauschhaften Träumen Versunkenen damit zu.

Dann ging ich zu Chris.

Am nächsten Morgen war Tom merklich nervös, nahm aber ansonsten wie immer an unserer Morgenroutine teil. Chris teilte mit ungerührter Miene die Brückenwachen ein. Als er an mir vorbeiging, zwinkerte er mir komplizenhaft zu. Der Australier schien hin- und hergerissen, ob er den Kommandeur von sich aus ansprechen sollte. Schließlich gab er sich einen Ruck und ging zu ihm.

Chris ließ ihn überhaupt nicht zu Wort kommen.

»Hast du öfter Drogen genommen?«, fragte er ihn auf Russisch.

Tom schüttelte den Kopf.

»Sehr gut, dann hast du ja sicher kein Problem damit, dass dein Vorrat jetzt im Meer schwimmt.«

Tom hatte verstanden. Seine Lippen bebten. Dann begann er auf Englisch zu reden, aber so schnell, dass ich kein Wort verstand. Chris antwortete ihm ebenso unverständlich in seiner Muttersprache.

»Auf der Erde war er ein Dealer«, sagte Chris schließlich zu mir, nachdem Tom sich entfernt hatte. »Genauer gesagt, er hat die Drogen an Pusher weitergegeben, also an Dealer in den Schulen. Jetzt hat er Angst, dass seine Auftraggeber das Geld für die verlorene Ware von ihm einfordern, wenn er auf die Erde zurückkehrt.«

»Und, hast du ihn beruhigt?«, fragte ich und blickte Tom hinterher, der mit Tolik die Südbrücke hinaufmarschierte.

»Natürlich«, erwiderte Chris. »Ich habe ihm gesagt, dass wir nie mehr auf die Erde zurückkehren werden.«

DIE KAPELLE AUF DER INSEL NR. 36

Wäre der Vorfall mit den Drogen früher passiert, hätte er auf unserer Insel wochenlang für Aufregung gesorgt. Doch vor dem Hintergrund des Zerfalls der Konföderation wurde er schlichtweg ignoriert, obwohl sich schnell bei allen herumsprach, was ich in Toms Kammer gefunden hatte. Die chaotischen Machtkämpfe auf dem Archipel überdeckten alle anderen Ereignisse.

Für kurze Zeit blieb es noch ruhig auf unseren Brücken. Die Inseln der Konföderation, die noch bis vor Kurzem Verbündete gewesen waren, bekriegten sich gegenseitig und schenkten der wiedererstandenen Insel des Scharlachroten Schildes zunächst keinerlei Beachtung. Erneut stiegen Rauchsäulen am Horizont auf, wir konnten aber nicht feststellen, auf welcher Insel es diesmal brannte. Wenige Tage später gerieten wir selbst wieder ins Visier feindlicher Kämpfer.

Gewöhnlich erfolgten die Angriffe über die Brücken der Inseln Nr. 24 und Nr. 12, seltener, gleichsam zur Abwechslung, über das Territorium der Insel Nr. 30, die nach wie vor unbewohnt und wie ausgestorben war.

Augenscheinlich sah man in uns die Hauptschuldigen an den katastrophalen Zuständen, die neuerdings auf den Inseln herrschten. Unsere einstigen Freunde auf den Nachbarinseln, Salif von der Nr. 12 und Lorka von der Nr. 24, waren wie vom Erdboden verschluckt. Möglicherweise waren sie gar nicht mehr am Leben.

Wir kämpften ununterbrochen von morgens bis abends. An Kampfpausen oder jene nur mit halber Kraft geführten Scharmützel, wie es sie früher einer stillschweigenden Vereinbarung folgend häufiger gegeben hatte, war überhaupt nicht mehr zu denken. Jeden Tag kehrte der eine oder andere von uns mit üblen Verwundungen von der Brücke zurück und schied für ein, zwei Tage aus dem Großen Spiel aus.

Auch ich kam nicht ungeschoren davon. Während eines völlig banalen Gefechts, in dem schwer auszumachen war, wer auf wen einschlägt, und das genauso schnell zu Ende ging, wie es angefangen hatte, wurde mein linker Arm durch Schwerthiebe zerschnitten, und in meinem rechten Bein landete ein verirrter Pfeil. Mit blutverschmiertem Arm und hinkend schleppte ich mich aus dem Getümmel. Ilja und Meloman stützten mich und zogen mich aus der Gefahrenzone.

Die Stirn in tiefe Falten gelegt, inspizierte Meloman meinen Unterschenkel und befahl mir wegzuschauen. Gehorsam wandte ich den Blick ab, denn es ist wahrlich kein Vergnügen, dabei zuzusehen, wie dir mit einem hölzernen Dolch ein Pfeil aus dem Bein herausgepult wird. Eine halbe Stunde später lag ich bereits in meiner Kammer auf dem Bett, und Rita und Inga wuselten um mich herum. Mit beinahe zärtlicher Behutsamkeit trug Rita die Heilsalbe auf meine Wunden auf. Inga, der der Schrecken über meine Verwundung noch ins Gesicht geschrieben stand, legte mir die Verbände an. Dabei überzog sie mich mit einer Litanei von Vorwürfen, dass ich im Kampf so unvorsichtig gewesen sei.

Einige Tage später ging ich wieder auf Wache. An meinem Unterschenkel blieb eine leicht geschwollene hellrosa Narbe in der Form eines fünfzackigen Sterns zurück.

Keiner von uns sprach mehr über die gescheiterte Konföderation. In jener Zeit redeten wir generell wenig miteinander, weder über die Außerirdischen noch über den Verrückten Kapitän noch über unsere Schiffsreise auf dem Archipel. Die *Aliens Nightmare* lag immer noch genau so am Ufer, wie wir sie nach unserer Heimkehr zurückgelassen hatten. Weit vom Wasser entfernt, trocknete sie langsam aus, und in den Holzplanken zeigten sich erste Risse.

Unsere Insel fiel in eine Art Schlaf, in einen endlosen, monotonen Traum über einen sinnlosen Krieg, den wir, wie mir schien, zum Amüsement der Außerirdischen führten, die irgendwo dort oben über uns in ihrem Versteck ausharrten. Ich weiß nicht, ob das normal ist, aber ich persönlich war froh darüber, dass in jener Zeit keine Notwendigkeit bestand, irgendwelche Entscheidungen zu treffen oder komplizierte Pläne zu schmieden für einen Kampf gegen die Außerirdischen oder gegen die Bewohner der Nachbarinseln.

Mir war am ehesten danach, eine stumpfsinnige Arbeit zu tun, für die weder besondere physische Kräfte noch geistige Anstrengung erforderlich waren, sondern einzig und allein Geduld.

An den Abenden schloss ich mich nach dem Essen in meiner Kammer ein und zeichnete an einem Plan der Burg. Linie an Linie fügte sich auf einem Blatt Papier aus Toms Heft. Alle Räume der Burg waren längst ausgemessen worden, man musste nur die langen Zahlenreihen zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfügen: die Außenmaße der Burg, Länge und Breite; die Dicke der inneren Wände; Länge und Breite der Gänge; Anzahl der Stockwerke; und so weiter.

Toms Taschenrechner, der im Übrigen ein weitgehend sinnfreies Dasein fristete, leistete mir wertvolle Hilfe bei meiner Arbeit. Immer wieder aufs Neue rechnete ich die Zahlenkolonnen durch. Indem ich die genaue Länge meines Schwerts ermittelte - dreiundneunzig Zentimeter - maß ich einige Räume nach.

Die Zahlen stimmten überein. Aber die Linien auf dem Plan nicht!

Eines Tages, es war schon spät am Abend, begriff ich, wo der Fehler lag. Ich beschloss, erst am Morgen zu Chris zu gehen, denn ich war hundemüde, und die bevorstehende Unterredung würde gewiss länger dauern. Von Natur aus bin ich wohl eher ein Frühaufsteher. Es fällt mir schwer, sehr lange aufzubleiben, dafür werde ich morgens früh munter.

Am nächsten Tag stand ich noch bei Dunkelheit auf, so gegen fünf Uhr.

Die Nacht ist die Zeit der überraschenden Entdeckungen. Davon konnte ich mich ein weiteres Mal überzeugen, als ich mich Chris' Kammer näherte. An der Schwelle der angelehnten Tür empfing mich ein deutlich vernehmbares Flüstern. Als ich die Stimme erkannte, begann mein Herz heftig zu pochen.

Es war Rita.

Ich hätte wieder gehen können, ja sogar müssen, doch ich konnte mich nicht entschließen. Eine Hitzewelle stieg in mir auf, und meine Beine wurden weich. In meinem Kopf drehte sich nur ein einziger Gedanke: Was bin ich nur für ein dummer Junge, keinen Deut besser als Maljok!

»Chris, mein Lieber«, flüsterte Rita, deren Stimme völlig klar durch den Türspalt drang, »wir haben doch alles richtig gemacht, niemanden trifft eine Schuld. Ich weiß gar nicht, was du hast.«

»Ich hätte es ahnen können. Ich hätte es vorhersehen müssen.« Chris' Stimme war fest wie immer, dennoch mischte sich ein Anflug von Zweifel in seinen Tonfall, so als wünschte er, dass man ihm widersprach, ihn eines Besseren belehrte.

»Es ist doch nichts Schlimmes passiert. Mit uns jedenfalls nicht«, beschwichtigte Rita.

»Aber Sershan... Und dann Lera und Olja.«

»Kannst du dich auch nur an einen einzigen Monat erinnern, in dem niemand starb? Was hat die Konföderation damit zu tun? Und Olja geht es schon viel besser.«

Für einen Moment kehrte Stille ein. Es wäre die Gelegenheit zum Rückzug gewesen, aber jetzt hatte ich Angst, dass sie mich hören könnten.

»Lassen wir das, Chris. Es wird bald hell werden. Und du bist müde.«

»Warte, Rita. Nur noch ein paar Minuten... Mach mich noch ein bisschen müder.«

Rita lachte ein eigenartiges Lachen, wie ich es von ihr noch nie gehört hatte.

»Zu Befehl, mein Kommandeur...«

»Ist es so gut?«

»Ja... Jaahh...«

»Meine Prinzessin!«

Es war höchste Zeit zu verschwinden. Langsam rückwärtsgehend, entfernte ich mich von den Stimmen, von dem kaum vernehmlichen Rascheln, von diesen beiden erwachsenen Menschen, die so taten, als seien sie Kinder, damit es die wirklichen Kinder leichter hatten.

»Ich brauche dich, Chris!«, hauchte Rita mit zitternder Stimme. »Du darfst nicht sterben, hörst du? Halt dich aus den Kämpfen heraus, bitte! Chris... Chris!«

Plötzlich hörte Rita auf zu sprechen und begann stattdessen leise und gedämpft zu stöhnen. Die physische Nähe der fremden Lust wirkte natürlicherweise faszinierend auf mich, dennoch beschleunigte ich meinen Rückzug, da es mir peinlich war, dabei zuzuhören - ich wollte schließlich kein Voyeur sein.

Das rhythmische Stöhnen und das Knarren des Bettgestells verhallten bereits in der Finsternis, als ich, immer noch rückwärtslaufend, plötzlich über mein verflixtes Schwert stolperte. Mit den Händen in der Luft rudern, so als könnte ich mich darin festhalten, stürzte ich rücklings zu Boden. Krachend schlug die hölzerne Klinge des Schwerts auf dem Steinboden auf.

Zwei oder drei Sekunden später riss Chris die Tür auf. Mit den Händen abgestützt, saß ich konsterniert auf dem kalten Marmor. Chris Silhouette hob sich in der hellen Türöffnung ab, denn seine Kammer war nach Osten ausgerichtet und schon schwach erleuchtet. Einer seiner Arme erschien unnatürlich lang - es war das Schwert, das er in der Hand hielt.

»Ich bin's, Chris, ich bin's.«

»Was ist passiert, Dima?«

Als ich seine athletische, stramme Silhouette in der Tür anstarrte, bemerkte ich plötzlich, dass er nichts an hatte, rein gar nichts.

»Ähm, ich hätte etwas Wichtiges mit dir zu besprechen, Chris. Komm doch bitte mal zu mir.«

»Ist gut, ich komme. In ein paar Minuten, okay?«

»Ja, danke, ich erwarte dich.«

Gnädig verbarg die Dunkelheit mein knallrot angelaufenes Gesicht. Beim Versuch, mich aus der peinlichen Situation zu retten, waren meine Worte unnatürlich förmlich geraten. Chris musste das als lächerlich empfunden haben, ließ sich aber nichts anmerken.

Im Laufschrift erreichte ich meine Kammer, wo ich eine Kerze entzündete. Schwer atmend setzte ich mich aufs Bett und beobachtete die langsam anschwellende Flamme. Im Raum verbreitete sich der angenehme Duft geschmolzenen Stearins.

»Was ist passiert?«, fragte Chris, als er kurz darauf lautlos meine Kammer betrat.

Er sah aus wie immer: Jeans, T-Shirt, alte Turnschuhe und das Schwert am Gürtel.

»Sieh dir das mal an«, sagte ich und hielt ihm die Blätter hin. »Das ist ein Plan der Burg. Es sind alle Räume und Gänge eingezeichnet, die uns bekannt sind.«

Chris sah sich die Blätter gar nicht erst an, er hatte auch so verstanden. »Die uns bekannt sind?«

»Ja. Mitten in der Burg bleibt sozusagen ein weißer Fleck auf der Landkarte. Zwischen Thronsaal und Küche muss sich ein fünf mal fünf Meter großer Raum befinden, zu dem es keinen Eingang gibt.«

Es kam mir so vor, als ob unser Kommandeur eine halbe Ewigkeit schwieg. Es hätte mich nicht gewundert, wenn er schon lange von dem »weißen Fleck« gewusst hätte. Aber dem war nicht so.

»Schlägst du vor, in diesen Raum einzudringen?«, fragte er.

»Ja, wir müssen die Wand durchbrechen.«

»Ob sie uns das gestatten?«

Iritiert sah ich ihm in die Augen. Seine einfache Frage hatte mir für den Moment die Sprache verschlagen. Chris war unser Kommandeur, der stärkste und mutigste Kämpfer auf der Insel. Hatte er womöglich vor den Außerirdischen kapituliert?

»Wir brauchen doch niemanden zu fragen«, entgegnete ich entschlossen.

»Dima, die Außerirdischen verbieten manchmal die harmlosesten Dinge. Sie haben zum Beispiel nichts gegen Sex auf den Inseln. Aber wenn sich ein Mädchen und ein Junge ineinander verlieben, passieren unschöne Sachen mit ihnen. Sie kommen auf den Brücken um, fallen versehentlich ins Meer oder verschwinden einfach über Nacht. Auf den Inseln ist es sehr schwierig, jemanden zu lieben. Ich glaube nicht, dass sie etwas gegen die Liebe an sich haben. Umso mehr, als man sich dieses Gefühl hervorragend zunutze machen kann. Liebende lassen sich viel leichter steuern als Menschen, die sich nur um sich selbst sorgen. Dennoch, ich weiß nicht wieso, aber bislang kam eine Liebesbeziehung hier immer einem Todesurteil gleich. Und wenn wir jetzt in diesen Raum eindringen, der offensichtlich nicht für uns bestimmt ist, würde das die Außerirdischen möglicherweise noch mehr herausfordern.«

So war das also.

»Dann entscheide selbst oder beratschlage dich mit Rita«, sagte ich leise und wandte mich ab.

Chris blickte mich für einen Moment schweigend an.

»Dummer Junge«, sagte er dann zärtlich und ein bisschen spöttisch. »Mir und Rita bleibt ohnehin nur noch wenig Zeit. Wir sind praktisch erwachsen, und Erwachsene haben kein Recht, auf den Inseln zu leben. Ich dachte mehr an dich und Inga, ihr könntet gut und gern noch drei oder vier Jahre überstehen.«

Was hat Inga damit zu tun?, dachte ich empört. Doch dann sagte ich, unerwartet für mich selbst: »Vielen Dank für die Anteilnahme, aber wir hatten eigentlich nicht vor, ohne Widerstand zu kapitulieren. Drei Jahre sind ein zu kurzes Leben, aber zu lange, um sie nur zu überstehen.«

»Dann weck die anderen auf«, schlug Chris vor und wirkte dabei auf seltsame Weise erleichtert.

Der Vorschlag, nach einer Tür zu dem ominösen Raum zu suchen, kam von Tolik. Und er war es auch, der sie schließlich fand. Ein Teil der Wand hob sich vom Hintergrund ab, sie wirkte etwas heller und hatte eine etwas andere Maserung.

Timur und Ija gingen in den Keller, um Brecheisen zu holen, dort lagen zwei oder drei Stück herum. Seit einer Woche sperrten wir den Keller nicht mehr ab, denn selbst wenn unter uns noch ein Spion der Außerirdischen gewesen wäre, er hätte nichts zu berichten gehabt; die Verschwörung auf der Insel Nr. 36 war vorbei.

Dann machten wir uns daran, die Wand zu durchbrechen. Wir stießen auf mächtige Steine, die zum Glück mit einem minderwertigen Zementmörtel zusammengefügt worden waren. Dieser Mörtel war im Lauf der Jahre spröde und bröselig geworden.

Zunächst hatten wir noch versucht, die Steine zu zertrümmern, nach einiger Zeit jedoch kamen wir dahinter, dass es weitaus effektiver war, den Zement herauszuschlagen, die Brecheisen in den Zwischenräumen anzusetzen und dann mit deren Hebelwirkung einzelne Steinquader herauszulösen. So kamen wir viel schneller voran.

Als durch die Fenster die ersten schüchternen Sonnenstrahlen hereinfielen, legte Chris die Stirn in Falten.

»Wir müssen uns beeilen, in einer halben Stunde schieben sich die Brücken zusammen«, sagte er besorgt.

»Machen wir heute gar kein Aufwärmtraining?«, fragte Timur heiser und holte zu einem neuen Schlag mit dem Brecheisen aus.

»Du wärmst dich doch schon seit einer Weile mit dem Brecheisen auf«, beschied Chris trocken.

»Verstanden«, brummte Timur und stemmte wild schnaubend und mit urwüchsiger Kraft einen gewaltigen Steinquader aus der Wand. Mit dumpfem Grollen fiel er auf der Innenseite des geheimnisvollen Raumes zu Boden und hinterließ ein gewaltiges Loch in der Wand. Wir hielten inne und starteten durch die finstere Öffnung.

Als Erster reagierte Chris. Er nahm Tolik das zweite Brecheisen aus der Hand und begann mit raschen Rammstößen, das Loch zu vergrößern. Die Steine ließen sich nun relativ leicht aus dem Mauerwerk schlagen. Die Stabilität jeder Mauer beruht auf ihrer geschlossenen Struktur, sobald man ihr ein Stück entrisen hat, ist auch der Rest dem Zerfall geweiht.

Stein um Stein fiel in die größer werdende Öffnung. Man hätte sich bereits hindurchzwängen können, doch nun hatte uns der Ehrgeiz gepackt: Unsere glühenden Brecheisen förderten in Windeseile die Umriss der einstigen Tür zutage.

Als Chris keuchend sein Werkzeug sinken ließ, trat ich an die Öffnung heran, bückte mich und spähte hinein. Niemand hielt mich zurück. In der Finsternis etwas zu erkennen, war auf den ersten Blick nicht weniger schwierig, als die Wand zu durchbrechen.

Zuerst sah ich überhaupt nichts, meine Augen mussten sich an die Dunkelheit gewöhnen. Aus dem schwarzen Loch strömte mir ein Schwall kalter Luft entgegen. Sie war weder stickig noch modrig, sondern einfach abgestanden. Jahrzehntlang hatte niemand diese Luft geatmet, und genau so fühlte sie sich an, als sei sie in ihrem steinernen Käfig abgestorben.

»Was ist da drin?«, fragte Meloman neugierig.

Ich schwieg. Aus der Dunkelheit starteten mich zwei Augen an, die zugleich tot und lebendig waren. Traurige, müde Augen.

»Hier ist ein Gemälde«, sagte ich schließlich. »An der gegenüberliegenden Wand steht ein großes Porträt. Gebt mir mal eine Fackel.«

Jemand reichte mir einen Holzstab, der mit wachsextrahiertem Stoff umwickelt war und aus dem eine lodernde Flamme schlug. Die Fackel vor mich hin gestreckt, schlüpfte ich durch die Öffnung.

Der Raum war ziemlich groß. Es waren genau die fünf mal fünf Meter, die auf dem Plan gefehlt hatten. Die Wände waren nach oben hin abgeschrägt, sodass sich in etwa die Form eines vierkantigen, stumpfen Kegels ergab. Es waren keinerlei Fenster oder weitere Türen zu erkennen. Auf zwei Bretterkisten an der gegenüberliegenden Wand stand in einem hölzernen Rahmen das Gemälde, das einen bärtigen Mann mit

Domenkrone zeigte: Jesus Christus. An der Wand hingen noch einige Ikonen.

»Das ist eine Kirche, eine Kapelle«, sagte ich im Flüsterton zu Chris, der nach mir in den Raum gestiegen war.

Nach und nach leuchtete ich mit der Fackel alle Teile des Raumes aus: ein zersprungenes, umgestürztes Fass; noch einige Bretterkisten; leere Dosen, Konserven womöglich; und etwas Weißes, das auf dem Boden verstreut lag und mit halb verrotteten Kleidungsresten bedeckt war. Mir wurde schlecht.

Es waren drei oder vier, die in dem eingemauerten Raum gestorben waren. Zwei von ihnen lagen direkt neben mir, ihre Skelette waren ineinander verschlungen, als hätten sie sich im Sterben dicht aneinandergedrängt und umarmt. Und in der entfernten Ecke des Raums lagen weitere jämmerliche Häuflein aus Knochen und Stoffetzen.

»Grausam«, hauchte Chris stimmlos und fasste mich am Arm, als er die bleichen Gerippe erblickte. »Sie wurden bestialisch umgebracht, Dima.«

»Sie haben sich selbst umgebracht«, entgegnete ich schockiert, als mir klar wurde, was hier geschehen war.

An der Wand stand ein durchgerosteter Eimer, der versteinerte Mörtelreste enthielt. Daneben lagen einige Steinquader. Die Tür war von innen zugemauert worden, von außen hatte man sie lediglich verputzt.

Chris bückte sich und hob etwas vom Boden auf.

»Sieh mal, Dima, ein Schreibheft.«

Wir hatten Glück. Das Papier war gut erhalten. Der Umschlag war zwar vergilbt und die Seiten ein wenig zerfleddert, aber die Buchstaben konnte man selbst im schwachen Licht der Fackel einwandfrei erkennen.

Timur, der die Kapelle als Dritter betreten hatte, stieß einen gedehnten Pfiff aus, als er die Skelette erblickte. Viel interessanter schienen ihm jedoch die Bretterkisten zu sein, an denen er sich sogleich zu schaffen machte. Mit dem Brecheisen stemmte er eine davon auf. Das Holz ächzte, bevor es krachend barst und in Trümmern gegen die Wand flog.

»Chris! Da sind Waffen drin!«, rief Timur begeistert.

Der Waffenfund ließ uns kalt. Als hätten wir uns abgesprochen, verließen Chris und ich den Raum. Kaum waren wir draußen, wurden wir von Tolik und Meloman abgelöst, die mit vor Neugier leuchtenden Augen in die Kapelle glitten. Chris ging zum Fenster und drückte mir das Schreibheft in die Hand.

»Da... Lies!«

Im Gang standen nur noch die Mädchen, die Jungen stöberten zwischen den Kisten herum. Das Krachen splitternden Holzes drang nach draußen und - »Wow!« - ein begeisterter Aufschrei von Ija.

»Lies vor, Dima«, sagte schüchtern Maljok, der plötzlich wie aus dem Nichts aufgetaucht war. Vielleicht hatte er dasselbe Gefühl wie Chris und ich: dass das, was in dem Heft geschrieben stand, viel wichtiger war als alles, was sonst in der Kapelle zu finden war.

Die Zeilen waren mit einer schnörkeligen, sauberen Handschrift, also vermutlich von einem Mädchen geschrieben worden. Die Tinte war in den Jahren nicht verblichen, sondern eher noch dunkler geworden.

»Sechster Juli neunzehnhundertsiebenundvierzig«, las ich vor. »Vor zwanzig Tagen haben wir unsere Union gegründet...«

Ein Jubelschrei unterbrach mich, und Timur steckte den Kopf durch die Türöffnung. »Chris, hier sind zwei Maschinengewehre!«, verkündete er mit dem Stolz eines erfolgreichen Trophäenjägers.

Wir ignorierten Timurs Maschinengewehre.

Mit unsicherer Stimme las ich die ersten Zeilen vor: »Umgeben von den feindlichen Kräften der kapitalistischen Welt hat unsere Insel sich dazu entschlossen, nicht aufzugeben, sondern das Banner der proletarischen Revolution hochzuhalten ...«

So seltsam rührig diese Worte Jahrzehnte später auch klingen mochten, lösten sie doch vor allem tiefe Traurigkeit in mir aus.

DAS TAGEBUCH DER KOMMUNARDEN

Die Mädchen und Jungen, die vor fünfundvierzig Jahren auf der Insel gelebt hatten, hielten die Außerirdischen für Marsmenschen. Außerdem wähten sie sich auf der Erde, irgendwo im Pazifischen Ozean. Das waren auch schon die wesentlichen Unterschiede, ansonsten war bei ihnen fast alles genauso wie bei uns.

Sie hatten genau wie wir einen entschlossenen und mutigen Kommandeur, nur hieß er Mischa und nicht Chris. Wie wir hatten sie den Entschluss gefasst, die Inseln zu vereinigen, nicht zu einer Konföderation, sondern zu einer Union, was nur ein anderer Name für ein und dasselbe war. Sie hatten auch ein eigenes Schiff, das etwas größer als die *Aliens Nightmare* war. Auch in ihren Reihen fand sich ein Verräter, der im Keller »über Funk« Kontakt zu den Außerirdischen hielt. Und in ihrer Union hatte sich so wie bei unserer Konföderation eine Revolte ereignet, in deren Folge sie sich auf ihrer Insel verbarrikadieren mussten.

Die Kommunarden - so nannten sich diese Jungen und Mädchen - verfügten über Waffen, die während des Zweiten Weltkriegs auf die Insel gelangt waren. Vielleicht aus diesem Grund wurde zur damaligen Zeit viel mehr gestorben als zu unserer; alle zwei bis drei Tage kam »Ersatz« auf der Insel Nr. 36 an.

Unsere Wege verliefen vollständig parallel, wir verwendeten lediglich verschiedene Begriffe für dieselben Dinge - die Kommunarden gebrauchten Wörter wie Schädlinge, Volksfeinde oder Kapitalistenknechte.

Die Geschichte der Inseln drehte sich im Kreis. Anscheinend waren auch diese Jungen und Mädchen nicht die Ersten gewesen, die den Versuch unternahmen, die Inseln zu vereinigen.

Allerdings wären wir wohl kaum dazu imstande gewesen, uns im finstersten Raum der Burg, der Kapelle, zwischen alten Ikonen lebendig einzumauern. Sie hatten es todesmutig getan, nachdem ihnen klar geworden war, dass sie keine Chance hatten, zu siegen. Ich weiß nicht, was sie dazu bewogen hat. Katja, das Mädchen, von dem die Aufzeichnungen stammten, erwähnte nichts davon. Als hätte der Satz »Wir beschlossen, uns in der Kapelle zu verbarrikadieren« schon alles erklärt. Bemerkenswerterweise hatten die Kommunarden darauf verzichtet, die religiösen Symbole, die eigentlich nicht in ihr Weltbild passten, aus der Kapelle zu entfernen.

Ich konnte mich nicht von der Lektüre losreißen; immer weiter blätterte ich die trockenen, brüchigen Seiten um und zuckte jedes Mal zusammen, wenn ich Episoden vorlas, die mir bekannt vorkamen.

»Edik und Vitja von der Insel Nr. 12 haben Dinka in ihre Kammer gezerzt und vergewaltigt. Da haben Mischa und Rinat sich mit Maschinengewehren bewaffnet und sind auf die Brücke gestürzt...«

»Als wir uns zurückzogen, schoss Willi einen Pfeil aus seinem Bogen ab und tötete Semjon. Wir waren überhaupt nicht auf der Hut gewesen, da wir wussten, dass sie keine Patronen mehr hatten. Außerdem hatten wir gedacht, dass Willi als Sohn eines Arbeiters zu uns halten würde. Jetzt wissen wir, dass er ein Faschist war. Die Jungen griffen zu ihren Schwertern und stürzten sich in den Nahkampf...«

»Wir werden jeden Tag angegriffen. Man wirft uns vor, wir seien schuld an dem ganzen Schlamassel. Dabei wollten wir nur das Beste...«

Seite für Seite las ich laut vor. Inzwischen hatten sich alle um mich herum versammelt, auch Timur, der ein Maschinengewehr vom Typ PPSch-41 in Händen hielt, und Ilja, der mit einem schweren gelben Klotz herumspielte, bis Meloman die Vermutung äußerte, dass es sich dabei um eine Dynamitstange handeln könnte. Auch die Mädchen hörten zu. Olja weinte leise und schmiegte sich an Inga. Ritas Miene hatte sich verfinstert, in ihren Augen lag Bitterkeit und Trauer.

»Nick hat gesagt, ich sei das letzte Mädchen auf der Insel und müsse sie deshalb alle »inspirieren«. Mischa hat gesagt, ich solle das selbst entscheiden. Ich habe zugestimmt, aber ich ekle mich davor und empfinde es überhaupt nicht als angenehm. Pak schaut mich gekränkt an und sagt, dass er keine Lust habe, dabei wäre ich ihm am wenigsten böse...«

»Heute ist uns das Wasser ausgegangen. Nick hat versucht, die Mauer aufzubrechen. Mischa hat nichts dazu gesagt, und Pak hat versucht, Nick zu helfen. Aber der Zement ist schon ausgehärtet, sie haben es nicht geschafft. Wahrscheinlich sind wir vom Hunger so geschwächt...«

»Pak hat sich gestern mit Mischas Pistole erschossen. Kommunarden machen so etwas nicht, aber es tut mir trotzdem leid um ihn. Ich weine schon den ganzen Tag...«

»Ein erbärmlicher Gestank erfüllt den Raum, und mein Kopf schmerzt. Mischa hat gesagt, dies sei die letzte Kerze, ich kann also nicht mehr weiterschreiben. Wir haben uns bemüht, richtig gute Komsomolzen zu sein, aber anscheinend sind wir damit gescheitert. Sobald die Soldaten der Roten Armee uns finden, müssen sie als Erstes die Marsmenschen suchen und sie töten. Oder sie sollen eine große Gerichtsverhandlung abhalten und sie danach töten. Ich heiße Katja und bin in der siebten Klasse. Das war's.«

Hier endeten die Aufzeichnungen. Bewegt ließ ich das Heft sinken und sah Chris erwartungsvoll an, als könnte er noch etwas hinzufügen. Doch der Kommandeur blickte nur nervös zur Uhr.

»Vorwärts, auf die Brücken!«, befahl er energisch. »Sonst werden wir noch in der Burg überrannt.«

Das Maschinengewehr umgehängt, eilte Timur die Treppe hinauf zum Wehrgang. Die anderen folgten ihm. Bevor ich die Burg ebenfalls verließ, legte ich das Tagebuch sorgsam auf den Tisch im Thronsaal.

Zwar wurden wir nicht in der Burg überrannt, aber einige feindliche Kämpfer befanden sich bereits auf unserer Seite der Brücke auf dem Vormarsch. Als sie jedoch unsere Maschinengewehre erspähten, machten sie auf dem Fuß kehrt und suchten das Weite. Toms Pistole hatte ihnen schon gehörigen Respekt vor Schusswaffen beigebracht. Timur klammerte sich an die PPSch-41 und sah ihnen kopfschüttelnd hinterher.

»Bedauerst du, dass es nicht zum Kampf gekommen ist?«, fragte ich.

»Keineswegs«, erwiderte Timur und streckte mir das Maschinengewehr hin. »Damit kann man nicht mal einen Hirsch aus zwei Metern Entfernung erschießen. Der Verschluss ist komplett durchgerostet.«

Nachdenklich beobachtete ich die flüchtenden Jungen. Die Sonne schien ihnen auf den Rücken, sie hätten hervorragende Zielscheiben abgegeben.

»In zwei oder drei Tagen werden sie dahinterkommen«, orakelte ich.

»Na und, dann müssen wir uns in diesen zwei, drei Tagen eben etwas Neues ausdenken«, entgegnete Timur gelassen.

Es war einer jener Tage, die sich quälend langsam ihrem Ende entgegenschleppten. Sehnsüchtig erwarteten wir den Einbruch der Dunkelheit und das Ende des mühseligen Wachdienstes. Die Sonne wollte einfach nicht untergehen, als würde sie in ihrer Bahn zum Horizont von unsichtbarer Hand gebremst.

Als es endlich Abend wurde und die Brücken begannen, sich knarrend auseinanderzuschieben, war mir danach, allein zu sein. Während Tolik und Meloman an den Strand gingen, um zu baden, und Chris sich mit Timur auf den Wehrgang begab, um neue Pläne zu schmieden, stieg ich auf den Wachturm hinauf.

Warum es wohl auf allen Burgen einen Wachturm gibt? Dient er wirklich ausschließlich zu Beobachtungszwecken? Mir scheint, der Wachturm einer Burg bildet auch eine Art ästhetisches Gegengewicht zur schwerfälligen, massiven Erscheinung des Hauptbaus. Eine Burg muss uneinnehmbar und furchteinflößend wirken, schließlich ist sie kein Ferienhaus, sondern in erster Linie eine mehr oder weniger komfortable Befestigungsanlage. Aber anscheinend bleibt in uns der Wunsch nach Schönheit auch dann noch lebendig, wenn wir umgeben sind von dicken Mauern und Tonnen von Stein und Eisen. Und aus diesem Grund baut man Wachtürme auf die Burgen, filigrane, in den Himmel gestochene Nadeln aus Stein, wie zum Beweis, dass auch einer Kriegsfestung die feingliedrige Zerbrechlichkeit orientalischer Paläste anhaften kann. Auch der Krieg möchte sich ein wenig herausputzen, ja selbst der Tod würde sich schämen, in einem zerschlissenen Leichengewand und mit zerbeulter Sense das Haus des Todgeweihten zu betreten.

Am Rand der Aussichtsplattform stützte ich mich auf das glatte Steingeländer, das von den Berührungen Tausender Hände vor mir ganz blank poliert war. Meine Gedanken kreisten um die Jungen und Mädchen, die vor einem halben Jahrhundert hier gelebt hatten. Sie hatten es wohl noch schwerer gehabt als wir. Von fremdplanetarischen Eroberern, die uns zumindest aus Filmen und Büchern ein Begriff waren, hatten sie noch nie etwas gehört, und auf die Idee, dass sie gar nicht mehr auf der Erde waren und ihre Kopien dort weiterlebten, wären sie im Traum nicht gekommen.

Was mochten sie empfunden haben, als es sie aus ihrer vom Krieg verwüsteten Heimat auf die Inseln verschlug? Vielleicht waren sie anfangs sogar begeistert von der grandiosen Märchenkulisse, die sie umgab? Das Meer, die Inseln, Burgen, kunstvoll gefertigte Waffen - es muss ein böses Erwachen gewesen sein, als sie begriffen, dass der Krieg sie erneut eingeholt hatte, dass sie dazu verurteilt waren, zu töten und zu sterben, wie zum Hohn unter einer strahlenden Sonne, über zärtlich wogenden Wellen, auf grazil geschwungenen, von einer warmen Brise umwehten Brückenbögen.

»Dima.«

Erschrocken fuhr ich herum. Inga war so leise näher gekommen, dass ich ihre Schritte nicht gehört hatte. Wir beide waren schon lange nicht mehr allein gewesen. Erst jetzt, da wir uns unter vier Augen gegenüberstanden, fiel es mir auf. Über längere Zeit waren wir uns, vielleicht aus Verlegenheit, vielleicht auch völlig unbewusst, aus dem Weg gegangen.

»Bist du traurig?«, fragte sie.

»Wie kommst du darauf?«

Der Versuch, meine bedrückte Stimmung mit dieser Gegenfrage zu kaschieren, scheiterte kläglich.

»Ich bin auch traurig.«

»Wegen des Tagebuchs, oder?«, fragte ich.

Inga nickte. »Die Außerirdischen haben alles genau durchdacht«, sagte sie leise und startete aufs Meer hinaus. »Sie kennen jeden unserer Schritte, aber nicht deshalb, weil es Verräter unter uns gibt. Auf den Inseln wiederholt sich einfach alles. Sie haben unsere Reaktionen in den verschiedenen Situationen längst studiert. Sie wissen genau, was wir wann tun und lassen.«

»Vielleicht geht es ihnen ja eben darum.«

»Vielleicht, ja.«

Lange sah ich Inga in die Augen. Es ging mir durch den Kopf, dass ich um mich selbst fast keine Angst hatte. Auch um Chris oder Rita hatte ich keine Angst. Aber wenn Inga etwas zustieße, würde ich mich die Brücke hinabstürzen. Ich liebte sie beinahe und durfte doch gar nicht darüber nachdenken. Sonst würde das »beinahe« womöglich noch verschwinden, und ich war fest entschlossen, nicht das geringste Risiko einzugehen. Im Zusammenhang mit Inga würde ich gegen keine Regel des Großen Spiels verstoßen. Ich musste mich mit den drei oder vier Jahren abfinden, die wir auf den Inseln würden leben können. Die Liebe macht einen freien Menschen noch freier, einen Gefangenen dagegen macht sie zum Sklaven. Ich konnte das Mädchen nicht lieben, das ich schon so lange kannte und auf den Inseln innerhalb von ein paar Wochen lieb gewonnen hatte. Ich durfte es nicht.

»Dima, du musst dir etwas einfallen lassen! Du kannst das, ich weiß es. Wir dürfen nicht mit Maschinengewehren auf unsere Nachbarn schießen, das ist barbarisch. Und wir dürfen auch nicht versuchen, alle zu vereinigen, das ist dumm. Denk dir etwas anderes aus, Dima.«

Sie wandte sich ab und ging zur Treppe. Ich blieb sprachlos auf der Plattform zurück.

Erst als Inga schon nach unten verschwand, presste ich hilflos hervor: »Ich versuche es. Ich werde mir Mühe geben, ehrlich.«

Sie hatte recht. Nach den Regeln der Außerirdischen konnten wir nicht gewinnen, und ihre Regeln konnten wir nicht ändern. Wir mussten das ganze Regelwerk zerstören und aus diesem Kreislauf ausbrechen.

Wir mussten die Brücken sprengen!

Dynamit ist ein sehr eigenartiger Sprengstoff. Das mussten wir feststellen, als wir versuchten, ihn für unsere Zwecke zu nutzen. Zunächst schleppten wir eine fast volle Kiste der gelben Stangen auf die Westbrücke und verlegten eine Zündschnur, die wir aus pechgetränktem Hanfwerg gebastelt hatten. Unsere Gegner, die in zwanzig Meter Entfernung auf der anderen Seite der Brücke standen, verfolgten die Sprengvorbereitungen mit besorgten Mienen. Dann, als sich Chris daranmachte, die Lunte anzuzünden, nahmen sie schleunigst Reißaus. Auch wir begaben uns in sichere Entfernung vom Ort des Geschehens.

Langsam brannte die Zündschnur ab und... nichts passierte. Eine Viertelstunde lang warteten wir auf eine Explosion, dann näherte sich Timur zögerlich dem Sprengsatz. Zunächst betrachtete er aus ein paar Schritten Entfernung misstrauisch die zu einem Haufen aufgeschichteten Klötzchen, dann trat er heran und begann die Dynamitstangen von der Brücke zu werfen. Nachdem fünf oder sechs der »Blindgänger« im Wasser versunken waren, winkte er uns herbei.

»Das ist kein Dynamit, sondern irgendein Müll«, moserte er enttäuscht. »Das Zeug denkt gar nicht daran, zu explodieren, obwohl es brannte.«

»Es brannte?«, fragte ich erstaunt.

»Ja, es brannte, aber wahrscheinlich ist es verfault, genau wie die Maschinengewehre. Das ist kein Sprengstoff, sondern Grießbrei.«

»Grießbrei brennt aber nicht«, entrüstete sich Ilja, den die Idee mit der Sprengung völlig faszinierte.

Während wir um den missglückten Sprengsatz herumstanden und noch über die Ursachen dafür diskutierten, erklärte Tom Chris etwas auf Englisch. Zuerst schien Chris ihn gar nicht zu beachten, dann plötzlich wurde er hellhörig.

»Hört zu, Tom hat etwas Interessantes gesagt. Nicht jeder Sprengstoff lässt sich einfach mit Feuer entzünden. Für bestimmte Sorten braucht man einen Detonator.«

Wieder einmal überraschte uns der Australier mit seinem Spezialwissen. Nach der Geschichte mit dem Rauschgift war er merklich darum bemüht, sich zu rehabilitieren.

»Und wo kriegen wir einen Detonator her?«, fragte Timur.

»Versuchen wir's mit Schießpulver«, erwiderte Chris. »Die Maschinengewehre sind zwar im Eimer, aber die Patronen sind noch heil.«

Tatsächlich hatten wir in der Kapelle Unmengen von Patronen gefunden, aus denen sich mindestens ein Kilo Schießpulver gewinnen ließ.

Es gab keine Einwände. Selbst Timur, der bis zuletzt mit allen Mitteln versucht hatte, die Maschinengewehre wieder instand zu setzen, akzeptierte den Plan. Zusammen mit Chris machte er sich auf den Weg zur Burg, um den Detonator zu besorgen, wir anderen blieben auf der Brücke, um die Feinde in Schach zu halten, die zurückgekehrt waren und sich frech grinsend über unseren Misserfolg amüsierten. Auf der anderen Brücke hielten Meloman und Maljok die Stellung. Mit Toms Pistole bewaffnet, sollte das kein größeres Problem für sie sein.

Meine Idee, die Brücke zu sprengen, hatte rasch allgemeine Zustimmung gefunden. Das lag sicherlich auch daran, dass wir auf unserer Schiffsreise die französische Insel kennengelernt und mit eigenen Augen gesehen hatten, wie sehr die Jugendlichen dort davon profitierten, anstelle von drei nur zwei Brücken bewachen zu müssen. Ich selbst hatte keinerlei Zweifel an der Richtigkeit meines Plans gehegt.

Nun aber, da die Geschäftigkeit der Vorbereitungen hinter uns lag, kam ich ins Grübeln. Wir wussten schließlich nicht, was nach der Sprengung auf der Insel Nr. 4 tatsächlich passiert war. Vielleicht war es ja doch zu irgendeiner Art von Bestrafung gekommen. Zudem konnten wir sicher sein, dass die Außerirdischen unsere Insel besonders auf dem Kieker hatten, nachdem wir ihren Spion Maljok enttarnt und, als sei dies noch nicht genug, dann auch noch die Verwicklungen um die Konföderation angezettelt hatten. War unser Vorgehen nicht doch ein wenig überstürzt?

Aber es war schon zu spät, um noch einmal zurückzurudern: Die Pulverkuriere kamen bereits zurück. Timur hatte eine kleine Blechdose in der Hand - es war eine der Wurstkonserven, von der sich die unseligen Kommunarden in der Kapelle ernährt hatten.

»Reicht das?«, fragte er und hielt mir die Blechdose unter die Nase.

Das Gefäß war zu drei Vierteln mit einem bräunlich grünen Pulver gefüllt.

»Das soll Schießpulver sein?«, fragte ich ungläubig, denn nach meiner Vorstellung hatte Schießpulver weiß wie Mehl oder Zucker zu sein.

Ich weiß nicht, was für eine Vorstellung von Schießpulver die anderen hatten, Timur jedenfalls ließen meine Zweifel völlig unbeeindruckt.

»Es ist Schießpulver. Wir haben eine Patrone ausgeleert und das Zeug angezündet. Schau!«, sagte er und streckte mir die Hand entgegen.

Seine Finger waren gerötet und an den Kuppen rußgeschwärzt.

»Ich habe die Hand nicht rechtzeitig weggezogen. Es war nur eine ganz kleine Menge.«

Beeindruckt beugte sich Tolik über die Dose und wäre dabei beinahe mit der Nase im Detonator gelandet. Timur stellte die Blechdose neben dem Dynamit auf den Boden, und Chris spähte triumphierend zu unseren Feinden hinüber, in deren zuvor noch schadenfrohe Mienen sich eine gewisse Beunruhigung zu mengen begann. Nun gab es wirklich keinen Weg mehr zurück.

Ilja klopfte mir von hinten auf die Schulter. »Dima, vielleicht sollten wir die Brücke lieber unten am Ansatz sprengen. Was meinst du, was das für ein Getöse gibt.«

Ich schüttelte den Kopf. Es war nicht unsere Aufgabe, ein größtmögliches Getöse zu veranstalten, sondern es ging nur darum, die Brücke unbenutzbar zu machen. Je geringer die Zerstörungen, die wir anrichteten, desto geringer würde auch der Zorn der Außerirdischen ausfallen. Davon hatten sich sicher auch die Franzosen leiten lassen, als sie ihre Brücke in der Mitte sprengten.

Timur schichtete die Dynamitstangen kunstvoll um die Blechdose, dann steckte er eine neue Zündschnur ins Schießpulver.

»Fertig.«

Alle schwiegen. Seltsam, beim vorhergehenden Sprengversuch hatten wir wohl eine Art Vorahnung gehabt, dass es nicht klappen würde. Diesmal jedoch sah unsere selbst gebastelte Sprengbombe schon fast professionell aus. In unseren Gesichtern stand Zuversicht. Die Jungen von der

Nachbarinsel wirkten hektisch und besorgt. Sie hatten längst begriffen, dass sich ernsthaftes Unheil über der Brücke zusammenbraute, und traten abermals den Rückzug an.

»Macht euch vom Acker«, sagte schließlich Tolik. »Ich zünde die Lunte an.«

Alle waren erleichtert, dass Tolik, der mit Abstand schnellste Läufer unter uns, diese Aufgabe übernahm, denn die Zündschnur war diesmal beängstigend kurz geraten. Das Hanfwerge, aus dem Timur sie zusammengedreht hatte, war uns ausgegangen.

Wir gingen nicht ganz bis zur Burg hinunter, sondern blieben im unteren Bereich der Brücke stehen. Dass wir uns nicht ins Innere unserer Festung zurückzogen, war an sich bereits eine gewisse Provokation der Außerirdischen, aber wir wollten das Spektakel auf keinen Fall versäumen. Erst später wurde uns klar, wie unvorsichtig das von uns war.

Tolik, der gewartet hatte, bis wir unten angekommen waren, machte sich jetzt an der Lunte zu schaffen. Das Herz schlug mir bis zum Hals, denn plötzlich hatte ich das unerklärliche Gefühl, dass der Sprengsatz im nächsten Moment hochgehen würde. Ein Blitz, ein Knall, und Tolik würde für immer verschwinden.

Natürlich bildete ich mir das in der Aufregung nur ein. Alles lief glatt. Tolik steckte die Zündschnur in Brand und spurtete los. Schon nach kurzer Zeit standen wir alle beieinander und warteten, was passieren würde.

»Gleich knallt's!«, hechelte Tolik.

Die Sekunden verrannen.

»Wenn sich wieder nichts rührt, gehe ich diesmal aber nicht dort hinauf«, nörgelte Timur grimmig. »Womöglich glimmt die Lunte nur langsam durch, und das Zeug geht erst in ein paar Minuten...«

Wumm!!!

Der Boden unter unseren Füßen erzitterte. Auf der Brücke oben entflammte ein riesiger Feuerball, aus dem in alle Richtungen Trümmerteile in die Luft schossen. Unter dem gewaltigen Donnerhall, der in Wellen über uns hinwegrollte, duckten wir uns zusammen, als würden die Marmorbrocken, die mit Getöse ins Meer fielen, direkt auf uns herabregnen.

Die Brücke geriet ins Schwingen, und zwar so heftig, dass wir selbst hier unten das Gleichgewicht verloren und durcheinanderpurzelten. Als ich mich auf allen vieren hochrappelte, konnte ich gerade noch sehen, wie ein riesiger Marmorbrocken mit einem dumpfen Klatschen ins Meer stürzte und im selben Moment eine gewaltige Wasserfontäne in die Höhe stach. Die Außerirdischen vernichteten alles, was ins Meer fiel - eine Ausnahme machten sie nur für die Brücken selbst.

Wir hatten die Sprengkraft der unscheinbaren Dynamitstangen gewaltig unterschätzt. Die Hälfte davon hätte für die Sprengung leicht gereicht. Langsam pendelten die gegenläufig schwingenden Brückenhälften sich aus.

»Hilfe!«, schrie jemand verzweifelt.

Es war Iljas Stimme. Erschrocken blickte ich mich um. Offenbar war er übers Gelände gestolpert, als der Boden unter unseren Füßen zu beben begonnen hatte. Jetzt hing er über dem Wasser und hielt sich mit beiden Händen an einer Säule der Balustrade fest.

Auf den ersten Blick sah die Situation gar nicht so gefährlich aus, da die Brücke in diesem Bereich nur etwa fünf oder sechs Meter über das Meer ragte. Und welcher Junge wäre nicht schon einmal im Schwimmbad vom Fünfmerturm gesprungen?

Leider befanden wir uns aber nicht im Schwimmbad, und wenn Ilya jetzt losließ, würde er nicht vom Fünfmerturm, sondern von der Brücke stürzen. Und Stürze von der Brücke endeten auf den Inseln immer gleich, egal ob man aus hundert oder fünf Metern Höhe fiel.

Chris war als Erster bei Ilya. Er beugte sich über die Balustrade, packte ihn am Arm und zog ihn auf die Brücke zurück. Merkwürdigerweise sah Ilyas Gesicht auf einmal verändert aus, irgendwie jünger.

Mit den Augen blinzelnd sah er sich verwirrt um. »Scheiße, meine Brille ist runtergefallen!«, fluchte er entsetzt. »Was soll ich denn jetzt machen?«

Chris zuckte mit den Achseln.

»Hauptsache, dir ist selbst nichts passiert«, beschwichtigte Tolik.

Ilya nickte und verzog das Gesicht. Er sah aus, als würde er jeden Moment in Tränen ausbrechen. Stattdessen fragte er: »Was ist mit der Brücke? Ich sehe nichts.«

»Die ist hinüber«, sagte Timur und grinste zufrieden.

Die beiden Brückenhälften waren nun durch einen etwa zwanzig Meter breiten Zwischenraum getrennt, in dem noch einige dicke Rauchschwaden waberten. Auf dieser Brücke war das Große Spiel zu Ende.

»Und wie geht's jetzt weiter?«, fragte Ilya.

Niemand antwortete.

WINTEREINBRUCH

Am nächsten Morgen weckte mich eine innere Rastlosigkeit. Das kam häufiger vor, auf der Insel wurde man in aller Regel aus dem Schlaf gerissen, bevor man richtig ausgeschlafen hatte. Am gestrigen Abend hatten wir noch lange zusammengesessen, innerlich aufgewühlt von unserer erfolgreichen Sabotageaktion. Erst gegen zwei Uhr nachts hatte Chris alle ins Bett geschickt.

Schlaftrunken hob ich den Kopf und spähte zum Fenster. Es war schon überraschend hell draußen, und die Brücken mussten sich längst zusammengeschoben haben. Warum hatte mich bloß keiner zur Wache gerufen?

Mit einem Satz sprang ich aus dem Bett und begann mich hastig anzuziehen. Womöglich hatte Chris beschlossen, mit weniger Kämpfern auszurücken, jetzt da die Westbrücke nicht mehr bewacht werden musste. Aber warum wurde die unerwartete Verschnaufpause ausgerechnet mir verordnet und nicht Ilja oder dem vor Kurzem verwundeten Meloman? Irgendwie kränkte mich das in meiner Ehre.

Während ich in die Schuhe schlüpfte und das Schwert hastig am Gürtel befestigte, beschloss ich, der Sache unverzüglich auf den Grund zu gehen.

Irgendetwas stimmte nicht.

Mich auf der Stelle drehend, sah ich mich in meiner wohlbekannten Kammer um. Dann trat ich zum Fenster: nichts Besonderes. Das glatte Meer schimmerte schwach im Morgenlicht, der Himmel darüber war grau und trüb. Ich hob den Kopf und schnupperte. Mir war, als läge etwas Alarmierendes in der Luft, doch ich konnte nur den gewohnten, ein wenig aseptischen Geruch des Meeres wahrnehmen.

Ein leichter Schauer durchfuhr mich, nicht vor Angst, sondern vor Kälte. Normalerweise wurde mir immer schnell warm, nachdem ich mich morgens angezogen hatte, selbst wenn es draußen noch dunkel war.

Das war es! Es herrschte eine ungewohnte Kälte in meiner Kammer, sicher nicht über zehn Grad. So kühl war es selten auf den Inseln, nicht einmal im Freien, bei Regen und heftigem Wind. Außerdem schien das Wetter draußen im Augenblick gar nicht so schlecht zu sein.

In der vagen Hoffnung, dass sich die Kälte nur in der Burg und in den steinernen Wänden meiner Kammer verschanzt hatte, öffnete ich das Fenster. Doch von draußen schlug mir noch viel kältere Luft entgegen; ich begann zu schlottern. Der Luftschwall, der von außen hereindrang, schien mit jedem Moment immer noch eisiger zu werden. Völlig konsterniert kletterte ich übers Fensterbrett auf den Wehrgang hinaus.

Nur wenige Meter entfernt stand Chris ans Geländer gelehnt und sah äußerst ungewohnt aus. Er steckte in einem kanariengelben Wollpullover, dessen Ärmel er hochgekrempelt hatte. Den Kopf in den Nacken gelegt, starrte er angestrengt in den Himmel.

Als ich zu ihm trat, sah er zwar aus dem Augenwinkel kurz in meine Richtung, verharrte aber in seiner beobachtenden Haltung und sagte nichts.

»Wo sind die anderen?«, fragte ich verstört.

»Ilja und Tom sind beim Fischen, der Rest schläft«, erwiderte er knapp.

»Und wer ist auf den Brücken?«, fragte ich beinahe vorwurfsvoll.

Chris grinste. »Niemand. Es ist zu kalt. Die Brücken haben sich nicht zusammengeschoben, keinen Zentimeter, soweit ich das von hier aus beurteilen kann.«

Natürlich. Ich hatte gar nicht daran gedacht, dass sich der Spalt zwischen den Brücken nur schloss, wenn diese von der Sonne aufgeheizt wurden.

»Ich hätte es nie für möglich gehalten, dass es hier so kalt werden kann«, murmelte ich kleinlaut, wie um meinen etwas großspurigen Ton von vorhin zu entschuldigen.

»Hätte ich auch nicht für möglich gehalten«, sagte Chris nickend.

Die Kälte kam so überraschend, als hätte man uns über Nacht von unserer tropischen Insel in die sibirische Taiga verpflanzt. Mich fröstelte.

»War es früher nie so kalt?«, fragte ich.

»Nein. Aber früher haben wir auch keine Brücken in die Luft gejagt.«

Die Arme vor der Brust verschränkend, fasste ich mich mit den Händen an den Schultern. Eine dumme Pose, als ob einem davon wärmer würde. Tom hatte sich auf diese Weise zusammengekauert, als er auf der Insel gelandet war und sich plötzlich fremden Mädchen und Jungen gegenüber gesehen hatte.

»Chris, haben wir noch warme Sachen zum Anziehen?«

»Frag Rita, die findet schon irgendwas.«

Schlotternd strebte ich der nächsten Tür zu. An der Schwelle stehend, übermannte mich dann doch die Neugier. »Was starrst du denn so hartnäckig in den Himmel? Suchst du nach den Außerirdischen?«

Chris schüttelte den Kopf, als hätte er meine ironische Frage ernst genommen.

»Die Sonne suche ich. Es sind kaum Wolken am Himmel, trotzdem sieht man nirgends die Sonne. Ist doch seltsam, oder?«

Nach dem Mittagessen begann es zu regnen. Zunächst war es nur ein feiner Niesel, der unsichtbar und lautlos vom Himmel kam. Wir hatten uns

schön am Vormittag im Thronsaal versammelt, unterhielten uns, tranken Tee und versuchten, die Knochen riechenden Kälte, so gut es ging, zu ignorieren. Rita hatte alle Vorräte an warmer Kleidung, die sich in der Burg fanden, unter uns verteilt. Es waren Pullover, Jacken und Mäntel derjenigen Inselbewohner, die zur Winterszeit von der Erde entführt worden waren.

Mir hatte Rita eine hochwertige Allwetterjacke aus schwarzem und silbergrauem Stoff zugebracht, in die unzählige Taschen eingenäht waren. Das edle Stück sah aus wie ein Raumanzug. Meine Freunde auf der Erde wären vor Neid geplatzt, wenn sie mich darin hätten sehen können. Die Jacke war eine Nuance zu klein und stand mir dadurch, wie ich fand, besonders gut. Ein praktisches Detail bestand darin, dass man die Kapuze und die Ärmel mit einem Reißverschluss abtrennen konnte, so würde ich im Gefecht in meiner Bewegungsfreiheit nicht eingeschränkt sein. Dieser Gedanke war allerdings ein wenig abwegig, denn bei den herrschenden Temperaturen war an Kämpfe überhaupt nicht zu denken. Der Spalt zwischen den Brücken hatte sich nicht nur nicht verringert, sondern war sogar um eineinhalb Meter breiter geworden.

Als die Mädchen für einen Moment den Saal verlassen hatten, nutzte Meloman die Gelegenheit, um einen schmutzigen Witz zu erzählen. Wir brüllten vor Lachen, nur Tom blickte verständnislos in die Runde, weil er kein Wort verstanden hatte. Chris übersetzte den Witz ins Englische, und als Tom zu lachen anfangte, prusteten auch wir anderen erneut los, bis uns die Tränen in den Augen standen. Dann, als wir nach dem unerwarteten Heiterkeitsausbruch alle erschöpft verstummten, erfüllte eine vollkommene Stille den Raum, vor deren Hintergrund sich das leise Rauschen des Nieselregens abhob.

Mit dem Auge kaum wahrnehmbare, feine Wassertropfen wurden vom Wind zerstäubt und schlugen sich als trüber Film auf den Fenstern nieder. Nach einigen Minuten hatten sich zu Füßen der Burg wie aus dem Nichts erste kleine Pfützen gebildet, deren Oberflächen sich durch den Niesel fein kräuselten und zu zittern schienen.

Tolik und ich standen nebeneinander am Fenster, pressten die Nasen an die kalte Scheibe und schauten eine Weile schweigend dem Regen zu. Dann schob Tolik plötzlich den Riegel zurück und zog am Griff. Das Fenster klemmte und ließ sich nur mit einem heftigen Ruck öffnen, als hätte sich der Holzrahmen in der Kälte bereits verzogen.

Durch das geöffnete Fenster ergoss sich ein Schwall eisiger, von herbstlicher Klamme getränkter Luft in den Raum. Der Himmel war bis zum Horizont mit einem dichten, grauen Wolkenschleier verhangen. Tom begann sogleich zu schlottern, obwohl er eine dicke Wollweste über seinem Hemd trug.

»Schweinekalt!«, kommentierte Chris mit finsterner Miene.

Keiner sagte mehr ein Wort, bis Tolik das Fenster so energisch wieder zustieß, dass die Scheiben bedrohlich schepperten.

»Vielleicht ist das ja der hiesige Winter«, mutmaßte Ilya und sah uns heftig zwinkernd einen nach dem anderen an. Man konnte den Eindruck gewinnen, dass er ohne Brille Meloman nicht von Tolik und mich nicht von Timur unterscheiden konnte.

»Ja, es ist Winter«, pflichtete Timur bei. »Fünfzig Jahre lang war Sommer, und jetzt folgen eben fünfzig Jahre Winter.«

»Zwischen Sommer und Winter müsste aber normalerweise noch der Herbst kommen«, entgegnete Chris leise. »Ein so abrupter Wintereinbruch ist doch nicht normal.«

»Wir werden bestraft.«

Fast hatten wir schon vergessen, wie Maljoks Stimme klingt. Völlig unerwartet hatte er sich in die Diskussion eingeschaltet. Schon seit längerer Zeit war er bei Zusammenkünften und Unterhaltungen nur mehr als schweigender Zuhörer beteiligt gewesen. Meist saß er in irgendeiner Ecke und schrak zusammen, wenn man ihn ansprach.

»Was willst du damit sagen?«, fuhr Chris ihn an. »Weißt du etwas?«

»Ja«, erwiderte Maljok und fuhr leise, aber bestimmt fort: »Ich habe sie einmal gefragt, was sie mit denen machen, die sich nicht unterordnen wollen. Und sie haben geantwortet, dass sie diejenigen mit Kälte bestrafen würden.«

»Das hättest du wirklich mal früher sagen können«, zürnte Chris.

Maljok wurde noch ein wenig kleiner, als er ohnehin schon war. »Es ist mir eben erst wieder eingefallen. Außerdem haben sie es ja nicht im Zusammenhang mit den Brücken gesagt. Ich hätte gedacht, dass man dafür schon etwas Schlimmeres anstellen müsste.«

»Könntest du nicht mal nachfragen, Maljok?«, sagte Chris ätzend. Unser sonst so beherrschter Kommandeur blickte den Jüngeren mit einem bösen Grinsen an. »Du könntest doch in den Keller gehen und ein bisschen mit ihnen plaudern.«

Maljok wurde auf einen Schlag kreidebleich. »Alles, nur das nicht«, stammelte er panisch. »Die bringen mich um. Schließlich habe ich sie verraten, und das wissen sie auch. Sie können Stromstöße durch die Tafel jagen, die man berühren muss, um mit ihnen zu sprechen.«

Chris hatte sich bereits wieder im Griff und sah Maljok nachdenklich an. »Wie du meinst«, sagte er schließlich. »Trotzdem habe ich den geistigen Nährwert dieser Bestrafung noch nicht ganz verstanden. Wenn sie uns mit der Kälte umbringen wollten, müssten sie die ganzen Inseln in einen Gefrierschrank verwandeln. Dann würden auch diejenigen draufgehen, die ihnen gehorchen. Warum so kompliziert?«

»Sie könnten doch einfach aufhören, uns Lebensmittel zu schicken«, warf Tolik ein. »Dann würden wir ziemlich schnell verhungern. Das wäre doch viel einfacher und effektiver, als so ein Kältespektakel zu veranstalten.«

»Ganz recht«, pflichtete Chris bei. »Schade, dass du das nicht genauer herausbekommen hast, Maljok. Aber eins steht fest: Wenn sie beschlossen haben, uns zu bestrafen, dann ist dies kein vorübergehender Kälteeinbruch.«

Das sind ja schöne Aussichten, dachte ich bei mir. Besorgt wandte ich mich wieder zum Fenster und sah in den Regen hinaus. Da fiel mir auf, dass sich die Pfützen auf einmal nicht mehr kräuselten. An ihrer Oberfläche hatte sich eine dünne, gläserne Haut gebildet.

»Null Grad«, rief ich unwillkürlich aus. »Jetzt wird's frostig, Freunde.«

Am nächsten Morgen wäre ich am liebsten im Bett geblieben. Mir war von vornherein klar, dass es ein böses Erwachen geben würde. Die warme Decke über den Kopf gezogen, klammerte ich mich an meine zerrieselnden Träume und versuchte krampfhaft weiterzuschlafen. In jenem Moment wäre es mir so viel lieber gewesen, in bizarren Traumwelten zu wandeln, als auf dem harten Boden der Wirklichkeit aufzuschlagen. Doch es half

alles nichts, schon kroch die Kälte mit langen Krakenarmen gnadenlos unter meine Decke und versetzte meinem hilflosen Körper Millionen feinsten Nadelstiche.

Ein verstohlener Blick zum Fenster bestätigte mir, was ich ohnehin geahnt hatte: Draußen schneite es. Angewidert streckte ich den Arm aus und tastete nach dem Kleiderstapel, der vor meinem Bett auf einem Stuhl lag. Tief in die Decke verkrochen, zog ich mich Schicht für Schicht an. Dann sprang ich mit einem Satz aus dem Bett und schlüpfte hastig in meine warme Jacke. Um mich aufzuwärmen, ruderte ich mit den Armen und versuchte, mir einzureden, dass es in Wirklichkeit gar nicht so furchtbar kalt, sondern dass ich durch den langen Aufenthalt in der warmen Inselwelt schlichtweg verweichlicht war.

Der Schnee fiel ebenso monoton und unspektakulär wie der Regen am Vortag. Wie in Zeitlupe sanken dichte Schleier feinsten Flocken vom Himmel, als wollte es nie wieder aufhören, zu schneien. Wenn wirklich die Außerirdischen dahintersteckten, dann kannten sie sich in der menschlichen Psyche erstaunlich gut aus. Das allmähliche, aber unauffällige Absinken der Temperatur war wesentlich beklemmender und zermürender, als ein aus heiterem Himmel einsetzender Schneesturm es je hätte sein können.

Als ich durchs Fenster auf den Wehrgang hinaus sprang, landete ich bis zu den Knöcheln im Schnee. Er rieselte sofort in meine Turnschuhe, wo er schmolz und meine Socken durchnässte. Da ich keinen Ersatz hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als das frostige Fußbad zu ignorieren und zu versuchen, durch Auf- und Abgehen warm zu werden.

Die Brücken sahen irgendwie verengt und erbärmlich aus. Entweder ich bildete mir das nur ein, oder sie waren in der Kälte tatsächlich geschrumpft. Unten am Strand schlenderte Chris umher. Eine Weile sah ich ihm dabei zu, dann beschloss ich, zu ihm hinunterzugehen.

Unser Kommandeur benahm sich eigenartig: Mit der Schuhspitze berührte er immer wieder die Wasseroberfläche, um das Bein dann wieder zurückzuziehen und einige Schritte weiter am Strand entlangzugehen, wobei das Profil seiner Turnschuhe hübsche, gerippte Abdrücke im Schnee hinterließ.

»Chris!«, rief ich ihm zu.

Er wandte sich um, nickte kurz und kam mir dann schweigend entgegen. In seinem viel zu langen Wollpullover, mit von nassem Schnee bepackten Schuhen und von der Kälte geröteten Händen sah er überhaupt nicht mehr aus wie ein Erwachsener: ein Teenager genau wie ich, nur ein wenig älter und größer, hager und etwas ungelenkt.

»Was treibst du denn da?«, fragte ich. »Prüfst du, ob das Wasser zum Baden taugt?«

»Genau. Wenn das Eis ein bisschen dicker wird, gehen wir baden. Bei euch Russen ist das doch so üblich, oder?«

Ungläubig blickte ich aufs Meer. In Ufernähe hatten sich tatsächlich erste, noch ganz kleine Eisschollen auf dem Wasser gebildet. In Eislöchern zu baden ist natürlich eine feine Sache, ein russischer Volkssport gewissermaßen, wir machen den ganzen Winter nichts anderes, als bei Frost in der Sonne zu liegen. Aber wie zum Teufel war es möglich, dass hier das Meer zufror? Schließlich war das Wasser extrem salzig.

»Chris, das gibt's doch nicht. Salzwasser kann nicht so schnell gefrieren!«, rief ich erstaunt.

»Du hast vollkommen recht«, sagte Chris.

Kopfschüttelnd trat ich ans Ufer, schöpfte eine Handvoll des schneidend kalten Wassers und führte es an die Lippen. Es schmeckte kaum salzig, selbst der Jodgeruch war nicht mehr wahrnehmbar. Man hätte meinen können, es sei Wasser aus dem kleinen See in unserer Stadt.

»Gehen wir zurück in die Burg«, schlug Chris vor. »Ich friere wie...«

Chris suchte nach dem richtigen Wort. In all den Jahren auf der Insel war er nie mit heftiger Kälte konfrontiert gewesen. Es war also kein Wunder, dass er keine russische Redewendung für diese Situation parat hatte.

»... wie ein Schneider«, ergänzte ich für ihn.

Durch den immer tiefer werdenden Schnee stapfend, machten wir uns auf den Rückweg zur Burg.

»Was soll der faule Zauber?«, fragte ich. »Was hat es für einen Sinn, ein ganzes Meer zu entsalzen?«

»Hast du das noch nicht kapiert?«

»Nein.«

»Ganz einfach: Wenn das Meer vollständig zugefroren ist, kann man auch ohne die Brücken von Insel zu Insel zu gelangen. Unsere Nachbarn wissen ganz genau, wer an der Kältewelle schuld ist. Sie werden uns alle abschlachten.« Chris öffnete das Burgtor. »Und dann wird es ganz schnell wieder wärmer.«

Vom Ufer her fror das Meer nach und nach zu. Die Eiskruste bildete einen dicken, sich ständig verbreiternden weißen Ring um die Insel. Von oben sah es aus wie ein Gürtel aus Gischt, der in der Bewegung erstarrt war.

Gleichzeitig entstanden im offenen Meer zwischen den Inseln bläulich schimmernde Eisschollen. Zwar waren es noch nicht besonders viele, aber man konnte dabei zusehen, wie es allmählich immer mehr wurden.

»Wir haben noch ein oder zwei Tage zu leben«, rief Meloman laut.

Vermutlich hatte er es nur leise vor sich hin flüstern wollen; es war eigentlich nicht seine Art, mit melodramatischen Phrasen um sich zu werfen. Sein Disc-Man lief jedoch mit voller Lautstärke, weshalb er nicht einschätzen konnte, wie laut er sprach.

Dafür konnte ich ein paar Fetzen des Liedes verstehen, das gerade lief:

Eiskalter Wind durchfegt die Stadt,
bitterer Frost klirrt unversöhnlich,
ein alter Schriftzug leuchtet matt:
Partei und Volk sind unzertrennlich.

Es war wieder ein Stück von Melomans Lieblingsgruppe Zeitspirale. Und wenn ich mich recht entsann, hieß das Album *Liebe im Land des Frosts*.
Niemand schenkte Melomans düsterer Prognose Beachtung. Im Thronsaal wurden allerlei Pläne zur Verteidigung der Insel diskutiert, und von allen Seiten hagelte es »geniale« Ideen. Timur regte an, das Eis mit dem restlichen Dynamit zu sprengen; Inga hielt es für sinnvoll, Skier und Schlittschuhe anzufertigen, um einen Geschwindigkeitsvorteil zu erlangen; Ilja verstieg sich zu dem abenteuerlichen Einfall, einen Überraschungsangriff auf die Nachbarinseln zu starten; Olja bevorzugte die defensivere Variante, sich übers Eis möglichst schnell und weit aus dem Staub zu machen. Als ich mir vorstellte, wie Timur und Inga auf Schlittschuhen, zwischen Eislöchern hindurchlavierend und mit den Holzscheren fuchtelnd, übers gefrorene Meer sausen würden, musste ich laut auflachen.

»Was meinst du denn dazu, Dima?«, fragte Tolik.

Betreten zog ich die Schultern hoch. »Mir ist noch nichts eingefallen. Weit weg über das Eis flüchten können wir jedenfalls nicht. Sobald wir ein paar Kilometer von der Insel entfernt wären, würde das Eis garantiert tauen. Nicht wahr, Maljok?«

»Natürlich, es würde sofort wieder schmelzen«, bestätigte Maljok dienstfertig.

»Dieser Plan entfällt also. Das Eis zu sprengen wäre natürlich nicht schlecht. Problematisch ist nur, dass die Eislöcher innerhalb von ein paar Stunden wieder zufrieren würden. Vielleicht sollten wir lieber Handgranaten bauen.«

»Aus den Dynamitstangen?«, fragte Timur.

»Ja, mit kurzer Zündschnur.«

»Wäre eine Möglichkeit.« Timur drehte sich um. »Wo ist eigentlich Chris? Rita, wo ist er hingegangen?«

»Er war noch gar nicht hier«, erwiderte Rita achselzuckend. »Wahrscheinlich ist er auf dem Wachturm, jedenfalls wüsste ich nicht, wo er sonst sein könnte.«

Auch mir war bisher nicht aufgefallen, dass Chris nicht bei uns war. Das war sehr ungewöhnlich, denn bei strategischen Besprechungen war der Kommandeur normalerweise immer dabei. Ich wusste nicht, was die anderen sich dachten, jedenfalls hatte ich den Eindruck, dass etwas nicht stimmte.

»Ich hole ihn«, sagte ich und sprang vom Stuhl auf. »Er wird sich noch erkälten dort oben.«

Rita sah mich an, und in ihrem Blick lag Besorgnis. In diesem Augenblick spannte sich ein unsichtbares Band zwischen uns, denn wir hatten beide das Gefühl, dass Chris nicht zufällig mit Abwesenheit glänzte.

»Ja, geh ihn suchen, Dima«, bat sie. »Es ist schon halb acht. Zeit zum Abendessen.«

Erwartungsvolle Blicke richteten sich auf Olja, Tanja und Rita. Die Aussicht auf eine Mahlzeit war eine willkommene Ablenkung und suggerierte wenigstens einen Hauch von Normalität in unserer prekären Lage.

»Ich bin gleich zurück«, sagte ich und verließ zusammen mit Olja den Raum, die als geräuschloser Schatten in Richtung Küche entschwand.

In den Gängen herrschte ein eigenartiges Licht. Einerseits war es düster, da es bereits Abend war und dichte Wolken den Himmel verhüllten, andererseits wurde das wenige vorhandene Licht ziemlich grell von der weißen Schneedecke reflektiert. So entstand eine Art Zwielight, das die Wände um mich herum in ein gespenstisches Grau tauchte.

Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, stürmte ich die Wachturmtreppe empor. Ob Chris sich tatsächlich dort oben aufhielt? Was hatte er bei der lausigen Kälte dort verloren?

Auf der Aussichtsplattform lag eine dicke Schicht Schnee, der beim Darübergehen sanft knirschte und sich weich wie Pappelflaum anfühlte. Von Chris - keine Spur. Trotz Kälte und Schneetreibens blieb ich für kurze Zeit oben, denn die Aussicht auf die Insel in ihrem neuen Schneegewand war beeindruckend.

Von der weißen Pracht überzuckert, wirkte das Eiland noch mehr als zuvor wie ein Spielzeug, wie ein Untersetzer aus weißem Kunststoff, auf dem sich das Miniaturmodell einer mittelalterlichen Burg erhob. Der See inmitten der Insel war bereits völlig zugefroren. Unter der Last der Schneemassen bogen sich die Äste der wenigen Bäume; sie hatten keine Zeit mehr gehabt, die Blätter abzuwerfen. Der Landehügel ragte als sanft geschwungener weißer Rücken aus der Ebene heraus und schimmerte im diffusen Abendlicht. Für einen Neankömmling wäre es ein interessanter Zeitpunkt für eine Landung gewesen: einerseits schön weich, aber andererseits...

Das Meer war inzwischen fast vollständig mit Eis bedeckt. An manchen Stellen schien es noch sehr dünn zu sein, man konnte deutlich das dunkle Wasser hindurchscheinen sehen. Hier und da hatten sich verzweigte, schmale Rinnen gebildet, die sich wie eingemeißelte schwarze Muster von der grauen Eisfläche abhoben. Bis zum Morgen würde der klirrende Frost auch diese Risse im Eispanzer des Meeres geflickt haben. Der Augenblick, in dem wir unser letztes Gefecht führen müssen, rückte näher und näher.

Gedankenverloren stieg ich die Treppe hinab und hoffte, Chris in seiner Kammer anzutreffen. Die Tür war nicht abgesperrt, und drinnen war es stockfinster, da die Fensterläden geschlossen waren. Ich wollte schon wieder gehen und woanders weitersuchen, als ich plötzlich ein leises, unterdrücktes Seufzen vernahm.

»Chris?«

Keine Antwort. Auf dem Tisch tastete ich nach Kerze und Streichhölzern und machte Licht. Man musste sich daran gewöhnen, dass auf den Inseln alles Wichtige zu später Stunde oder nachts geschah. Die Tage vergingen einer wie der andere, nachts hingegen lösten sich die Zungen und eröffneten sich überraschende Geheimnisse.

Chris lag weinend auf seinem Bett. Betroffen setzte ich mich zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Chris, was ist los?«, fragte ich leise.

Zögerlich hob er den Kopf. »Ach, du bist's, Dima, unser tapferer Freund.« Seine Augen glänzten feucht und blickten mich nervös rollend an, als könnte er sie nicht ruhig auf einen Punkt richten.

»Weine nicht«, sagte ich und schluckte an einem Kloß in meinem Hals. »Keiner hat bis jetzt die Hoffnung verloren, Chris, nicht einmal die Mädchen. Vielleicht wird es ja doch wieder wärmer, und das Eis...«

Chris unterbrach mich mit einem hysterischen Lachen. »Dima, kleiner, dummer Dima. Denkst du vielleicht, ich hätte Angst?«

Seine herablassende Art ärgerte mich.

»Ja, denke ich.«

»Ach Quatsch!« Nach kurzem Schweigen fuhr er mit dünner Stimme fort: »Es ist so merkwürdig. Als ich noch dort lebte... Ich ging in die Schule, und auf dem Weg dorthin musste ich eine Straße überqueren. Eine breite Straße, auf der viel Verkehr war. Und mein Vater - ich hatte einen sehr strengen Vater, der eher dazu neigte, mich zu bestrafen, als mich zu loben - begleitete mich und führte mich über die Straße. Ein ganzes halbes Jahr lang, bis er endlich kapiert hatte, dass ich schon längst imstande war, selbstständig jede noch so breite Straße zu überqueren. Damals konnte ich nicht verstehen, warum er sich solche Sorgen um mich machte... Jetzt verstehe ich es.«

»Chris, hör mal«, erwiderte ich äußerst befremdet, »wenn du der Meinung bist, wir seien alle deine Kinder... Vielen Dank, aber wir können auch schon selbst über die Straße gehen.«

»Manchmal bist du wirklich ein dummer Junge«, sagte Chris ruhig. »Mit so einem Bengel wie dir kann man graue Haare bekommen.« Plötzlich streckte er die Hand aus und löschte die Kerzenflamme zwischen Daumen und Zeigefinger. Das kleine Licht verlösch, und der verglimmende Docht begann zu qualmen. »Wir erwarten ein eigenes Kind, Dima. Rita und ich. Das heißt, wir werden Eltern. Aber so weit wird es nicht mehr kommen.«

»Schon bald?«, fragte ich dumm.

»Was spielt das für eine Rolle?«

»Dann... ähm... gratuliere ich dir.«

Stille trat ein. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, dass Chris im nächsten Augenblick aufspringen und mir eine Ohrfeige verpassen würde. Stattdessen brach er wieder in dieses unnatürliche hysterische Lachen aus, das ich überhaupt nicht von ihm kannte.

»Du bist schon in Ordnung, Dima. Als Sohn würde ich dich zwar lieber nicht haben wollen, aber als kleinen Bruder - gern.«

»Danke für die Blumen.«

Chris begann leise und dünn zu kichern. »Was sind wir doch für höfliche, gute Menschen. Aber diese Inselherren bringen uns einfach um. Zwingen uns, uns gegenseitig zu töten. Und wir können nichts dagegen machen, absolut nichts!«

»Chris, du wirkst, als ob du betrunken bist«, bemerkte ich vorsichtig.

»Ach ja?... Wenn du meinst... Kann schon sein. Zu Hause habe ich nie Alkohol getrunken. Nur ein einziges Mal habe ich Bier probiert, mit meinem Bruder zusammen.«

»Was hast du genommen, Chris?« Ich packte ihn an den Schultern und schüttelte ihn. »Dieses Zeug von Tom hast du doch weggeworfen, oder? Chris! Was hast du mit den Drogen gemacht?«

»Schrei nicht rum«, sagte Chris mit beinahe normaler Stimme. »Ich bin schon fast wieder in Ordnung. Die Wirkung geht vorbei.«

»Du hast es doch versprochen, und zu Tom hast du auch gesagt, dass du sie ins Meer geworfen hast!« Ich fühlte mich vor den Kopf gestoßen und konnte es mir nicht verkneifen, ihm Vorwürfe zu machen. »Warum hast du uns belogen?«

»Morgen werden wir sie gut brauchen können. Damit wir den Schmerz nicht spüren beim Kämpfen. Und damit wir keine Angst haben beim Sterben.«

»Weißt du überhaupt, was das für ein Zeug ist?«

»Nein, ich habe Tom nicht danach gefragt. Was weiß ich, Kokain oder Crack. Wenn man eine kleine Menge schnupft, bleibt man völlig bei Bewusstsein und kriegt auch keine Halluzinationen. Man fühlt sich einfach gut und hat keine Angst.« Chris schwieg für ein paar Sekunden, dann setzte er deprimiert hinzu: »Wir schlachten uns gegenseitig ab. Dabei müssten wir uns mal diese außerirdischen Herrschaften vorknöpfen und ein paar Takte mit ihnen plaudern. Leider bekommt man sie ja nie zu Gesicht, diese Feiglinge. Sie geben nur das Essen aus und holen die Abfälle ab, das war's, das ist unser einziger Berührungspunkt mit ihnen.«

Es war finster, sonst hätte Chris sehen können, dass ich heftig mit dem Kopf nickte. Sich die Außerirdischen vorknöpfen? Hervorragender Gedanke! Schon vor langer Zeit hatte Inga davon gesprochen. Doch wie Chris sagte, war das Problem, dass sie sich nie zeigten - sie beseitigten nur die Abfälle, als sorgten sie sich um die Sauberkeit auf den Inseln.

Sie holen die Abfälle ab... Zu sich... Immer um Mitternacht. Wir sammeln den gesamten Müll und deponieren ihn auf den Regalen im Küchenschrank...

»Chris!«

Begeistert sprang ich auf. Es war eine verrückte Idee! Eine gewagte Idee! Wie wild schoss sie mir durch den Kopf und wollte hinaus. Wenn Chris mich nur verstehen würde! Wenn er mir nur glauben würde!

Wenn er das restliche Dynamit nur nicht für etwas anderes vorgesehen hatte!

SABOTAGE UM MITTERNACHT

Wir befanden uns zu dritt in der Küche: Chris, Timur und ich. Die Übrigen saßen im Thronsaal, Meloman und Tolik hielten vor der Tür Wache. Es war nicht ausgeschlossen, dass außer Maljok noch andere Spione unter uns waren. Wir durften kein Risiko eingehen, deshalb hatten wir es so organisiert, dass wir uns gegenseitig im Blick hatten.

»Die Fächer sind verdammt eng«, fluchte Timur, der den Schrank freiräumte. »Ob sie das absichtlich so gebaut haben? Sonst könnte ich reinkriechen und mich zu ihnen rüberbeamen lassen. Hmm ... Oder wir reißen die Regalbretter heraus. Dann hätte ich genug Platz.«

»Und dann kommst du in sechs schmalen Stücken dort drüben an. Kommt nicht infrage, wir machen es mit dem Dynamit«, sagte Chris unnachgiebig.

Es war auch meine Meinung, dass zwanzig Kilo Dynamit mehr ausrichten würden, als Timur mit seinen zwei Schwertern, ich behielt sie jedoch für mich. Warum hätte ich unseren besten Kämpfer brüskieren sollen? Zum Teufel, aus mir würde noch ein richtiger Diplomat werden! Machte ich mir doch tatsächlich Gedanken darüber, wann ich etwas sagen konnte und wann ich mir lieber auf die Zunge biss.

»Los, Dima, gib mir eine!«, sagte Timur.

Behutsam, als handle es sich um ein rohes Ei, nahm ich eine der gelben Stangen aus der Kiste und reichte sie Timur, der sie vorsichtig in das untere Fach legte. Auf diese Weise schichteten wir den Schrank allmählich mit Dynamit voll.

»Es müsste für drei Fächer reichen«, mutmaßte Timur, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. »Aber ob das mit dem Zündmechanismus klappt?«

»Rita hat gesagt, dass die Schüsseln mit den Lebensmitteln fast immer umfallen und manchmal sogar zu Bruch gehen. Das heißt also, dass die Teleportation ganz schön ruppig abläuft. Es muss funktionieren.« Seinem Tonfall nach zu schließen, machte Chris sich ernsthafte Hoffnungen, dass unser Plan klappen würde. Sein Gesicht war allerdings im Dunkeln, denn die Kerzen standen in einem gehörigen Sicherheitsabstand von uns entfernt. Den Grund dafür hielt Chris in der Hand: Es war eine Konservendose, in die wir das restliche Schießpulver gefüllt hatten.

»Fertig«, sagte Timur und streckte, ohne sich umzusehen, die Hand nach hinten aus.

Chris drückte ihm die Blechdose in die Hand. Vorsichtig platzierte Timur sie zwischen den Dynamitstangen im oberen Schrankfach.

»Wie spät ist es?«, fragte er dann.

Chris blickte zunächst auf sein linkes, dann auf sein rechtes Handgelenk. Zur Sicherheit hatte er sich von Rita eine zweite Uhr ausgeliehen.

»Zehn vor zwölf.«

»Die Kerze«, forderte Timur knapp.

Nach kurzem Zögern huschte Chris zum Tisch und kam mit einer neuen, eben frisch angezündeten weißen Kerze zurück.

»Vielleicht sollte ich das machen?«, fragte er etwas verlegen. »Wenn du sie fallen lässt...«

»Die Kerze!«, wiederholte Timur unnachgiebig.

Chris schwieg und streckte Timur gehorsam den Wachskolben hin, dessen Flamme im Luftzug geräuschvoll flackerte. Mit angehaltenem Atem beobachteten wir Timurs bedächtige, flüssige Bewegungen.

Behutsam steckte er die Kerze ein Stück weit in den bräunlichen Pulverhaufen, der aus der Blechdose herausragte. Plötzlich begann die Flamme in seinem Atem zu flackern, züngelte nach unten und leckte nach den dunklen Körnchen. Timur erstarrte für einen Moment. Dann zog er die Kerze ein wenig höher.

Langsam richtete sich die Flamme wieder auf und begann, das obere Brett zu verrußen. Timur nahm vorsichtig die Finger von der Kerze, woraufhin sich diese sofort zur Seite neigte. Mit einem raschen Griff fing er sie ab und drückte sie wieder etwas tiefer ins Pulver.

Endlich konnte er loslassen. Die Kerze schien jetzt fest zu stecken. Durchsichtige, heiße Wachstropfen rannen an ihr herab, bildeten einen dünnen Wachsfilm auf dem Pulverhaufen.

»Eine halbe Stunde brennt die Kerze?«, fragte Timur mit stockendem Atem.

Chris nickte. »So wie sie jetzt drinsteckt, kann sie etwa fünfzehn Minuten brennen, ohne dass das Pulver hochgeht, das genügt.« Nach kurzem Schweigen fügte er gedämpft hinzu: »Wenn das mit der Telekinese nicht klappt, werde ich die Kerze jedenfalls nicht da rausholen, mir zittern jetzt schon die Hände wie einem Greis.« Erneut blickte er zur Uhr. »Noch fünf Minuten.«

Die Flamme brannte immer weiter herunter, und es sah bald so aus, als würde die Kerze im Pulver versinken. Das herablaufende und allmählich aushärtende Wachs bildete einen unregelmäßigen Ring um die Kerze. Das kam uns überhaupt nicht zupass, denn unser Plan sah ja vor, dass die Kerze während der Teleportation bereits bei der kleinsten Erschütterung umfallen sollte, um das Pulver zu entzünden. Sie durfte also keinesfalls zu fest stehen, sondern gerade so, dass sie nicht von selbst umfiel.

»Noch eine Minute«, hauchte Chris und sah mich Hilfe suchend an. »Vielleicht hätten wir besser draußen warten sollen?«

Unschlüssig zog ich die Schultern hoch. Falls die Teleportation nicht stattfand und der Sprengsatz in der Küche hochging, konnten wir das ohnehin nur außerhalb der Burg überleben. Doch es war keine Zeit mehr, um hinauszulaufen.

Zwölf Uhr. Mitternacht.

Die gelbe Flamme brannte nun ganz knapp über dem Pulver. Mir wurde plötzlich klar, dass es nun sogar zu spät war, die Hand zur Kerze

auszustrecken, um sie mit den Fingern zu löschen. Durch den Luftzug hätte sie zu flackern begonnen und das Pulver sofort in Brand gesteckt. Wenn die Telekinese also scheiterte, würden wir noch schneller sterben, als die Außerirdischen das geplant hatten.

Das kleine Licht im Schrank verlosch. Im selben Moment sahen wir, dass die Dynamitstangen verschwunden waren. An ihrer Stelle lagen Brotlaibe, Eier, eine Packung Schokoriegel und eine Halbliterflasche, die eine gelbe, nach Speiseöl aussehende Flüssigkeit enthielt.

»Hurra!«, jubelte Timur erstaunt und triumphierend zugleich.

Chris trat an den Schrank heran, griff nach den Schokoriegeln und hielt sie uns hin.

»Langt zu. Die haben wir uns verdient, oder?«, rief er breit grinsend.

»Auf einer der fremdplanetarischen Müllkippen hat es jetzt ordentlich geknallt«, sagte Timur und wickelte seinen Riegel aus. »Opfer gibt es wohl keine, mal abgesehen von ein paar fremdplanetarischen Katzen.«

Ich kicherte. »Wir konnten ja schließlich nicht wissen, wo das Dynamit hochgeht.«

»Eben«, bestätigte Timur. »Du brauchst dich gar nicht zu rechtfertigen, deine Idee zu dieser kleinen Sabotageaktion war wirklich ausgezeichnet. Selbst wenn es nur ihre Katzen erwischt hat.«

Ein Schrei, der aus dem Thronsaal zu uns herüber drang, unterbrach unser Gespräch. Ich ließ den Schokoriegel, den ich noch nicht einmal abgebissen hatte, fallen und rannte zur Tür, mit nur einem einzigen Gedanken im Sinn: Das Spiel ist aus.

In die mitternächtlich dunklen Fenster ergoss sich mit einem Mal gleißendes Licht.

Vierter Teil

Die Ritter und die **Außerirdischen**

DIE MASKE FÄLLT

Den Schrei hatte Rita ausgestoßen. Mit den Händen auf das Sims gestützt, stand sie am Fenster und starrte durch die milchige, vereiste Scheibe. Noch keiner der Jungen hatte sich vom Fleck gerührt, nur Tolik hatte sein Schwert gezogen.

Mit einem Satz stürzte ich zum nächstgelegenen Fenster. Durch die zugefrorenen, trüben Scheiben flutete mitten in der Nacht grelles Sonnenlicht in den Thronsaal. Da sich der Riegel nicht öffnen ließ, schlug ich mit dem Ellenbogen gegen das Fensterglas, das, zusammengehalten durch eine dicke Eiskruste, in wenige große Stücke zersprang. Ein zweiter Schlag mit dem Schwertgriff zerbrach den silbrig schimmernden Panzer. Klirrend flogen die Scherben aus dem Rahmen nach draußen, wo sie beinahe lautlos im Schnee landeten.

Im Westen ging die Sonne auf.

Chris' Finger krallten sich in meine Schulter. Timur stieß pausenlos wüste Flüche aus, und ich hatte den Eindruck, dass ihm bereits etwas klar geworden war, was wir noch nicht einmal ahnten.

Mit atemberaubender Geschwindigkeit stieg die Sonnenscheibe am westlichen Horizont aus dem Meer. In einem schmalen Streifen rasten niedrige schwarze Regenwolken über den Himmel. Mit ebenso irrwitzigem Tempo folgten ihnen wie ein Schwarm aufgeschreckter Vögel flaumige weiße Wölkchen. Dann legte sich, wie aus dem Nichts, auf einmal dichter Nebel über den Himmel, der sich allerdings in Sekundenschnelle unter den Strahlen des im Zenit verharrenden Himmelskörpers wieder auflöste.

Wie auf Kommando stürmten wir alle aus dem Raum und die Treppe hinauf zum Wehrgang, wo wir, einer neben dem anderen über die Brüstung gebeugt, das Schauspiel verfolgten. An meiner linken Seite spürte ich den warmen Körper von Inga, die ganz nah bei mir stand und sich an meine Schulter drängte.

Die Sonnenscheibe am Himmel schien zu schwanken und veränderte dabei ihre Farbe. Wahrscheinlich war dies der schönste Anblick, der sich uns jemals auf den Inseln geboten hatte. Über der schneebedeckten Ebene und den in Schneewehen versunkenen Burgen, über uns in dicke Kleidung gepackte Jungen und Mädchen erstrahlte eine riesige pulsierende Sonne, wie man sie noch nie gesehen hatte und auch nie für möglich gehalten hätte. Sie blähte sich zu einem unwirklichen Ball auf, der den halben Himmel ausfüllte, und nahm die dunkle glutrote Farbe eines niederbrennenden Kaminfeuers an. Kurz darauf schrumpfte der Ball wieder zusammen, wurde flirrend hell und schleuderte wie ein Flammenwerfer blendende Lichtstrahlen auf die Inseln herab, sodass die Schneedecke augenblicklich zu tauen begann und sich in glitzernden, porösen Firn verwandelte.

Die apokalyptischen Lichtspiele am Himmel waren mindestens ebenso furchteinflößend wie bezaubernd. Dennoch empfand ich keinerlei Angst, sondern musste daran denken, dass ich ein ähnliches Spektakel schon einmal gesehen hatte. In jener Nacht, als wir auf dem vom Sturm aufgewühlten Meer unterwegs gewesen und dem Klipper des Verrückten Kapitäns begegnet waren, das heißt, seinem Trugbild.

Die Sonne nahm nun wieder ihr gewöhnliches Aussehen an. Dafür veränderte sich der Himmel: Er wurde so tiefblau, rein und durchsichtig, wie man es nur aus dem Hochgebirge kennt. Ein paar letzte, versprengte Wolken verschwanden spurlos in diesem intensiven Blau, als würden sie von unsichtbarer Hand ausradiert. Danach wurden mit behändem Pinselstrich zwei sich kreuzende Regenbögen in den wolkenlosen Himmel gemalt. In ihrem Schnittpunkt hing die Sonne, wie im Visierkreuz eines überdimensionalen Zielfernrohrs.

Jetzt musste eigentlich etwas völlig Unerwartetes passieren! Das war mir ebenso klar wie die Tatsache, dass der Effekt unseres Sprengstoffanschlags die kühnsten Erwartungen übertroffen hatte.

Der Himmel wurde immer heller, bis er schließlich fast weiß erschien. Die Sonne verblasste und verlor sich im Farbenspiel der Regenbogen. Ja, ich hatte den Eindruck, dass die Luft selbst zu leuchten begann, denn auf den Schnee fielen bläuliche Lichtreflexe, die mir ebenfalls bekannt vorkamen. Aber ich hatte mich getäuscht. Das bläuliche Licht ging von unserer Burg aus, von jener dünnen Schicht aus Eis und gepresstem Schnee, die ihre Mauern überzog und das flirrende Licht reflektierte.

Und dann legte die Burg ihre Maske ab.

Die rosa Farbe wurde abgewaschen.

Die Marmorverkleidung der Mauern verschwand.

Die Burg des Scharlachroten Schildes auf der Insel Nr. 36 zeigte ihr wahres Gesicht. Die Mauern bestanden aus quadratischen Blöcken eines grauen, körnigen Materials, das an Styropor erinnerte. Die Burg sah nicht mehr wie eine mittelalterliche Festung aus, sondern wie ein schon vor Jahren aufgegebener Rohbau.

Vor diesen schmutzigen, von nassem Schnee bedeckten Mauern standen wir nun, wir Ritter der Vierzig Inseln, wir Jungen und Mädchen von der Erde.

Teils hoffend, teils bangend, betrachtete ich mein Schwert, ob es sich nicht auch verändern würde. Vorläufig jedoch blieb es das, was es war, ein entzückendes Holzspielzeug aus einem Kindermärchen. Aber unter dem Holz konnte ich bereits den Stahl fühlen.

»Wo seid ihr denn nun, ihr Mistkerle?«, zischte Timur. »Zeigt euch gefälligst!«

Die Kälte spürten wir nicht mehr. Wir standen in echtem Schnee unter einem künstlichen Himmel und warteten, was passieren würde.

Die Sonne verschwand. Die Regenbogen verloschen. Der blassblaue Himmel wirkte leer und kalt, wie im Halbdunkel einer Polarnacht. Alles Leben schien aus ihm gewichen, als hätte man ein frisch gemaltes Aquarell mit einem Schlauch abgespritzt.

»Schaut, da fliegen sie!«, platzte Timur plötzlich heraus.

Am Himmel zeigte sich ein silbriger Punkt, der allmählich größer wurde, sich zu einer Scheibe auswuchs. Eine solche Erscheinung hatte vermutlich auch Ilja gesehen, als wir versucht hatten, mithilfe des Spiegels eine Regel des Großen Spiels zu umgehen. War das womöglich eine fliegende Untertasse im Landeanflug?

Mit einem Mal fühlte ich Erleichterung in mir aufsteigen. War nun alles vorbei? Sei's drum! Eure Gesetze, Inseln und Burgen bin ich leid, dachte ich. Mein einziger Wunsch war, dass nun alles zu Ende ginge, egal was das für mich bedeuten würde, ob Rückkehr nach Hause, Tod oder Gefangenschaft.

Der silbrige Fleck über unseren Köpfen wuchs und wuchs. Es sah so aus, als würde diese Untertasse geradewegs auf uns herabstürzen. Aber nein, sie bewegte sich nicht genau auf uns zu, sondern ein Stück seitlich, man hätte meinen können, dass sie inmitten der Inseln landet.

Der metallische Kreis am Himmel wurde so riesig, dass ich unwillkürlich den Kopf einzog. Plötzlich begriff ich, dass die Silberscheibe zwar ständig im Durchmesser wuchs, dabei jedoch nicht näher kam. Sie vergrößerte sich auch nicht vor dem Hintergrund des Himmels, sondern verdrängte diesen gleichsam vom Zenit her in Richtung des Horizonts. Es handelte sich auch keineswegs um eine Scheibe, sondern um eine Kuppel, die uns überspannte. Die blaue Hülle, die zuvor der Himmel gewesen war, glitt von der Kuppel herab nach unten.

Dieses Gewölbe, das wir bislang für den Himmel gehalten hatten, wies keinerlei Ähnlichkeit mit dem endlosen Raum des Weltalls auf, sondern bestand, soweit wir das aus der Entfernung erkennen konnten, aus quadratischen und rautenförmigen Gitterplatten, die zwischen Stahlträgern aufgespannt waren. Dazwischen waren in unregelmäßigen Abständen orangefarbene Scheinwerfer angebracht.

Die Inseln waren in etwa zwei bis drei Kilometern Höhe von einem Himmel aus Stahl überspannt, der sich an den Randbereichen des Archipels schroff herabwölbte und schließlich ins Meer tauchte.

Für einen kurzen Moment leuchtete der bläuliche Saum noch einmal auf, bevor er am Horizont verschwand. Der Horizont selbst, zuvor nichts als leerer Raum und in unerreichbare Ferne gerückt, war nun mit einem Mal stofflich und zum Greifen nah.

Es waren vielleicht zwei Kilometer bis zum Rand der Kuppel. Dort ragten dicke Säulen aus dem Meer, zwischen denen die silbergrauen Platten aus Stahlgitter montiert waren. Unser neuer »Himmel« war von kleinen und großen Luken übersät. Entweder hatten die Platten nicht gereicht, um die Verkleidung komplett zu schließen, oder es verbargen sich irgendwelche Geräte hinter diesen Löchern. Eher Letzteres, denn in einigen der Öffnungen verschwanden nun Fetzen der blauen Hülle, die einmal unser Himmel gewesen war.

»Eine Kuppel«, flüsterte Chris und sah sich mit weit aufgerissenen Augen um. »Die ganze Zeit über haben wir unter einer Käseglocke gelebt! Der ganze Archipel liegt unter einer riesigen Käseglocke!«

Olja hatte sich in den Schnee sinken lassen und verhüllte mit den Händen ihr Gesicht. Sie konnte den Anblick dieses perfiden Betrugs nicht ertragen. Maljok zupfte Timur am Arm und bestürmte ihn mit Fragen, doch Timur, der versteinert auf das Stahlgewölbe starrte, nahm ihn überhaupt nicht wahr. Tom drehte sich auf der Stelle im Kreis herum, um alles genau zu betrachten, in seinem Gesicht stand eher Erstaunen als Furcht.

Die Scheinwerfer, die ohne erkennbare Ordnung im grauen Gewölbe verteilt waren, begannen nun zu leuchten und tauchten die Inseln in ein mildes, orangefarbenes Licht, das vom nassen Firn funkelnd reflektiert wurde. Jegliche Schatten verschwanden, denn das Licht flutete von allen Seiten auf den Archipel herab.

Langsam ließ ich den Blick über die Gesichter meiner Freunde gleiten. Alle waren wie gebannt, sprachlos und sichtlich geschockt von den Ereignissen, doch keiner von ihnen verfiel in Hysterie.

Chris brach als Erster das Schweigen.

»Der Rand der Kuppel ist ganz nah. Wenn man läuft, erreicht man ihn in fünfzehn Minuten«, sagte er und blickte zum »Horizont«, auf das Geflecht von Stahlträgern und Luken, in die einzudringen uns von hier aus so leicht erschien. »Eine halbe Stunde. Wenn wir eine halbe Stunde Zeit hätten...«

»Es gibt dort bestimmt irgendwelche Schutzmechanismen, die ungebetene Gäste zurückwerfen«, wandte Timur ein. »Andernfalls hätten wir mit der *Aliens Nightmare* mindestens fünfmal das Ende der Welt gerammt.«

»Das bestreite ich gar nicht«, entgegnete Chris. »Aber im Moment funktioniert ihre Technik nicht richtig, und vielleicht versagen auch diese Schutzvorrichtungen.«

»Wir müssen es riskieren!«, warf Meloman ohne jeden Zweifel in der Stimme ein. Vorsichtig nahm er seinen Disc-Man vom Gürtel und legte ihn in den Schnee. »Und ich habe mich schon die ganze Zeit darüber gewundert, warum er sich nicht richtig auflädt in der Sonne, als wäre sie eine elektrische Lampe«, fügte er kopfschüttelnd hinzu. »Am Ende habe ich sogar geglaubt, dass der Akku den Geist aufgibt.«

»Sind alle einverstanden?«, fragte Chris schroff.

»Dumme Frage, nichts wie hin!«, rief Timur energisch und rückte mit geübtem Griff die Schwerter hinter seinem Rücken zurecht.

»Es kann nicht schaden, kurz mal darüber nachzudenken. Das heißt natürlich nur, wenn man dazu in der Lage ist«, parierte Chris spöttisch und wandte sich dann an die Mädchen. »Ihr bekommt einen Sonderauftrag.«

»Wir kommen mit euch!« Inga explodierte förmlich. Rita, die den Arm um die immer noch völlig verstörte Olja gelegt hatte, sagte nichts dazu, sah Chris jedoch ziemlich vorwurfsvoll an.

»Wenn ihr mit uns kommt, haben wir keine Chance«, erläuterte Chris nüchtern. »Wir brauchen die Hilfe unserer Nachbarn. Die Kämpfer der anderen Inseln müssen mitmachen, sonst schaffen wir es nicht. Und es wird eure Aufgabe sein, sie zu mobilisieren.«

»Aber es sind doch unsere Feinde, sie würden uns niemals helfen«, widersprach Rita wütend.

»Beruhige dich«, sagte Chris, ging zu Rita und fasste sie an den Schultern. »Ihr müsst es ihnen erklären. Schließlich sind sie ja nicht blind. Der Feind sitzt hinter dieser Kuppel, entweder hinterm Horizont oder über dem Himmel!« Chris suchte Blickkontakt zu Inga und nickte ihr zu. »Ihr müsst sie überzeugen und zu Hilfe holen.«

Die Mädchen schwiegen, und Chris, der den Disput damit für beendet hielt, wandte sich wieder uns Jungen zu.

»Habt ihr alle eure Schwerter dabei?«

STURM AUF DAS ENDE DER WELT

Wider Erwarten war der Schnee auf unserem Weg zum Horizont das geringste Hindernis. Der steife Wind hatte ihn auf der weiten zugefrorenen Fläche des offenen »Meeres« bis auf eine dünne Schicht weggeblasen. Als unerwartet schwierig erwies es sich hingegen, zwischen den Bergen von Packeis hindurchzulavieren, die sich an den Bruchstellen in der Eisdecke meterhoch aufrühten. Diese zahlreichen Verwerfungen in der gefrorenen Oberfläche nötigten uns ein ums andere Mal zu halsbrecherischen Rutschpartien. Spektakuläre Stürze blieben nicht aus, endeten aber glimpflich. Unbeirrbar kämpfte sich unser kleines Grüppchen voran.

Als wir die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, erhob sich die stählerne Wölbung nur noch etwa zweihundert Meter hoch über unseren Köpfen. Nun konnte man auch die gigantischen Scheinwerfer genauer betrachten: Es waren an Metallgestängen aufgehängte kugelförmige Leuchten, die in einer Art Gitter aus breiten Zellen angeordnet waren. Einige Zellen waren dunkel und hohl, aus anderen strömte das orangefarbene Licht, und aus den übrigen ragten skurrile Antennen und fühlerartige Gebilde heraus.

Im Laufschrift strebten wir dem Rand der Kuppel entgegen. Inzwischen war ich schon zum fünften oder sechsten Mal hingefallen, und jedes Mal aufs Neue stolperte einer der anderen über mich hinweg. Instinktiv die Nähe der Gefährten suchend, blieben wir dicht beieinander, was zum einen oder anderen Zusammenstoß führte.

Durch sämtliche Ritzen meiner Kleidung war inzwischen Schnee eingedrungen, in die Schuhe, in die Jeans, unter die Jacke. Zu eisigen Rinnsalen schmelzend, durchnässte er mich bis auf die Haut, was nicht weiter tragisch war, da die körperliche Anstrengung mich warm hielt.

Um uns herum spritzten orangefarbene Funkenwolken auf - der von uns aufgewirbelte Pulverschnee, auf den das Licht der Scheinwerfer fiel.

Jetzt waren es noch fünfzig Meter bis zu der Wand, die sich senkrecht vor uns aus dem Eis erhob, ehe sie in einiger Höhe allmählich in eine Wölbung überging. Am äußersten Rand der Kuppel türmten sich meterhohe Schneewehen, die wir noch überwinden mussten, bevor wir endlich unser Ziel erreichen würden.

Der flinke Läufer Tolik erklimmte als Erster den Rücken des Schneehügels und stürmte dann in vollem Lauf bergab auf die Wand zu, die aus einem Stahlgitter bestand. Kurz bevor er sie erreichte, schossen mir einige unangenehme Gedanken durch den Kopf: dass auch diese Wand sich als Fata Morgana erweisen könnte, durch die Tolik nun einfach hindurchlaufen, hinter der sich die schneebedeckte Ebene fortsetzen würde; oder dass die zentimeterdicken Stahlstäbe, aus denen das Wandgitter geflochten war, unter Strom stehen könnten und Tolik mit einem todbringenden Funkenwirbel in Empfang nehmen würden.

Nichts dergleichen geschah. Zwar versuchte Tolik, seinen Lauf abzubremsen, doch er hatte zu viel Schwung, rutschte aus und konnte gerade noch die Arme hochreißen, um sein Gesicht zu schützen, ehe er mit voller Wucht gegen das falsche Himmelsgewölbe krachte.

Völlig außer Atem und mit zittrigen Beinen erreichte ich ihn. In seinem von Platzwunden übersäten, blutverschmierten Gesicht stand ein glückliches Grinsen.

»Geschafft!«, triumphierte er. »Dabei heißt es doch immer, der Horizont sei unerreichbar. Von wegen!«

Die Wand wirkte nicht wie von Menschenhand gemacht, sondern strahlte die Erhabenheit einer gewaltigen Naturerscheinung aus, wie ein Gletscherabbruch im Polarmeer oder ein steil aufragender Tafelberg. Ihre gigantischen Ausmaße waren erdrückend, und wir wandten unwillkürlich den Blick ab.

Chris sah uns mit besorgter Miene an. Obwohl er ein vernunftgesteuerter Mensch war, der sich jeden Schritt, den er unternahm, genau überlegte, war ihm klar, dass wir in unserer jetzigen Lage keine Sekunde mit Nachdenken verlieren durften. Wir mussten handeln, solange in uns noch Reste jenes Wagemuts vorhanden waren, mit dem wir unseren tollkühnen Angriff begonnen hatten, handeln, ehe uns dieses kolossale Bauwerk endgültig demoralisierte.

»Wir teilen uns in drei Gruppen auf«, ordnete Chris an. »Timur, Tolik und Ilja, ihr zieht zusammen los, ebenso Meloman, Maljok und Dima und schließlich Tom und ich. In einer Stunde treffen wir uns wieder hier. Tim, die nimmst du.« Er reichte Timur Ritas Uhr.

»Was sollen wir denn überhaupt machen?«, erkundigte sich Meloman etwas verzagt.

Chris hob den Arm und deutete auf die lukenartigen Einstiege, die sich etwa fünf Meter über uns befanden und in finstere Tunnel zu führen schienen.

»Wir werden diese einladenden Gänge mal genauer inspizieren und mit den Wesen Bekanntschaft schließen, die darin wohnen.«

Meine Eingeweide krampften sich zusammen. Beim Anblick der schwarzen Löcher in der Gitterwand musste ich an einen gigantischen Ameisenhaufen denken. Es hätte mich nicht gewundert, wenn im nächsten Moment monströse Insekten daraus hervorgekrabbeln wären.

»Vorwärts!«, befahl Chris knapp und begann an der Wand emporzuklettern.

Bevor ich ebenfalls in das stählerne Gitter stieg, trennte ich noch die Ärmel meiner Jacke ab und warf sie in den Schnee. Wenn sich dort oben tatsächlich jemand verbarg, würde es sicherlich einen Kampf geben.

Die Gitterwand war wie eine überdimensionale Leiter und ließ sich mühelos erklimmen. Schon wenige Augenblicke später stand ich mit Meloman und Maljok im Eingang zu einem engen Tunnel. Wie die gesamte Kuppel bestand der Tunnel aus einem Gittergeflecht, dessen Maschen jedoch viel enger gewoben waren als jene an der Wand. Man konnte problemlos darüberlaufen, ohne mit den Füßen hindurchzurutschen. Das orangefarbene Licht drang nur wenige Meter von außen in den Tunnel ein und verlor sich bald im Dunkel des Ganges.

»Ich gehe voraus«, verkündete überraschend Maljok.

Eine Weile verlief der Tunnel horizontal und entfernte sich so immer weiter von der Innenwand der Kuppel. Dann bog er fast rechtwinklig ab und führte nach oben.

Kalte Finsternis umhüllte uns. Durch die Gitterwände drang kein Laut. Ab und zu passierten wir leise brummende Apparate, die in der Dunkelheit kaum auszumachen waren. Mehrmals vernahm ich ein Geräusch, das an das Plätschern langsam fließenden Wassers erinnerte. Und einmal ertönte ein hohles Klirren, als würden Glasscherben zusammengekehrt.

»Zwanzig Minuten sind schon vorbei«, flüsterte Meloman, der vor mir ging.

»Woher weißt du denn das so genau?«, fragte ich verwundert.

»Na ja... ähm, ich singe im Stillen vor mich hin«, sagte er verlegen.

»Was? Du singst vor dich hin?«

»Ja. Das mache ich immer, wenn ich Musik höre. Jetzt bin ich mit dem vierten Lied fertig. Und jedes Lied dauert etwa fünf Minuten.«

»Kannst du auch laut singen?«

»Um Himmels willen, nein!«, erwiderte Meloman entrüstet. »Ich singe völlig falsch. Und wir wollen hier doch kein Aufsehen erregen, oder?«

Ich unterdrückte ein Lachen, obwohl das im Grunde nicht nötig war. Unsere Schritte auf dem Metallgitter konnte man bestimmt aus zweihundert Metern Entfernung hören.

»Was meinst du, wozu dienen diese Gänge?«, fragte ich.

Meloman überlegte ein paar Sekunden, bevor er antwortete. »Zur Instandsetzung. Hier sind überall Vorrichtungen und Geräte. Vermutlich dienen sie dazu, den Himmel über den Inseln zu erzeugen. Und diese Anlagen müssen hin und wieder gewartet und repariert werden.«

»Ja, kann sein ... Mich würde interessieren, wo unser Sprengsatz wohl gelandet ist, dass hier gleich sämtliche Anlagen ausgefallen sind.«

»Das würde ich auch gern wissen.«

Das Stahlgitter ächzte unter unseren Sohlen. In einer lang gezogenen Biegung führte der Gang nun wieder zurück.

Plötzlich fluchte Meloman und blieb abrupt stehen, sodass ich gegen seine Schulter rempelte.

»Da vorn ist Licht«, flüsterte Maljok kaum hörbar.

Auf das Gitter der Tunneldecke fiel ein orangefarbener Lichtschein.

»Sieht so aus, als seien wir wieder an der Innenwand der Kuppel herausgekommen«, hauchte Meloman genauso leise. »Nur an einem Punkt, an dem ein Scheinwerfer steht.«

Das war einleuchtend. Mir fiel auf, dass der orangefarbene Lichtschein mal heller und mal dunkler wurde, so als würde sich zwischen dem Scheinwerfer und uns etwas bewegen, das Schatten warf. Ein riesiges Wesen mit sechs Beinen und Chitinpanzer ...

»Lasst mich vorbei«, sagte ich und zog mein Schwert aus dem Gürtel. »Jetzt gehe ich voran.«

Meloman erhob keinen Widerspruch. Ich hatte den Eindruck, dass auch ihm das seltsame Flackern des Scheinwerferlichts aufgefallen war.

Auf Zehenspitzen folgte ich der Biegung des Tunnels, in dem es nun immer heller wurde. Die Gesichter von Meloman und Maljok konnte ich schon wieder klar erkennen, als ich mich kurz nach ihnen umwandte. Vor mir erblickte ich jetzt eine kleine Plattform, an deren Rand der Scheinwerfer stand.

Auf der Plattform befanden sich zwei Gestalten.

Während ich noch einige Schritte weiter ging, fühlte ich, wie der Griff meines Schwerts plötzlich eiskalt wurde. Dann blieb ich stehen und betrachtete die zwei Kreaturen mit einer Mischung aus Angst und Ekel.

Sie waren nicht besonders groß, kaum über einen Meter fünfzig. Ihre Statur war breitschultrig, man hätte fast sagen können schwerfällig, wenn sie nicht mit so tänzerischer Leichtigkeit über die Plattform geglitten wären. Ihre Bewegungen glichen den hüpfenden Schritten eines Astronauten auf dem Mond. Ihre Beine waren dünn, der Brustkorb vorgewölbt wie ein Fass, der Rücken war durch einen Buckel oder auch durch eine Art Rucksack ausgebeult. Sie waren vollständig in Umhänge aus einem glänzenden dunkelbraunen Material gehüllt. Ihre Köpfe steckten in breiten, ins Gesicht gezogenen Kapuzen.

»Nur dass du es weißt«, flüsterte Meloman. »Wenn mir jetzt schlecht wird, liegt das nicht daran, dass ich etwas Verdorbenes gegessen habe.«

Die Figuren auf der Plattform setzten ihren hüpfenden Tanz fort. Neben dem kugelförmigen Scheinwerfer, der fast einen Meter Durchmesser hatte, lag eine formlose, unbewegliche Masse. Es schien so, als machten sich die beiden Wesen eben an dieser Masse zu schaffen. Aus den dunklen Umhängen fuhr in regelmäßigen Abständen ein langer, dünner Arm heraus, berührte den gestaltlosen Haufen und zog sich wieder zurück.

»Reparieren die da etwas?«, fragte Meloman.

»So repariert man doch nichts«, entgegnete ich.

Wir hatten zu laut gesprochen.

Die beiden Gestalten erstarrten in ihrer Bewegung und wandten sich dann allmählich in unsere Richtung. Wahrscheinlich konnten sie uns nicht sehen, denn wir befanden uns im Dunkeln, während sie im Scheinwerferlicht standen. Gehört hatten sie uns zweifellos: Als Meloman sein Schwert zog und dabei versehentlich gegen meine Klinge stieß, hüpfen die beiden Wesen synchron in die Luft.

»Gehen wir uns vorstellen«, knurrte ich entschlossen und preschte zur Plattform vor.

DER ÜBERLÄUFER

An der Plattform endeten mehrere Gänge, doch wir standen so günstig, dass wir den kleinen Hüpfmonstern alle Fluchtwege abschnitten. Das war ihnen offenbar klar - sie versuchten gar nicht erst zu fliehen, sondern wichen zum Rand der Plattform zurück. Als das Scheinwerferlicht auf ihre Gesichter fiel, sah man unter den Kapuzen ihre Augen leuchten. Wie wir besaßen sie deren zwei.

»Hallo«, sagte Meloman mit gespielter Freundlichkeit. »Ihr seid diejenigen, die uns entführt haben, nicht wahr? Uns ist langweilig geworden auf den Inseln, deshalb haben wir beschlossen, euch einen Besuch abzustatten.«

»Lasst uns sofort nach Hause zurück!«, schrie plötzlich Maljok. »Verstanden!«

Aus dem Augenwinkel beobachtete ich unseren Jüngsten. Er zitterte, und auf seine Stirn traten Schweißtropfen. Selbst im orangefarbenen Scheinwerferlicht sah seine Haut blass aus. Mit halb drohender, halb verzweifelt klingender Stimme sprach er weiter auf die beiden ein: »Denkt ihr, ich hätte Angst vor euch? Da täuscht ihr euch. Nur weil ich für euch spioniert habe, bin ich noch lange kein Angsthase. Ihr seid die Feiglinge!«

Langsam ging er auf die Fremdplanetarier zu. Eine der beiden Gestalten wackelte mit dem unter der Kapuze verborgenen Kopf und stieß einen dünnen, zischenden Laut aus. Maljok schrak zusammen, blieb jedoch nicht stehen. Die Außerirdischen waren zwar nicht viel größer, aber dreimal so breit wie er.

»Sei vorsichtig!«, rief ich ihm zu.

»Sie sind die Feiglinge, sie haben Angst vor uns«, presste Maljok hervor. Dann zeigte er herausfordernd mit dem Finger auf die Gestalt, die ihm am nächsten stand. »Du da, nimm deinen Umhang ab! Versteck dich nicht!«

In der anderen Hand hielt Maljok sein Schwert. Der Fremdplanetarier schien keinerlei Waffen zu tragen. Dafür hatte er Krakenarme, deren Biegsamkeit nichts Menschliches an sich hatte. Mit einer blitzartigen Bewegung schoss sein Greifwerkzeug aus dem Umhang hervor, wischte über Maljoks Gesicht und fuhr ebenso schnell wieder zurück. Die gebogenen Krallen an den Fingern hatte ich dennoch bemerkt.

Maljok sackte zusammen.

Wütend stürzte ich mich auf den Außerirdischen.

Mit einem gewaltigen Sprung, zu dem ein Mensch nie imstande gewesen wäre, schraubte er sich in die Luft und entging so meinem Schlag. Allerdings landete er genau in der Klinge von Meloman. Im Kampf verstanden wir uns blind, agierten mit eingespielter Routine, die wir uns in vielen Gefechten auf den Inseln hart erarbeitet hatten. Die Absicherung des Partners war uns dabei zur eisernen Kampfesregel geworden.

Beim vergeblichen Versuch, das Schwert aus dem zu Boden gestürzten massigen Körper seines Gegners zu ziehen, rutschte Meloman aus, rappelte sich aber sofort wieder auf, zog seinen Dolch und sprang mir erneut zur Seite.

Dem zweiten Fremdplanetarier hielt ich nun die Schwertspitze unter den Saum der Kapuze, aus der sein Kopf wie aus einem schwarzen Loch hervorlugte, und drängte ihn in die Ecke. Mit kleinen Trippelschritten hüpfte er zurück.

»Stich zu, Dima«, schnaubte Meloman, dessen Stimme vor Hass bebte. »Töte ihn!«

»Was ist mit Maljok?«, fragte ich mit zusammengebißenen Zähnen.

»Blutet wie ein Schwein. Er hat ihm die Kopfschlagader aufgerissen.«

Ich holte aus. Meinem Gegner kam zwar seine übermenschliche Wendigkeit zugute, doch die lange Klinge in meinen Händen verschaffte mir mindestens gleichwertige Chancen.

Die Kapuze wedelte hektisch hin und her, und plötzlich drang eine dünne, piepsige Stimme daraus hervor: »Ich ersuche euch, diesen Schritt zu überdenken. Eure Entscheidung ist inkorrekt.«

Mein Schwert wurde bleischer.

»Ihr... ähm... du kannst sprechen?«, stammelte ich verdutzt.

»Ich bin Chefexperte für Sprachen. Euren Gefährten habe nicht ich getötet«, roboterte mein Gegner monoton. Dabei schob sich wie ein Greifarm aus den Falten des Umhangs seine spindeldürre, mit runzeliger Haut umspannte Pfote hervor, und mit einem langen, krallenbewehrten Finger deutete er auf den von Meloman getöteten Außerirdischen.

»Er ist Mechaniker«, setzte er hinzu. »Nicht fähig zur Verhaltensänderung. Tot. Niedrigster Anpassungsgrad.«

»Ach ja, und du willst etwas Besseres sein?«, fauchte Meloman zornig, trat zu dem getöteten Mechaniker und zog mit einem mächtigen Ruck seine Waffe aus dessen Körper.

Ohne das Schwert zu senken, ging ich einige Schritte zurück und beugte mich über Maljok.

In seinem Gesicht klaffte eine tiefe Risswunde. Außerdem war sein Hals links und rechts aufgeschlitzt, als hätte man ihn mit einem Messer traktiert. Es war mir ein Rätsel, wie der inzwischen tote Außerirdische es mit einer so flüchtigen Bewegung seiner grässlichen Klaue geschafft hatte, Maljok mit beinahe chirurgischer Präzision das Leben auszuhauchen. Nur noch wenig Blut floss aus den Wunden, sickerte durch das Stahlgitter.

»Nimm endlich den Umhang ab, du Missgeburt!«, brüllte ich, als ich mir Maljoks letzte Worte ins Gedächtnis rief.

»Erregt euch nicht«, erwiderte die Kreatur völlig emotionslos. »Ich werde ihn abnehmen.«

Der Umhang raschelte wie Papier, als das Wesen ihn mit seinen Krakenarmen abstreifte.

Mit einem Menschen hatte der Fremdplanetarier nur entfernt Ähnlichkeit. Seine Beine waren klapperdürr und mit knorrigen Sehnen durchzogen. Die Knie bogen sich nach hinten durch. Der Körper war mit einem eigenartig flaumig flockigen Fell bedeckt. Dieselben Zotteln überwucherten auch den gesamten Kopf, der halslos auf dem Rumpf saß. Und mit einem Mal fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Das war überhaupt kein Fell.

Es waren Federn!

Seine kugelrunden Äuglein, die mit schwabbeligen, gallertartigen Häutchen überzogen waren, folgten meinen Bewegungen. Unterhalb der Augen ragte ein kurzes schnabelartiges Gebilde aus dem Gefieder. Es bestand aus zwei gekrümmten Hornplättchen, die nun begannen, sich auf und ab zu bewegen. Eine Bedrohung stellte dieser verkümmerte, rudimentäre Schnabel nicht dar. Immerhin konnte der »Chefexperte für Sprachen« sich damit verständlich machen.

»Ich habe eurem Wunsch entsprochen. Kann ich den Umhang wieder anlegen? Es ist kalt«, fiepte er.

Abwesend nickte ich. Der schauerhafte Anblick des hässlichen Vogelmenschen hatte mir die letzten Kräfte geraubt. Ein Glück, dass er das nicht bemerkte, der Fremdplanetarier ... Der Vogelmensch ... Ein Vogel?

»Kannst du fliegen?«, fragte ich misstrauisch.

»Nein. Eine verloren gegangene Fähigkeit.«

»Meloman«, sagte ich, ohne den Außerirdischen aus den Augen zu lassen, »ruf die anderen, sie müssten eigentlich schon unten am Treffpunkt sein.«

Meloman ging zum Rand des Tunnels, der sich zum gefrorenen Meer hin öffnete, hielt sich mit der Rechten am Gestänge des Scheinwerfers fest und beugte sich hinab.

»Hey, Jungs, kommt hierher!«, schrie er, heftig mit der Linken wedelnd.

»Sind sie weit weg?«, erkundigte ich mich.

»Nein, direkt unter uns, vielleicht zwanzig Meter entfernt. Sie haben mich schon gesehen und klettern gleich zu uns herauf.«

Nach wie vor beobachtete ich jede Bewegung des Vogelmenschen, der sich wieder in seinen Umhang gehüllt hatte, mit eiserner Wachsamkeit, denn vor den messerscharfen Krallen, die Maljok zum Verhängnis geworden waren, musste man sich in Acht nehmen.

Offensichtlich konnte er meinen feindseligen Blick genau einordnen, denn sein verkrüppeltes Pfeifwerkzeug öffnete sich erneut: »Ich werde nützlich sein. Das ist gut für euch und gut für mich. Ich werde euer Führer auf dem Schiff sein und euch helfen, die anderen zu finden. Nur so bleibt ihr am Leben. Ihr braucht einen Experten.«

»Auf dem Schiff?«, fragte ich erstaunt.

»Ja. Ihr habt das Versuchsgelände erobert und das Energiezentrum zerstört. Die Techniker sind aber in der Lage, Reserveenergiequellen zu aktivieren. Nicht für lange, aber es würde reichen, um euch zu vernichten.«

»Das ist das Versuchsgelände?«, fragte ich und zeigte mit der Hand durch die Tunnelöffnung, wo sich die Inseln aus der verschneiten Eiswüste erhoben.

»Ja.«

»Und das Schiff?«

»Das hier ist das Schiff«, antwortete der Fremdplanetarier und ließ den Krakenarm über seinem Kopf kreisen. »Auf dem Schiff sind sechzehn Vernunftbegabte. Ich präzisiere: Es waren sechzehn. Jetzt sind es noch vierzehn, mich nicht gerechnet. Ohne mich werdet ihr sie nicht finden. Ich schlage euch eine Abmachung vor.«

Während der Vogelmensch versuchte zu schachern, ertönten vom Tunnelrand scheppernde Geräusche. Chris steckte den Kopf über die Kante; vom Scheinwerferlicht geblendet, kniff er die Augen zusammen. Als er auf die Plattform geklettert war und den Außerirdischen neben mir erblickte, fasste seine Hand instinktiv an den Schwertgriff.

»Darf ich vorstellen, Chris«, begann ich leise, »das ist einer von den sechzehn Bastarden, die uns auf den Inseln festgehalten haben. Jetzt möchte er die Seiten wechseln und sich als Verräter verdingen. Er bietet sich uns als Führer an.«

Die Kapuze schwenkte in meine Richtung. »Verrat ist eine Erfindung des menschlichen Verstandes«, dozierte der Außerirdische mit seiner piepsigen Vogelstimme. »Wir ändern nur unser Verhalten. Es ist eine der merkwürdigen Eigenschaften des menschlichen Verstandes, dass er Verhaltensänderungen nicht akzeptiert.«

Chris antwortete nicht darauf, denn er hatte Maljok entdeckt und schritt nun auf ihn zu, ganz langsam, als wollte er ihm Zeit geben, damit aufzuhören, sich zu verstellen.

»Es ist ein Jammer, Chris«, sagte ich, »aber es sieht so aus, als könnten wir es uns tatsächlich nicht leisten, diese Bestie zu töten.«

Die Kapuze nickte eifrig. »Sehr vernünftig. Seid Ihr der Anführer der Menschen?«

Chris, der neben Maljok auf die Knie gesunken war, drehte sich zu dem Außerirdischen um.

»Ja, er ist unser Kommandeur«, sagte er nach kurzem Schweigen.

Als auch die anderen Jungen zu uns heraufgeklettert waren, wurde es eng auf der Plattform. Um die beiden Außerirdischen herum, den toten wie den lebendigen, bildete sich ein freier Raum. Während Meloman erzählte, was passiert war, entfernte ich mich zum Rand der Plattform. Der lebende Vogelmensch sah mir mit sorgenvollem Blick hinterher; es war ihm augenscheinlich unangenehm, von einem Haufen aufgekratzter, hasserfüllter Kämpfer umringt zurückzubleiben. Er hoffte darauf, dass ich, der Kommandeur der Menschen, ihn schützen würde. Ich, der Kommandeur der Menschen ...

Chris hatte nicht gescherzt, das hatte ich an seinem Blick sofort erkannt. Mit leichter Hand hatte er mir sein Regiment übergeben, wie einen unnötigen Ballast, den er nicht mehr tragen mochte und den nun ein anderer schultern sollte. Ich - ein Kommandeur?

Für Augenblicke fühlte ich mich so einsam wie noch nie zuvor auf den Inseln. Der Anführer ist immer einsamer als seine Untergebenen. Das mag daran liegen, dass er niemanden über sich spürt. Offenbar ist es äußerst wichtig, nicht nur neben und unter sich, sondern auch über sich jemanden zu wissen. Jetzt wurde mir bewusst, wie angenehm es ist, wenn dir jemand die Last deiner eigenen Zweifel abnimmt.

Nun war ich ein Kommandeur auf den Inseln.

Diese Realität hatte ich noch nicht verinnerlicht. Ich befand mich in einer Art Schockzustand, wie gelähmt von der Größe der Aufgabe, und war noch nicht in der Lage, meine neue Rolle auch wertzuschätzen.

Die Gestalten, die unten auf der ins orangefarbene Licht der Scheinwerfer getauchten Eisfläche langsam näher kamen, spürte ich eher, als dass ich sie sah. Es waren viele, mindestens zwei Dutzend, und langsam begriff ich, dass von mindestens zwei Inseln Unterstützung unterwegs war. Rita, Inga, Tanja und Olja hatten es also geschafft, unsere ehemaligen Feinde zu überzeugen.

Freudig kletterte ich hinunter in den Schnee, um den Nachschub zu begrüßen. Und während ich Seite an Seite mit Inga wieder zur Plattform hinaufstieg, wiederholte ich unentwegt ein und dasselbe: »Wir werden siegen. Wir werden ganz bestimmt siegen.«

Chris und Timur fesselten dem Außerirdischen die Klauen. Als sie den Knoten brutal festzogen, quiekte er wie ein Schwein.

»Dafür besteht keine Notwendigkeit«, jammerte er entrüstet.

Ungerührt stand ich daneben und mischte mich nicht ein.

»Sind deine Gefährten bewaffnet?«, fragte ich dann.

In seiner jetzigen Lage, mit den am Rücken gefesselten Armen, hatte das bizarre Geschöpf überhaupt keine Ähnlichkeit mehr mit einem Menschen.

»Alle verfügen über Waffen«, begann er mit ruhiger, mechanischer Stimme. »Aber der Reaktor ist zerstört, die Strahlenpistolen können nicht geladen werden.« Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: »Der Kapitän des Schiffs verfügt als Einziger über eine einsatzbereite Strahlenpistole, deren Ladung aber nur für zehn Schuss reicht. Ihr könntet die am wenigsten nützlichen Individuen vorausschicken, die Munition reicht nur für ihre Vernichtung...«

Der Rest des Satzes wurde abgewürgt, denn eine krachende Rechte von Timur traf den Fremdplanetarier mitten im fratzenhaften Gesicht.

»Dafür besteht keine Notwendigkeit«, wimmerte er heftig taumelnd.

»Lass ihn, Tim«, befahl ich knapp. »Weißt du, auf welche Weise der Reaktor zerstört wurde?«, fragte ich mit einem Blick auf die verwirrten Gesichter der Jungen von den anderen Inseln.

»Ja. Es gab eine Explosion in der Abfallrecyclinganlage. Der erste und zweite Wärmeträgerkreislauf wurden unterbrochen. Notabschaltung des Reaktors. Beendigung der Synthese im Hauptblock sowie der Spaltung im Nebenblock. Disbalance des Chronogenerators. Nach Zuschaltung der Schutzmechanismen war die Gruppe der Energietechniker im Überstrahlungssektor isoliert.« Wieder verstummte der Außerirdische kurz, um dann fortzufahren: »Die Sabotage war mit einer Präzision geplant, die uns unmöglich ist. Meine Entscheidung, zu euch überzulaufen, ist wohl überlegt. Ein Hochfahren des Reaktors und die Aufladung der Waffen sind in den nächsten Zeitzyklen nicht möglich. Eure Kampfeisen dagegen verfügen über eine autonome Energieversorgung. Demzufolge werdet ihr die Sieger sein.«

Kampfeisen? Stirnrunzelnd betrachtete ich mein Schwert. So wurden sie also von ihren Erfindern genannt. Genauso eine Attrappe wie alles Übrige. Klingen, die auf die Emotionen ihrer Besitzer reagierten und mal zur Waffe, mal zum Spielzeug wurden. Nun gut, heute würden sich die Kampfeisen noch einmal nach Herzenslust austoben können.

»Führe uns«, befahl ich dem Außerirdischen. »Und vergiss nicht: Wenn du versuchst, uns zu täuschen, stirbst du als Erster.«

DAS SCHIFF

Der Fremdplanetarier machte keinerlei Anstalten, uns zu täuschen. In seiner Logik existierten die Begriffe »Verrat« und »Betrug« überhaupt nicht, sein Verstand kannte nur den etwas gestelzten Ausdruck »Verhaltensänderung«. Infolge einer nüchternen Abwägung von Für und Wider hatte er sein Verhalten geändert, indem er auf die Seite der Stärkeren übergelaufen war. Und in dieser Situation waren die Stärkeren seiner Einschätzung nach wir Menschen.

Zunächst verließen wir das Labyrinth der verschlungenen Gittertunnel, das die Kuppel des Versuchsgeländes durchzog. Der dunkle, stählerne Korridor mündete in einen kunststoffverkleideten Gang, der vom pulsierenden Licht orangeroter Alarmlampen schwach erleuchtet wurde.

In einem runden Saal, dessen Decke aus einem riesigen Spiegel bestand, stießen wir auf drei Fremdplanetarier. Sie trugen keine Umhänge, und an ihren Gürteln hingen undefinierbare Gegenstände aus Metall.

»Das sind Waffen. Nicht geladen«, erklärte unser Führer stoisch.

Die drei Figuren wuselten um durchsichtige Behälter herum, in denen eine rosafarbene gallertartige Masse brodelte. Mit ihren Gummiklauen hantierten sie an einem Gewirr aus Hähnen und Schläuchen, mit denen die Tanks vernetzt waren.

Für einige Augenblicke beobachteten wir das emsige Treiben. Die tänzerischen Bewegungen der Außerirdischen waren von bizarrer Eleganz. Unwillkürlich empfand ich einen gewissen Respekt vor den fremdartigen Wesen. Doch als die Tänzer uns bemerkten und an ihren Klauen die messerscharfen Krallen ausfuhren, war es mit der Bewunderung rasch vorbei.

»Mörder!«, knurrte Meloman.

Es war wie ein Kommando zum Angriff. Mit Gebrüll stürzte sich die ganze Meute, einschließlich der Mädchen, in den Kampf. Im letzten Moment gelang es mir, Inga an den Schultern zu packen und sie zurückzuhalten.

»Bleib hier«, flüsterte ich ihr zu. »Das hast du nicht nötig.«

»Wieso, ich bin auch nicht schlechter als die anderen«, entgegnete sie stur und versetzte mir einen empörten Blick.

»Du bist besser als die anderen. Wage es nicht zu töten, Inga!«

»Warum denn nicht?«

»Darum... Ich... du bist ein Mädchen. Du darfst nicht töten.«

Sie sah mich an, als hätte sie eine andere Begründung von mir erwartet. Dann entwand sie sich meinem Griff und verschränkte trotzig die Arme.

»Also gut«, sagte sie spöttisch. »Ich halte mich zurück, solange alles gut geht.«

Wir schwiegen beide einen Augenblick lang, ehe sie weitersprach: »Aber wehe, wenn sie dir etwas antun, das würde ich dir nie verzeihen!« Diese letzten Worte hatte sie regelrecht herausgeschrien und mich dabei zornig angesehen. Ich wusste nicht, was ich sagen, ja ob ich überhaupt etwas erwidern sollte. Doch dann ergriff plötzlich unser Gefangener das Wort, der wie ein regloser Schatten nur wenige Schritte von uns entfernt stand.

»Diese Art von Reaktion konnten wir bis zuletzt nicht verstehen«, sagte er. »Eine seltsame Eigenschaft des menschlichen Verstandes. Die Übertragung des Selbsterhaltungsbestrebens auf offensichtlich bedeutungslose Individuen. Wenn man versuchte, diese Reaktion aus der Sicht des Reproduktionsgedankens...«

»Halt den Mund!«, bellte ich ihn an.

Mit einem glucksenden Laut verschluckte er den Rest des Satzes. Als ich mich dem Schlachtfeld zuwandte, war der Kampf bereits vorüber. In drei Gruppen standen unsere Leute um die drei getöteten Außerirdischen herum. Ein Junge von einer der anderen Inseln, den ich nicht kannte, saß verletzt auf dem Boden. Rita verband ihm den Arm.

»Jetzt sind es noch elf«, resümierte ich. »Hey, Führer, was haben die drei hier eigentlich gemacht?«

»Sie haben versucht, die Simulationseinrichtungen wieder in Gang zu setzen. Unvernünftig. Eine Arbeit für zwei volle Zeitzyklen. Nicht zu schaffen.«

»Führe uns weiter!«, befahl ich.

Die Gänge, die wir nun passierten, waren derart abenteuerlich verwinkelt, dass selbst die Avantgarde der irdischen Architekten darüber nur den Kopf geschüttelt hätte. In Nischen und kleinen Räumen entlang unseres Weges standen skurrile Maschinen, riesige Kessel, in denen farbige Flüssigkeiten brodelten, und eine seltsame Metallkonstruktion, die aussah wie ein achtlos aufgetürmter Berg aus Stacheldraht. Beiläufig erledigten wir zwei weitere Außerirdische.

Am meisten erstaunte mich das Benehmen unseres Führers. In seinen Umhang gehüllt, dackelte er devot hinter unserer Vorhut her und wies uns von Zeit zu Zeit den Weg. Er legte nicht die geringste Spur von Unsicherheit oder Zweifel an den Tag. Selbst die Liquidation von seinesgleichen beobachtete er völlig ungerührt. Sein Verhalten ließ ihn wesentlich fremdartiger erscheinen als seine falsch herum durchgebogenen Knie.

Ein längerer Aufenthalt ergab sich nur in einem Raum, den unser Gefangener das Kontrollzentrum nannte. Der ovale Eingang war durch eine massive Trennwand verschlossen, die aus zahlreichen Metallplatten bestand und an die Irisblende eines Kameraobjektivs erinnerte. Die

ungewöhnliche Tür ließ sich nicht öffnen, und so versuchten wir, sie mit Gewalt aufzubrechen, indem wir uns dagegen warfen.

Vermutlich hätte unser ungestümes Anrennen nichts eingebracht außer einer Menge blauer Flecken. Doch unter dem Lärm unserer dumpfen Rammstöße verlor der Kapitän des Raumschiffs hinter der Trennwand die Nerven und schoss.

Tolik und Roman, ein groß gewachsener Junge von der Nachbarinsel, waren gerade dabei, mit den Füßen gegen die dicht schließenden Metalllamellen zu treten, als diese durch einen gewaltigen Stoß von innen aufgebrochen wurden und aus dem Rahmen flogen.

Zum Ausweichen blieb keine Zeit. Tolik und Roman wurden von den herausfliegenden Trümmern regelrecht umgemäht. Einige Jungen, die in der Nähe der Tür standen, warfen sich mit einem Hechtsprung zur Seite. Ich riss unseren Gefangenen an seiner Handfessel zu Boden und presste ihm mein Schwert gegen den Hals.

Tolik lag eingeklemmt unter einem Haufen verbeulter Metallplatten, von denen einige auf der Innenseite flammend rot waren und schwach glänzten. Erst beim zweiten Hinsehen wurde mir klar, dass die gewaltige Energie des Schusses sie zum Glühen gebracht hatte. Roman schälte sich hastig aus dem Schrotthaufen heraus und robbte unbeholfen von der Tür weg.

Durch das nun offene Oval feuerte der Kapitän einen weiteren Schuss auf uns ab. Durch den Gang schoss eine Kugel aus blendend weißem Licht wie von einer Explosion, schlug in der Wand hinter uns ein und hinterließ dort ein etwa metergroßes Loch, dessen Ränder angeschmolzen waren und kirschrot leuchteten. In der Schussbahn funkelte die Luft noch mehrere Sekunden lang.

Nachdem das Krachen des Schusses verhallt war, legte sich völlige Stille in den Gang. Auf allen vieren, um keine Zielscheibe abzugeben, kroch Chris zu Tolik hinüber, um ihn aus seiner misslichen Lage zu befreien. Direkt neben der Tür stand an die Wand gepresst Meloman und lud lautlos seine Armbrust durch.

Mit seinen gallertartigen Schweinsaugen spähte der Kapitän durch das Oval. Er wirkte nicht allzu beunruhigt, seine Bewaffnung verlieh ihm offensichtlich äußerste Selbstsicherheit. Er war etwas größer als unser Gefangener, und sein schmutzig weißes Gefieder wirkte ziemlich schütter. In den Klauen hielt er eine Art Kristallkugel, die an einem kurzen Pistolengriff befestigt war. Unsere selbstgebauten Armbrüste hatte er vermutlich gar nicht auf der Rechnung - im Gegensatz zu den Schwertern, die wir von den Außerirdischen bekommen hatten.

Der von Meloman abgeschossene Pfeil bohrte sich in seinen Kopf. Der Kapitän starb so schnell, dass er nicht einmal mehr Zeit hatte, seine Sorglosigkeit zu bereuen.

Danach stürmten wir das Kontrollzentrum. Wir fanden dort noch drei weitere Außerirdische, mit denen wir kurzen Prozess machten. Fast hatten wir nun schon ein wenig Übung im Kampf gegen die Vogelmenschen.

Der kreisrunde Raum war mit elektronischen Bedienpulten vollgestellt, und an seinen Wänden hingen meterbreite Bildschirme. An den Pulten hätte man das Blinken bunter Leuchtdioden, untermalt von einem Konzert summender und pfeifender Signaltöne, erwartet, doch sie waren wie tot. Auch die Bildschirme waren schwarz. Allem Anschein nach waren sie wegen der zusammengebrochenen Energieversorgung auf dem Schiff ausgefallen. Während die anderen Jungen die Gerätschaften inspizierten, kümmerte ich mich mit Rita und Inga um Tolik.

Es hatte ihn nicht allzu schlimm erwischt. Trotz der Wucht der auf ihn einstürzenden Metallplatten war er mit einigen Quetschungen davongekommen. Bei Roman sah es schlimmer aus. Der Junge von der Nachbarinsel, der sich um ihn kümmerte, flüsterte mir etwas von einer gebrochenen Wirbelsäule zu.

Teilnahmslos beobachtete unser Gefangener das hektische Treiben.

»Wie viele von deiner Sorte sind jetzt noch übrig?«, fragte ich, nachdem ich die Ergebnisse der Kampfhandlungen kurz überschlagen hatte.

»Fünf«, antwortete er wie aus der Pistole geschossen.

»Und wo sind sie?«

»Ihr müsst suchen. Das Schiff ist zwar groß, man kann sich aber nirgends gut verstecken.«

Alle Blicke waren auf mich gerichtet. Nun war eine Entscheidung des Kommandeurs gefragt. Chris nickte mir aufmunternd zu.

Die Arme in die Hüften gestützt, atmete ich kurz durch und richtete mich zu voller Größe auf.

»Folgender Plan«, begann ich mit fester Stimme. »Wir teilen uns in Dreiergruppen auf.«

Über Chris' Gesicht huschte ein breites Grinsen.

»Jeder Winkel des Schiffs wird durchsucht. Außerirdische sind zu liquidieren. In zwei Stunden, falls erforderlich auch früher, treffen wir uns alle wieder in diesem Raum. Eine Dreiergruppe bleibt mit den Mädchen und den Verwundeten hier. Gibt es Einwände?«

Es gab keine Einwände. Die Kommandeure der Nachbarinseln teilten die Jungen in Dreiergruppen auf.

Mit einem Blick auf Inga, die mich, wie nicht anders zu erwarten war, zornig ansah, setzte ich hinzu: »Ich bleibe mit Chris und Timur hier. Das Kontrollzentrum und unseren gesprächigen Freund dürfen wir auf keinen Fall aus der Hand geben.«

Nach wenigen Minuten hatten sich die Jungen aus dem Kontrollzentrum verflüchtigt. Von Weitem waren noch die Geräusche sich entfernender Schritte zu hören, der Trümmerhaufen der gesprengten Trennwand an der Eingangstür verströmte Brandgeruch, und Roman stöhnte leise.

Es war ein Augenblick des Innehaltens im Lauf der sich überschlagenden Ereignisse. Wie automatisch richteten wir alle in dieser unvorhergesehenen Pause unsere Aufmerksamkeit auf den Gefangenen. Die Federn in seinem Gesicht sträubten sich, und seine wackeligen Augen verschmälerten sich zu Schlitzeln. Seine gefesselten Arme hatte er ein wenig angehoben, wie um zu demonstrieren, dass er nicht versuchen würde, sich zu befreien.

»Hör zu«, sagte ich ruhig zu ihm. »Du bist uns noch ein paar Erklärungen schuldig. Wer seid ihr überhaupt? Wozu habt ihr uns entführt? Und wo sind wir hier? Aber fasse dich kurz.«

»Und wie kommen wir auf die Erde zurück?«, ergänzte Inga.

Der Überläufer sah sich um und hüpfte behände in einen in der Nähe stehenden Lehnstuhl, der völlig irdisch aussah. Ich folgte seinem Beispiel. Rita und Inga nahmen den dritten Stuhl in Beschlag, Chris setzte sich auf die Lehne von meinem, Timur blieb stehen.

»Selbstverständlich kann ich euch alles erzählen. In aller Kürze.«

Der Außerirdische sprach fast ohne Unterbrechung und mit einer singenden, melodösen Stimme, als rezitiere er ein auswendig gelerntes Poem.

»Durchs Weltall irrend...«

Noch heute höre ich seine Stimme, wenn ich die Augen schließe und mir seine in den Sessel gekauerte Vogelfigur vorstelle: die zurückgebildeten Flügel, aus denen doch keine richtigen Arme geworden waren, gefesselt; die in den Knien falsch herum durchgebogenen Beine nach vorn gestreckt und überkreuzt; der verkrüppelte Schnabel in seinem Eulengesicht auf und ab klappend und dabei menschliche Worte hervorsprudelnd.

DIE GESCHICHTE DES VOGELMENSCHEN

Durchs Weltall irrend, brauchte das Expeditionsschiff vom Planeten Lotan - wo sich die heimatische Zivilisation der Außerirdischen befand - allmählich seine Energievorräte auf. Auch die Verbindung zum Heimatplaneten wurde unterbrochen, und schließlich verwirkten die Fremdplanetarier sogar ihr Recht auf Rückkehr, denn es war nicht gestattet, dreimal hintereinander zu einem interstellaren Flug aufzubrechen, ohne neue Kenntnisse über besiedelbare Planeten oder andere Zivilisationen gewonnen zu haben.

Es vergingen Zyklus um Zyklus, Periode um Periode. Immer tiefer stieß das Schiff in die Weiten des Kosmos vor. Einem Sprung in den Hyperraum folgte ein Erkundungsflug, dann wieder ein neuer Sprung in den Hyperraum. Immer weiter und weiter, auf der Suche nach anderen Lebensformen, bis die Verbindung zum Lotan abbrach. Immer weiter und weiter, obwohl kaum mehr genug Energie für die Rückkehr vorhanden war.

Denn eine Rückkehr ohne das Recht zur Rückkehr bedeutete den Tod.

Beim letzten Sprung in den Hyperraum, als schon keine Hoffnung mehr bestand und die Energievorräte fast aufgebraucht waren, hatte das Expeditionsschiff Glück.

Nahe einem gewöhnlichen gelben Stern existierte auf einem warmen Planeten mit Sauerstoffatmosphäre eine Zivilisation unbekannten Typs.

Diese aus einer Sackgasse der Evolution hervorgegangene Zivilisation, die eine merkwürdige, unlogische Ethik entwickelt hatte und hoch technisiert war, entsprach den ersten Blick allen Anforderungen an eine zukünftige Kolonie.

Jetzt musste nur noch die Verbindung zum Lotan hergestellt werden. Das Expeditionsschiff konnte eine rückständige Zivilisation zwar vernichten, aber nicht unterwerfen.

Signal um Signal wurde abgesetzt: vergeblich. Es kam keine Antwort. Doch die Wesen, die im milden, orangefarbenen Licht des Lotan zu Vernunftbegabten geworden waren, konnten warten.

Unter Einsatz der letzten Tropfen Treibstoff fand das Schiff einen geeigneten Ort für den Aufbau einer Forschungsbasis und verband diese durch einen Hypertunnel mit jenem Planeten, der als zukünftige Kolonie ausersehen war. Der Unterhalt des Hypertunnels fraß trotz der geringen Entfernung zum Planeten beinahe die gesamte Energie der Reaktoren. Dafür hatte die Schiffsbesatzung, die sich nun in völliger Sicherheit befand, jederzeit die Möglichkeit, sich auf den Planeten zu begeben. Die Bewohner nannten ihren Planeten Erde, sich selbst nannten sie Menschen. Wollte man sie unterwerfen, war es unabdingbar, ihr Verhalten zu verstehen.

Direkt am Raumschiff errichtete die Besatzung ein Versuchsgelände. Es war eine gewöhnliche Konstruktion aus Stahlgitterplatten und Kunststoffkeramik, die für die Durchführung von Langzeitstudien ausgelegt war. Die Errichtung der Kuppel dauerte mehrere Jahre nach irdischer Zeitrechnung und verschlang Zigtausende Tonnen Stahl, der direkt von der Erde beschafft wurde. Simulationsvorrichtungen verliehen der Konstruktion das Aussehen einer irdischen Inselgruppe. Vor allem der Bau der Burgen und Brücken erwies sich als höchst kompliziertes Unterfangen.

Doch die Vernunftbegabten vom Planeten Lotan meisterten ihre Aufgabe mit Bravour.

Spezialanzüge ermöglichten es ihnen, sich als Menschen getarnt auf der Erde zu bewegen. Und mithilfe von Bioreplikatoren gelang es ihnen, Menschen zu entführen, ohne Aufsehen zu erregen.

Die Erforschung der Erdenbürger begann mit einfachen Tests zu Standardreaktionen wie Selbsterhaltung, Angst, Hass. Wie konnte man Erdlinge dazu bringen, sich zu unterwerfen? Was rief ihren Widerstand hervor?

Schon die ersten Ergebnisse waren überraschend.

Die Menschen verfügten über ein ganzes Arsenal eigenartiger, abnormaler Verhaltensmuster: Liebe, Freundschaft, Mitleid. Die Menschen hatten diese Begriffe erfunden und sich verständliche Erklärungen dafür zurechtgelegt. Doch die Vernunftbegabten des Planeten Lotan erkannten das Wesentliche, das sich hinter dem Gewirr aus Worten verbarg.

Etwas veranlasste die Menschen dazu, ihre eigenen Reaktionsmuster auf andere zu übertragen: sich um das Leben Bekannter zu sorgen; Verwandten Erfolg zu wünschen; diejenigen zu hassen, die anderen Menschen, ja selbst Fremden Schaden zufügten.

Es wurden diverse Hypothesen aufgestellt, um dieses Verhalten zu erklären. Man konnte es aus der Sicht des Reproduktionsinstinkts betrachten oder als Identifikationsphänomen. Die Quintessenz blieb immer dieselbe: Die Menschen passten nicht in vorgefertigte Kategorien.

Der Plan der Kolonisierung musste also neu überdacht werden.

Die Vernunftbegabten vom Planeten Lotan stellten sich dieser Aufgabe. Sie, die nicht einmal wussten, was Freundschaft bedeutet, unternahmen den Versuch, die Liebe zu verstehen.

Die Jahre verrannen. Beständig wurden Signale abgesetzt, die sich jedoch in den Weiten des Alls verloren und auf dem orangefarbenen Lotan nie ankamen. In der Zwischenzeit wurden die Reaktionsweisen der entführten Erdlinge in den Bordcomputern abgespeichert und analysiert.

Die Besatzung des Expeditionsschiffes kam zu der Erkenntnis, dass ihr Plan zu scheitern drohte. Für die Erdlinge gab es keine einheitlichen Verhaltensmuster. Ein Mensch konnte sein Leben opfern, um ein fremdes Kind zu retten, ein anderer dagegen nahm mit Leichtigkeit den Tod des eigenen Kindes in Kauf, was nicht nur der ungewöhnlichen Ethik seines Planeten, sondern auch dem Reproduktionsgedanken an sich widersprach, der allem Leben zugrunde lag. Es war unmöglich, vorherzusagen, wie der eine oder andere Mensch sich im Fall einer Invasion der Erde verhalten würde. Man konnte nicht mit Sicherheit feststellen, wie man einen Menschen mehr beeindruckte, indem man zum Beispiel seine Liebste entführte oder indem man ihm einen hohen Posten auf dem versklavten Planeten versprach. Die Kolonisierung würde zu einer Lotterie geraten, zu einem Spiel ohne Regeln.

Doch die Vernunftbegabten des Lotan bevorzugten klare Regeln. Sie begannen zu suchen, und sie wurden fündig.

Auf der Erde gab es Menschen, deren Verhalten über das Schicksal des gesamten Planeten entscheiden konnte: Staatsoberhäupter, Parteiführer, Religionswächter, Wissenschaftler, Journalisten, Schriftsteller.

Diejenigen eben, denen die Bewohner des merkwürdigen Planeten vertrauten, für die sie Respekt empfanden.

Die Invasionsschiffe vom Lotan würden dreißig Erdenjahre nach Herstellung der Verbindung eintreffen. Die Besatzung des Expeditionsschiffes musste also für jenen Zeitpunkt Informationen über die Psychologie der zukünftigen Führer der Erde beschaffen. Also von denjenigen Menschen, die in dreißig oder vierzig Jahren an der Macht wären. Von Kindern, denen die Hauptrollen in einem Stück zufallen würden, das noch gar nicht geschrieben war.

Es erwies sich als nicht allzu schwierig, geeignete Kandidaten herauszupicken. Die Geschichte wird nicht von Dummköpfen gemacht. Speziell für den Einsatz auf der Erde hatte die Besatzung des Expeditionsschiffes Geräte entwickelt, mit denen die Intensität des intellektuellen Feldes eines Menschen gemessen werden konnte.

Freilich gelangt nicht jedes Genie zu Ruhm. Doch die Außerirdischen begriffen den Intellekt als die Summe geistiger Fähigkeiten, die es ihrem Träger erlauben würden, eine gehobene Stellung in der Gesellschaft einzunehmen. Der auf diese Weise gemessene Intellekt bot eine ausreichende Garantie für die zukünftige Karriere eines Menschen.

Natürlich war es unmöglich, alle Faktoren zu berücksichtigen. Immer wieder kam es vor, dass Heranwachsende mit fantastischen intellektuellen Werten bei Unfällen ums Leben kamen. Andere gerieten in Situationen, an denen sie selbst als geborene Führer zerbrachen.

Zur Sicherheit trafen die Außerirdischen eine großzügige Vorauswahl. Fast tausend Heranwachsende pro Jahr wurden auf die Inseln geschleust. Man schuf Bedingungen für sie, in denen alle Aspekte ihrer Persönlichkeit zum Tragen kamen: Angst und Wagemut genauso wie Liebe und Hass. Die einen sperrten sich gegen jede Art von Zusammenarbeit, andere wurden bereitwillig zu Spionen. Der eine errichtete auf seiner Insel eine gewalttätige Diktatur, ein anderer führte sie demokratisch, zurückhaltend und im Bestreben, die Interessen aller zu berücksichtigen.

Auf den Inseln wurde ein »Großes Spiel« inszeniert, dessen Ziel für die Beteiligten verführerisch und begehrenswert war. Es wurden Regeln aufgestellt, die zum Teil unerlässlich waren, um das Spiel in Duelle zwischen Verstand und Willen zu kanalisieren und es nicht auf den Kampf gestählter Muskeln zu reduzieren. Das Verbot, bei Sonnenuntergang nach oben zu blicken, hatte eine doppelte Erklärung: Einerseits wurde zum Zeitpunkt der Umstellung der Simulatoren von Tag- auf Nachtbetrieb die nackte Kuppel des Versuchsgeländes für einen kurzen Augenblick sichtbar, andererseits sagt der Versuch, ein Verbot zu unterlaufen, eine Menge über einen Menschen aus. Zu allen Zeiten und auf allen Planeten waren die Unruhestifter immer diejenigen, die keine Angst hatten, Regeln zu brechen.

Die physischen Grundvoraussetzungen der Spieler wurden durch die speziellen Schwertimitate ausgeglichen, die nur durch die Willensleistung ihres Besitzers zu einer scharfen Waffe wurden. Mit einem solchen Schwert konnte ein willensstarker Schwächling einen athletisch gebauten Waschlappen ohne Weiteres besiegen.

Es verrannen die Jahre, vergingen die Jahrzehnte. Immer noch bestand keine Verbindung zum Lotan.

Doch das Große Spiel lief immer weiter, und immer mehr junge Menschen starben auf den Inseln ...

DIE RÜCKKEHR

Wir schwiegen. Unser Gefangener war verstummt und rührte sich nicht. Den Vogelkopf in den Nacken gelegt, saß er in seinem Sessel und wirkte erschöpft.

»Dann sind wir also alle zukünftige Berühmtheiten?«, fragte Timur.

Inga sah ihn ein wenig mitleidig an. »Der große Feldherr Timur«, sagte sie nachdenklich.

»Der große Künstler!«, verbesserte Timur. »Meine Leidenschaft war immer das Zeichnen.«

»Ihr verfluchten Bestien!«, platzte Tolik heraus, der neben meinem Stuhl auf dem Boden saß. »Na gut, ihr wollt uns erobern... idiotisch, stumpfsinnig... Kriege und Eroberungen hat es immer schon gegeben auf der Erde. Aber Kinder zu nötigen, sich gegenseitig umzubringen...«

Toliks Wortwahl überraschte mich. Wir hatten uns nie selbst als Kinder bezeichnet, war es doch unser großer Wunsch, erwachsen zu sein. Ein Mensch wird aber erst in dem Moment erwachsen, in dem er aufhört, es sich zu wünschen.

»Auch das hat es schon immer gegeben«, entgegnete der Fremdplanetarier gelassen. »Immer schon, zu allen Zeiten. Kinder haben sich gegenseitig bekämpft und auch getötet, nicht immer physisch, aber häufig seelisch. Das Leben gab ihnen dazu die Waffen in die Hand, die jeweilige Zeit legte die Regeln fest und lehrte sie auch, diese zu brechen. Wir haben nur die Rolle des Lebens und der Zeit übernommen. Keine sehr angenehme Rolle. Unsere Regeln sind härter, aber gerechter. Wir wählen diejenigen aus, die uns geeignet erscheinen. Eure Führer wählen diejenigen aus, die ihnen nützen. Zu allen Zeiten war das so.«

»Aber auf der Erde haben wir nicht getötet!«, rief Tolik aufgebracht. »Wir hatten keine Schwerter!«

»Hattet ihr doch. Und zwar sowohl echte als auch solche mit Klingen aus Worten und Taten. Auch solche Klingen können töten.«

»Du bist gar nicht so dumm, wie du dich stellst«, sagte ich zu unserem Gefangenen und erhob mich von meinem Stuhl.

Auch der Außerirdische stand nun auf, wobei seine knorrigen Gelenke ächzten.

»Du auch nicht, Kommandeur der Menschen. Du verstehst es, zu lieben und zu hassen, darin liegt deine Stärke. Ich bin nur ein Experte für Sprache und Menschen. Und ich verstehe mich darauf, mein Verhalten zu ändern.«

»Wo ist der Hypertunnel zur Erde, du Gnom?«, fragte ich zornig.

»Der Hypertunnel verschwindet, wenn die Energiezufuhr aussetzt«, erwiderte er zögernd.

Der Hass machte mich klüger.

»Wie lange dauert es, bis er verschwindet?«

»Einen halben Zyklus.«

Mein Schwert zuckte gegen den Hals des Außerirdischen, dass die Federn nur so staubten.

»Übersetze das gefälligst in unsere Zeitrechnung«, knurrte ich.

»Sechs bis sieben Stunden.«

»Zum letzten Mal: Wo ist er, dieser Hypertunnel?«

»Hinter dieser Wand«, antwortete er, und einen Moment lang hatte ich den Eindruck, dass er mich auf den Arm nehmen wollte. »Die Wand wird per Knopfdruck hydraulisch hochgefahren. Allerdings hat das Bedienpult keinen Strom mehr.«

Rat suchend sah ich mich nach den anderen um. Timur hielt die Strahlenpistole des getöteten Raumschiffkapitäns in der Hand.

»Dynamit haben wir hier keines«, brummte er und fummelte an der Waffe herum. »Dann probieren wir's doch mal damit. Das hier müsste doch der Abzug sein...«

Die Wand wurde noch um einiges effektvoller hinweggepusht als zuvor die Lamellentür am Eingang. Möglicherweise hatte Timur unwissentlich eine zu starke Strahlung eingestellt.

Hinter den zerfetzten Metallplatten befand sich ein winziger Raum. Auf Regalbrettern an den Wänden lagen Kleidung, Koffer, Bücherstapel und tragbare Aufnahmegeräte ohne erkennbare Ordnung herum, außerdem einige Kameras in ledernen Fototaschen.

Immitten des Raums befand sich ein blaugrün schimmernder, runder, etwa einen Meter breiter Spiegel, der in der Luft zu schweben schien.

Über die qualmenden Trümmer hinweg betrat ich den Raum und inspizierte die leuchtende Scheibe.

Es war kein Spiegel, sondern ein zitterndes Häutchen, flirrende Luft, eine Wolke aus farbigem Staub in einem Stahlrahmen; ein flackernder Ring, hinter dem sich dunkelgrüne Kiefernzweige im Wind wiegten und herbstliches Laub durch die Luft flog; eine unsichtbare Membran, hinter der sich eine Böschung befand, die zu einer Straße hinabführte, und eine untergehende Sonne, die sich in den Scherben einer zerbrochenen Flasche spiegelte.

»Ist er das?«, flüsterte ich.

Unser Gefangener stand neben mir. Chris und Timur hatten ihn in den Raum geschleift.

»Ja, das ist er«, bestätigte er.

»Und wie benutzt man ihn?«

»Einfach hineingehen.«

Hineingehen! Einfach hineingehen! Und auf die Erde zurückkehren! Mein Herz schlug bis zum Hals. Als ich mit dem Finger die flimmernde Membran berührte, spürte ich den kühlen irdischen Wind. Es war ein frischer Herbstwind, der zum Greifen nah direkt hinter der Membran des Hypertunnels sanft blies. Er hatte keine Lust, durch die stickigen Kabinen des Raumschiffs zu pfeifen, er wartete auf uns. Und wir würden kommen.

»Die Schleuse wird enger, Dima«, drängte Chris und rüttelte mich an der Schulter. Ich erschrak. Chris hatte recht. Der Ring war bereits um einige Zentimeter kleiner geworden. Noch eine halbe Stunde, dann würde er ganz verschwinden. Wir hatten noch zehn Minuten Zeit, danach würde ein Mensch nicht mehr hindurchpassen.

»Wie kann man das Schrumpfen der Schleuse stoppen? Rede!« Verzweifelt krallte ich meine Hände in den federflaumigen Nacken des Außerirdischen und schüttelte ihn.

»Der Reaktor ist zerstört, der Hypertunnel verschwindet«, sagte er gleichgültig.

Den Vogelmenschen grob zur Seite stoßend, wandte ich mich an die anderen. Ich suchte Blickkontakt zu Inga und nickte ihr energisch zu.

»Später, Dima. Lass erst mal die anderen...«, sagte sie und senkte den Blick.

»Wir haben keine Zeit zu diskutieren!«, brüllte ich sie an. »Mach, dass du da hindurchkommst, aber plötzlich!«

Timur packte Inga am Gürtel und hob sie mit spielender Leichtigkeit an die flimmernde Membran, die in dem enger werdenden Stahlring etwa einen halben Meter über dem Boden schwebte. Chris kam ihm zu Hilfe.

»Vielleicht wäre es besser mit den Füßen voran, nicht dass du auf den Kopf fällst?«, flüsterte er.

»Mit den Füßen voran?« Timur zog die Stirn kraus. »Blödsinn!«

»Ist es richtig so?«, fragte ich und sah den Fremdplanetarier drohend an. »Ich warne dich, wenn ihr etwas passiert, geht's dir an den Kragen.«

»Alles in Ordnung so«, antwortete er beschwichtigend. »Ich verstehe eure Bedenken.«

Inga stieß einen Schrei aus, als ihre Beine durch die schimmernde Membran stießen. Chris und Timur erstarrten.

»Lasst sie los!«, befahl ich.

Inga verschwand.

»Los, jetzt du«, sagte ich zu Rita gewandt.

Rita machte keine Anstalten, stattdessen sah sie Chris fragend an. »Gehst du?«

Chris schüttelte den Kopf. »Nein. Wenn wir gehen, wer erklärt dann den anderen, was los ist? Und wer passt dann auf dieses Federvieh auf? Ich bleibe.«

Ein Lächeln huschte über Ritas Gesicht. »Ich bleibe bei dir, mein Kommandeur. Wir bleiben bei dir.«

Ratlos sah ich die beiden an.

»Chris!«, flüsterte ich eindringlich und deutete mit einer Kopfbewegung auf die Schleuse.

Kopfschüttelnd und mit einem milden Lächeln im Gesicht parierte der Engländer meine Aufforderung. »Ich kann doch die anderen nicht allein lassen, Dima. Schließlich bin ich doch ihr Kommandeur, wenn du gehst.«

»Ich?«

»Ja, du.«

»Und du, Timur?«

Seufzend breitete Timur die Arme aus. »Zwei Timure wären zu viel für eine Erde. Ich muss noch lernen, mit diesem Teil hier umzugehen«, sagte er grinsend und wedelte mit der Strahlenkanone. »Außerdem finde ich das Raumschiff spannend. Nimm das als Andenken mit.«

Er nahm den Tragegurt mit seinem Samuraischwert von der Schulter und überreichte es mir.

Zu Tränen gerührt, bekam ich kein Wort heraus. Stattdessen griff ich nach meinem Schwert und streckte es Timur hin.

Plötzlich fasste mich Tolik am Arm. »Ihr Idioten, beeilt euch, der Durchlass wird immer enger!«

Der Ring hatte noch vierzig Zentimeter Durchmesser, vielleicht sogar etwas weniger. Ein leuchtender Fleck in seinem Stahlkäfig.

Zu dritt hieften Chris, Timur und Tolik mich durch die enge Schleuse.

Zuerst fühlte ich den Wind, der mir ins Gesicht blies. Dann erblickte ich die grasbewachsene Böschung, und mir wurde schwindlig. Jetzt spürte ich die Schwerkraft der Erde. Eine unsichtbare starke Hand hatte mich der Inselwelt entrissen und auf meinen Heimatplaneten zurückbefördert.

Mich überschlagend und ohne die geringste Chance zu bremsen, kullerte ich den steilen Hang hinab. Mein Aufenthalt auf den Vierzig Inseln endete genauso, wie er begonnen hatte: mit einem heftigen Absturz.

Meine rasante Talfahrt endete abrupt an einem Baum. Dumm nur, dass ich ausgerechnet mit dem Kopf dagegenkrachte!

Als ich das Bewusstsein wiedererlangt hatte, taten mir sämtliche Knochen weh. Wie nach einem Wachdienst auf der Ostbrücke. Eine leichte, kühle Hand streichelte mir übers Gesicht.

»Inga«, flüsterte ich, ohne die Augen zu öffnen. »Entschuldige, dass ich dich angeschrien habe.«

»Das verstehe ich schon«, entgegnete sie ruhig.

Wir befanden uns auf halber Höhe des Hangs, zwischen dem höchsten Punkt des Hügels und einer einsamen, menschenleeren Straße. Inga saß mit dem Rücken an ebenjene Kiefer gelehnt, an der ich zur Begrüßung auf der Erde k. o. gegangen war. Mein Kopf ruhte auf ihren Knien.

Ich spähte zum Himmel und suchte ihn nach einer Spur des Hypertunnels ab. Vergeblich. Womöglich konnte man ihn nur vom Schiff aus sehen.

»Was ist mit den anderen?«, fragte Inga.

»Sie haben sich geweigert zu gehen. Chris, Timur und Tolik haben mich gepackt und durch die Schleuse geschoben. Ich bin ihnen so unendlich dankbar. Was meinst du, ob es ihnen gelingt, den Tunnel wieder zu aktivieren?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte sie achselzuckend. »Aber es ist doch nicht unsere Schuld, oder?«

»Was ist nicht unsere Schuld?«

»Dass sie zurückgeblieben sind.«

Nachdenklich blickte ich zur Straße hinab. »Nein. Sie waren wohl schon zu sehr an die Inseln gewöhnt. Die Inseln waren ganz ihre Welt geworden.«

»Aber auch unsere Welt.«

»Ein bisschen, ja.«

»Aber wir sind jetzt wieder auf der Erde und...«

Inga sprach nicht zu Ende. Über dem Hügel tauchte plötzlich wie aus dem Nichts ein Holzsword auf, wirbelte durch die Luft und fiel wenige Meter oberhalb von uns ins Gras.

»Ja, wir sind auf der Erde«, wiederholte ich, rappelte mich auf und ging das Schwert holen.

ZU HAUSE

Gegen Abend erreichten wir eine Stadt.

Wir waren der Straße gefolgt, die sich unterhalb unseres »Landehügels« befand. In sanften Windungen schlängelte sie sich talwärts und war von südlich anmutenden Gärten gesäumt. Alte Apfelbäume bogen sich darin unter der Last ihrer riesigen, rotbackigen Früchte. Ich konnte der Versuchung, einige davon zu pflücken, einfach nicht widerstehen, schon beim ersten Baum griff ich zu.

Schmatzend biss ich in die saftigen, unbeschreiblich süßen Äpfel, während wir über den von der Sonne aufgeheizten Asphalt trotteten. Immer wieder brachen wir grundlos in Gelächter aus. Aber was heißt da grundlos? Wir befanden uns auf der Erde! Zwar nicht in unserer Heimatstadt, aber immerhin auf der Erde. Wir waren nach Hause zurückgekehrt! Das Wiedersehen mit unseren Eltern - und mit unseren Doppelgängern - stand uns noch bevor. Früher oder später.

Schon von ferne konnten wir den Stadtrand sehen: ein Neubauviertel aus neun- und zwölfstöckigen Häusern, deren Fenster die Abendsonne reflektierten. Noch hatte ich keinerlei Plan, was zu tun war: an die Tür der erstbesten Wohnung klopfen, eine Milizstation suchen oder Wissenschaftlern von unseren Abenteuern erzählen. In jenen Momenten war es mir aber völlig gleichgültig.

Wir waren zu Hause, nur das zählte!

Als wir die ersten Gebäude erreichten, entdeckte ich in einem kleinen Hinterhof ein gepflegtes Blumenbeet. Inga lief ein Stück vor mir her und achtete gerade nicht auf mich.

Diesmal traute ich mich. Eilig pflückte ich einige der Blumen. Obwohl es nur blasse Chrysanthemen waren, die der Herbstwind schon ein wenig zerzaust hatte, waren es für mich die schönsten Blumen der Welt.

Ich holte Inga ein und fasste sie an der Hand.

»Auf den Inseln gab es ja keine Blumen«, sagte ich und reichte ihr den kleinen Strauß. »Die hier... ähm... sind für dich.«

Hand in Hand standen wir nun da und waren ziemlich verlegen. Uns trennte nur der Blumenstrauß, den ich fest umklammert hielt, als Inga danach griff und ich ihre schmalen warmen Finger spürte.

»Ich habe noch nie jemandem Blumen geschenkt«, sagte ich, während mein Gesicht zu glühen begann.

Wir sahen uns in die Augen. Selbst im Dämmerlicht konnte ich mein Spiegelbild in ihren Pupillen sehen, so nah waren sich unsere Gesichter.

»Ich habe noch nie jemanden geküsst«, flüsterte Inga.

Die Berührung ihrer Lippen spürte ich kaum. Umnebelt versank ich in einem bodenlosen Abgrund, mir wurde schwindlig, und ein heftiger Schauer fuhr durch meinen Körper. Der Duft ihrer Haare, der Duft der Äpfel, die schwerelose süße Berührung ihrer Lippen, alles verschmolz zu einem wilden Taumel und brachte mein Blut zum Kochen.

Mit einem Ruck lösten wir uns voneinander, so wie ein Verdurstender die Feldflasche absetzt, da er Gefahr läuft, sich vor Gier zu verschlucken.

Verlegen wandte Inga sich ab und wies mit einer Kopfbewegung auf eine Holzbank, die unweit eines Hauseingangs stand.

»Setzen wir uns?«, fragte sie.

Wir suchten keinen Ort, um uns weiter zu küssen. Unsere Bank lag mitten im Schein der inzwischen eingeschalteten Straßenbeleuchtung und wäre dafür kaum ein geeigneter Ort gewesen. Außerdem waren wir beide noch vom ersten Kuss völlig aus den Fugen.

Um uns herum herrschte Stille, allmählich brach die Nacht herein. Nur ab und zu hörte man auf der Straße ein Auto vorbeifahren, leise und gedämpft, so als wollten auch sie uns nicht stören in diesem Augenblick. Schweigend sahen wir uns an, als sähen wir uns zum ersten Mal. Oder zum letzten Mal.

Schritte und ein erregtes, von johlendem Gelächter unterbrochenes Geschwätz näherten sich vom Bürgersteig her unserer Bank. Aus dem Augenwinkel konnte ich sehen, dass eine Gruppe junger Burschen auf den Hauseingang zuing. Sie mochten zwischen dreizehn und fünfzehn Jahre alt sein, ein fröhlich lärmender Haufen Halbstarke. Ich beobachtete die Gruppe mit einer beinahe mitleidigen Milde. Ich fühlte mich um fünf, um zehn, ja um vierzig Jahre älter als diese Jungen. Um vierzig Inseln älter!

Als die Jungen uns auf der Bank sitzen sahen, verstummte ihr Gespräch. Neugierig und ein wenig geringschätzig sahen sie uns an. Kein Wunder, so wie wir aussahen. Mich streckend, rückte ich das doch eher peinliche Holzschild so zurecht, dass es hinter der Lehne der Bank verborgen war.

Auf unserer Höhe angekommen, blieb einer der Jungen plötzlich stehen und ließ sich neben Inga auf die Bank plumpsen. Wenige Augenblicke später stand die ganze Bande, die eben noch zielstrebig auf das Haus zugegangen war, um uns herum. Alle schwiegen. Einige von ihnen kauten möglichst cool auf Kaugummis herum, einer kramte in seiner Brusttasche und zog eine schrumpelige, bröselnde Zigarette hervor.

»Hast du mal Feuer?«, fragte er mich.

»Tut mir leid, ich rauche nicht«, erwiderte ich und musste unwillkürlich grinsen.

Als sei er zutiefst erstaunt, verzog der Junge das Gesicht. »Was hat er gesagt?«, fragte er einen seiner Kumpel.

»Er hat gesagt, dass er nicht raucht, Waljok«, wiederholte jener dienstfertig.

Der Junge, der Waljok hieß, tat noch überraschter. »Und wozu brauchst du dann so ein Kälbchen, wenn du nicht rauchst?«

Alle brüllten vor Lachen. Ich würgte an einem dicken Kloß im Hals. Musste das jetzt wirklich sein?

»Pfoten weg!«, fauchte Inga.

Ich fuhr herum und spürte, wie sich jemand von hinten in meinen Nacken krallte.

»Pfoten weg!«, wiederholte Inga.

Der Junge neben ihr grinste nur frech und ließ seine Hand ungerührt auf ihrem Knie liegen. Wenige Augenblicke später beförderte ihn Inga mit einem kräftigen Ellenbogencheck von der Bank. Völlig verwundert fand er sich auf dem Boden wieder.

»Die Kleine ist wohl nichts für dich«, stellte Waljok zufrieden fest. »Hau ab, jetzt werden wir uns mal um sie kümmern.«

»Ihr solltet lieber selber abhauen, ihr Milchbubis«, entgegnete ich.

Die Umstehenden schienen einigermaßen überrascht von meinem Konter. Selbst die beiden, die mich von hinten festhielten, lockerten für einen Moment ihren Griff.

»Wie hast du uns genannt?«, fragte Waljok jedes Wort einzeln betonend und hielt sich die Hand ans Ohr, als hätte er mich nicht verstanden. Diesmal wiederholte keiner meine Worte. Alle glotzten mich nur an.

»Ich hab deinen Joke wirklich nicht verstanden«, sagte Waljok und kam auf mich zu. »Könnte sein, dass dir das noch leidtut.«

»Dem ist alles egal«, stichelte einer der beiden hinter meinem Rücken. »Er hält sich für einen Ninja, schleppt ein Schwert mit sich herum. Dummerweise ist es aus Holz, er hat wohl Angst vor den Bullen.«

Jemand zerrte an meinem Schwert. Ein dumpfes Pochen ertönte, als die Jungen hinter mir mit dem Fingerknöchel daraufklopfen. Waljok kramte unterdessen in seiner Hosentasche. Als er seine Hand wieder hervorzog, war sie mit einer Eisenkette umwickelt.

»Jetzt musst du dich leider entschuldigen, du armer Irrer«, sagte er mit gespielter Freundlichkeit. »Aber vielleicht gehst du ja von selbst auf die Knie?«

»Verzieht euch«, sagte ich trocken, »Lasst uns in Ruhe.«

Zwei von ihnen hatten sich jetzt von vorn Inga genähert. Mehrere standen in unserem Rücken, ihr Anführer direkt vor mir.

»Dann wollen wir mal«, sagte Waljok und wickelte genüsslich einen halben Meter seiner Kette ab.

»Inga, hinter dir!«, rief ich, während ich aufsprang und einen der beiden Jungen, die sie gerade von vorn angriffen, mit einem Fußtritt außer Gefecht setzte. Der zweite trollte sich augenblicklich.

Waljok blieb unbeeindruckt, er fletschte nur die Zähne und schwang seine monströse Kette, die direkt vor meinem Kopf im Kreis wirbelte. Als er zuschlug, duckte ich mich im letzten Moment weg, und die Kettenglieder sausten zischend ins Leere.

»Dima, drei von hinten!«

Für einen Augenblick wandte ich mich um. Inga hatte den ersten bereits in die Flucht geschlagen und nahm sich gerade den zweiten vor. Mit einem Faustschlag erledigte ich den dritten.

»Habt ihr genug?«, fragte ich, nachdem ich mich wieder Waljok zugewandt hatte.

Er spuckte aus, fluchte und stürzte sich auf mich.

Plötzlich spukten wieder Phrasen aus der Welt der Vierzig Inseln durch meinen Kopf.

Auf der Südbrücke!

Kostja in der Burg... an einer Wunde.

Werft die Waffen weg!

Ich erledige das selbst, ich will nach Hause.

Die Kette sauste auf mich herab, einmal, zweimal. Nur mit Mühe konnte ich den Schlägen ausweichen. Dreimal, viermal.

Wir hätten euch beide kaltmachen sollen.

Wir nehmen keine Gefangenen.

Immer. Zu allen Zeiten.

Als ich die Hand um den Schwertgriff legte, spürte ich den kalten Stahl auf meiner schwitzenden Haut. Mit einem Ruck riss ich das Schwert aus der Lederschlaufe.

Die funkelnde Klinge durchschlug die Eisenkette wie ein verrottetes Seil. Das abgetrennte Kettenstück wirbelte meterweit durch die Luft und landete rasselnd auf dem Asphalt. Mit leeren Augen starrte Waljok mich an.

Mit der gewohnten Bewegung, die mir auf den Inseln in Fleisch und Blut übergegangen war, holte ich mit dem Schwert aus. Waljok ging in die Hocke, um dem Schlag auszuweichen, und bekam schon im nächsten Moment mein Knie ins Gesicht. Hingestreckt auf den Asphalt, versuchte er, seinen Körper mit den Armen zu schützen.

Das Schwert mit beiden Händen fassend und über den Kopf schwingend, stand ich über ihn gebeugt und holte zum letzten Schlag aus.

Waljok quiekte hysterisch, doch sein Gewinsel wurde von Ingas Schrei übertönt.

»Nicht, Dima!«

Das blaue Licht der Laternen tanzte über die Klinge. Vor mir rappelte sich ein zusammengekrümmter Schatten auf und machte sich davon.

»Scheißding«, presste ich stimmlos hervor und starrte auf den blitzblank polierten Stahl. »Hier also auch... Scheißding!«

Mit der Rechten den Griff, mit der Linken die Klinge umfassend, wuchtete ich das Schwert in blinder Wut und Verzweiflung solange gegen mein

Knie, bis es zersplitterte. Den Schmerz in meiner Hand spürte ich nicht.

»Willst du mich für immer verfolgen, du Drecksteil?«

Ich schmetterte die Bruchstücke auf den Boden und trampelte sinnlos darauf herum, bevor ich sie schließlich mit den Füßen ins nächste Gebüsch beförderte. Vor Tränen blind, taumelte ich zur Seite, stieß gegen die Bank, auf der wir zuvor gesessen hatten, und sank kraftlos darauf nieder. Den Kopf in die Arme gelegt, ließ ich den Tränen freien Lauf.

»Weine nicht, Dima. Du bist doch stark. Du hast doch nicht einmal auf den Inseln geweint.«

Mit einem leisen Schluchzen hatte Inga den Arm um mich gelegt und sich dicht an mich geschmiegt.

»Es geht alles vorbei, Dima, glaub mir. Beruhige dich.«

Langsam richtete ich mich auf und vergrub den Kopf in Ingas Haaren. Dann plötzlich begann ich dünn und krampfhaft zu lachen.

»Es ist so lächerlich, Inga... Ich kann dich nicht umarmen. Meine Hände sind zerschnitten.«

Dank

Der Autor bedankt sich bei Inga, Dima, Timur, Ilja und Sershan, die mit ihren Ratschlägen und allein durch ihre bloße Existenz beim Schreiben dieses Buches mitgeholfen haben.

Er glaubt fest daran, dass es in der Kindheit, wo jeder Innenhof eine Insel und jede Straße eine Brücke ins Unbekannte ist, eines Tages keinen Platz mehr geben wird für Spiele, in denen getötet wird.

Ich danke allen, die dieses Buch verstanden haben.

Der neue russische
Bestseller-Autor



Es ist das Jahr 2033.

Nach einem verheerenden Krieg liegen weite Teile
der Welt in Schutt und Asche. Die letzten Menschen
haben sich in die riesigen U-Bahn-Netze der Städte
zurückgezogen. Doch sie sind nicht allein...

»Ein phantastisches Epos!«
Sergej Lukianenko

Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel
Рыцари Сокола Островов
bei AST, Moskau.

Copyright © 1992/1997 by Sergej W. Lukianenko Copyright © 2009 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Maria Peek
Lektorat: Sascha Mamczak
Layout und Herstellung: Helga Schömig

eISBN : 978-3-641-03254-8

www.randomhouse.de